

Deutsches
Jugendinstitut
(Hrsg.)

AID:A
AUFWACHSEN IN DEUTSCHLAND:
ALLTAGSWELTEN

AID:A 2023

Blitzlichter

Zentrale Befunde des DJI-Surveys zum
Aufwachsen in Deutschland

Deutsches
Jugendinstitut
(Hrsg.)

AID:A 2023

Blitzlichter

Zentrale Befunde des DJI-Surveys zum
Aufwachsen in Deutschland

Zitiervorschlag: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.) (2024): AID:A 2023 Blitzlichter. Zentrale Befunde des DJI-Surveys zum Aufwachsen in Deutschland. Bielefeld: wbv Publikation

2024 Deutsches Jugendinstitut e. V.
CC-BY-NC-ND



Herausgeber: Deutsches Jugendinstitut e. V. (DJI)
Gesamtherstellung:
wbv Media
Auf dem Esch 4
33619 Bielefeld
service@wbv.de wbv.de
Grafikdesign: Christiane Zay, Passau
Satz: Rennert Mediendienstleistungen, Aufkirch

Print: 9783763977994
ISBN E-Book: 9783763978007

Die Online-Version dieser Publikation ist abrufbar unter:
doi.org/10.3278/9783763978007

Eine Veröffentlichung des Deutschen Jugendinstituts e.V. München (DJI)

Das DJI ist eines der größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas. Seit 60 Jahren erforscht es die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien, berät Bund, Länder und Gemeinden und liefert wichtige Impulse für die Fachpraxis. Aktuell sind an den beiden Standorten München und Halle (Saale) etwa 460 Beschäftigte tätig, darunter rund 300 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Finanziert wird das DJI überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält es im Rahmen von Projektförderungen u. a. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), der Europäischen Kommission, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Herausgeber:
Deutsches Jugendinstitut e. V. (DJI)
Nockherstr. 2
81541 München

www.dji.de

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Susanne Kuger, Leitung	Dr. Thorsten Naab
Dr. Anne Berngruber	Yasmin Öztürk
Dr. Janine Bernhardt	Holger Quellenberg
PD Dr. habil. Christina Boll	Dr. Claudia Recksiedler
Dominik Braun	Dr. Pia Saueremann
Sophia Chabursky	Dr. Diana Schacht
Harald Eichhorn	Selina Schelian
Thomas Eichhorn	Dr. Simone Schüller
Dr. Christine Entleitner-Phleps	Dr. Inga Simm
Andreas Fischer	Hannah Sinja Steinberg
Dr. Bettina Grüne	Dr. Christine Steiner
Dr. Lisa Hasenbein	Dr. Susanne Ulrich
Dr. Andreas Herz	Prof. Dr. Sabine Walper
Dr. Stefan Hofherr	Karl-Philipp Walsch
Dr. Shih-cheng Lien	Ina Weigelt
Dr. Anja Linberg	Dr. Diana Willems
Dr. Hanna Maly-Motta	Dr. Claudia Zerle-Elsässer
Laura Meijer	

Vorwort

Es sind fraglos bewegte Zeiten: Lange nicht waren Kinder, Jugendliche und ihre Familien so intensiv im Blickfeld wie während und noch im Nachklang der Corona-Pandemie. Die hohen Zahlen psychischer Belastungen und die schlechten Bildungsbilanzen, die auch die PISA-Studie anmahnte, bestätigen die Befürchtung, dass die Eindämmung des Infektionsgeschehens mit beträchtlichen Nebenfolgen verbunden war. Wirtschaftliche Folgen für Familien und Unternehmen reichen bis in die Gegenwart, zumal die Energiekrise das ihre dazu beigetragen hat. Inzwischen sind mit den Kriegen in der Ukraine und Nahost neue Brandherde entstanden, die junge Menschen umtreiben und Geflüchtete ins Land bringen. Neben diesen aktuellen Ereignissen sind auch die längerfristigen Trends nicht zu übersehen, die den demografischen Wandel und speziell den Wandel von Familien ausmachen. Nicht nur die Vielfalt von Familien steigt, sondern auch die Heterogenität der Bedingungen, unter denen Kinder und Jugendliche aufwachsen.

In bewegten Zeiten ist es umso wichtiger, den vielen Meinungen über den Stand der Dinge belastbare Informationen gegenüber zu stellen. Und das nicht nur in Zeiten des Umbruchs, sondern auch auf der längeren Wegstrecke, die es erlaubt, aktuelle Trends in den breiteren zeitlichen Rahmen einzuordnen. Das ist das Anliegen des Surveys „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ (AID:A), den das Deutsche Jugendinstitut (DJI) vor 15 Jahren auf den Weg gebracht hat und der sich seither bemerkenswert entwickelt hat. Dieser DJI-Survey nimmt junge Menschen – Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene – sowie ihre Familien in den Blick und informiert sowohl über vielfältige Facetten ihrer Lebensbedingungen als auch über deren Bedeutung für die Entwicklung und das Wohlergehen der jungen Menschen. Er liefert damit eine wichtige Ergänzung zur wesentlich breiter aufgestellten und länger etablierten Sozialberichterstattung über Erwachsene.

Inzwischen ist aus dem Survey ein Panel geworden. Was als Zeitwandelstudie mit neuen Erhebungen vergleichbarer Stichproben im Fünf-Jahres-Abstand begonnen hat, ist inzwischen zu einer Wiederholungsbefragung erweitert worden, bei der dieselben Personen und ihre Haushalte über die Zeit verfolgt werden. Gleichzeitig werden aber auch alle vier Jahre neue Personen mit ihren Haushalten aufgenommen, um die Repräsentativität zu gewährleisten und die zwischenzeitlich geborenen Kleinkinder einzubeziehen. Entsprechend breit sind das Alters- und Themenspektrum. Der vorliegende Bericht gibt einen ersten Einblick in Befunde der letzten Hauptbefragung im Jahr 2023 und schlägt hierbei einen weiten Bogen über sieben Themenkomplexe, die von Aspekten des Wohlbefindens über Fragen politischer Sozialisation, das Aufwachsen in Armut und im Kontext unterschiedlicher sozialer Beziehungen, über Bildung an vielfältigen Orten bis hin zu digitalisierten Alltagswelten reicht.

Ich wünsche eine angeregte Lektüre – und Neugier auf mehr!

Oktober 2024



Sabine Walper

Inhalt

1	AID:A 2023 – Design des Surveys	7
	<i>Susanne Kuger, Janine Bernhardt, Andreas Herz, Anja Linberg, Claudia Recksiedler, Inga Simm, Susanne Ulrich, Dominik Braun, Andreas Fischer, Diana Schacht und Holger Quellenberg</i>	
2	Wohlbefinden und dessen Beeinträchtigung	16
2.1	Kindliches Wohlbefinden	16
	<i>Inga Simm und Sophia Chabursky</i>	
2.2	Einsamkeitsgefühle von Jugendlichen und jungen Erwachsenen	18
	<i>Anne Berngruber und Christine Steiner</i>	
2.3	Wohlbefinden von Schülerinnen und Schülern	22
	<i>Inga Simm und Stefan Hofherr</i>	
2.4	Diskriminierungserfahrungen junger Menschen	24
	<i>Shih-cheng Lien</i>	
2.5	Mütterliches Wohlbefinden in verschiedenen Familienformen	28
	<i>Yasmin Öztürk</i>	
3	Politische Sozialisation und Partizipation	33
3.1	Formen politischer Partizipation junger Menschen mit Blick auf Alter, Geschlecht und Bildung	33
	<i>Pia Sauermann und Laura Meijer</i>	
3.2	Selbsteinschätzung auf der politischen Links-Rechts-Skala	38
	<i>Laura Meijer und Karl-Philipp Walsch</i>	
3.3	Vertrauen in politische Institutionen und politikbezogene Zukunftsangst	42
	<i>Ina Weigelt</i>	

4	Armut und Deprivation	46
4.1	Einkommensarmut und Deprivation in Familien	46
	<i>Christina Boll, Harald Eichhorn und Thomas Eichhorn</i>	
4.2	Finanzielle Unterstützung der Eltern während der beruflichen Ausbildung und des Studiums	49
	<i>Christine Steiner</i>	
4.3	Materielle Deprivation im Jugend- und jungen Erwachsenenalter	52
	<i>Lisa Hasenbein und Anne Berngruber</i>	
5	Soziale Beziehungen für ein erfülltes Leben	57
5.1	Mütterliches und väterliches Erziehungsverhalten im Kontext des eigenen Wohlbefindens	57
	<i>Hanna Maly-Motta, Christine Entleitner-Phleps, Anja Linberg und Sabine Walper</i>	
5.2	Gute Freundinnen und Freunde	60
	<i>Andreas Herz</i>	
5.3	Betreuung der Kinder durch ihre Väter mit Blick auf Zeit und Rahmen- bedingungen	63
	<i>Thomas Eichhorn und Claudia Zerle-Elsäßer</i>	
6	Bildung an vielfältigen Orten	67
6.1	Häusliche Schulunterstützung durch die Eltern	67
	<i>Hannah Sinja Steinberg</i>	
6.2	Perspektiven nach der Schule	71
	<i>Stefan Hofherr</i>	
6.3	Beitrag von Müttern und Vätern zum Bildungsort Familie	75
	<i>Anja Linberg und Hanna Maly-Motta</i>	
6.4	Inanspruchnahme von Angeboten der Familienbildung und -beratung sowie digitalen Angeboten	78
	<i>Selina Schelian und Susanne Ulrich</i>	

7	Mediatisierte und digitalisierte Alltagswelten	82
7.1	Mediennutzung in der Familie	82
	<i>Thorsten Naab</i>	
7.2	Homeoffice und Care-Arbeitsteilung im Elternpaar	87
	<i>Simone Schüller</i>	
7.3	Online-Freizeitaktivitäten unter Freundinnen und Freunden	90
	<i>Lisa Hasenbein und Andreas Herz</i>	
7.4	Cybermobbing Erfahrungen junger Menschen	94
	<i>Bettina Grüne, Andreas Herz und Diana Willems</i>	
	Abbildungen und Tabellen	97

1 AID:A 2023 – Design des Surveys

Susanne Kuger, Janine Bernhardt, Andreas Herz, Anja Linberg, Claudia Recksiedler, Inga Simm, Susanne Ulrich, Dominik Braun, Andreas Fischer, Diana Schacht und Holger Quellenberg

Rahmenkonzept des Wohlergehens

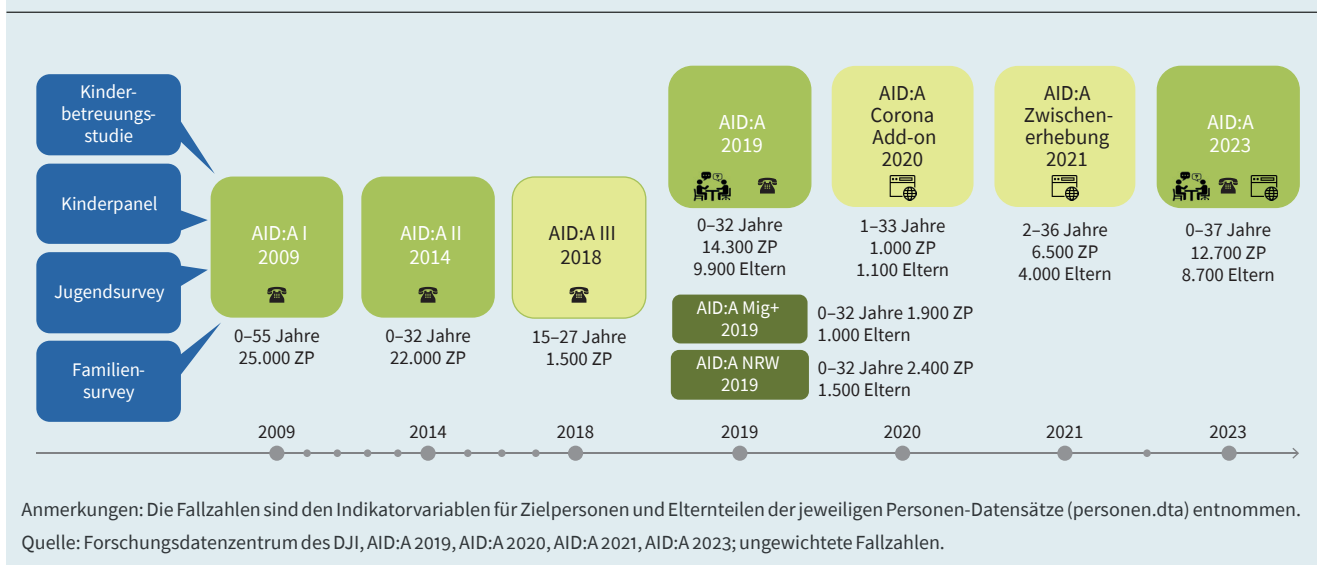
Der DJI-Survey „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ (AID:A) erhebt Daten zum Aufwachsen von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, d. h. zu den Lebenslagen und zur Lebensführung von jungen Menschen und deren Familien in Deutschland. AID:A ist ein wichtiger Bestandteil der Surveyforschung des Deutschen Jugendinstituts (DJI) und integriert die Inhalte aus verschiedenen Vorgängerstudien, wie Betreuungs-, Kinder-, Jugend- und Familiensurveys, in einer Studie. Ziel des AID:A-Surveys ist es, Gelingensbedingungen erfolgreichen Aufwachsens zu identifizieren sowie Faktoren und Konstellationen zu beschreiben, unter denen weniger günstige Lebensverläufe stattfinden. Dabei werden sowohl die individuelle Situation und die des (Familien-) Haushalts, in denen die Person lebt, als auch ihr größerer sozialer Kontext sowie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Aufwachsens berücksichtigt. Die bundesweit repräsentativen Daten sind wichtiger Bestandteil der Sozialberichterstattung hinsichtlich unterschiedlicher Themen und Berichtslegungsformate (z. B. Bildungsbericht, Kinder- und Jugendbericht, Familienbericht, Gleichstellungsbericht) und stellen zugleich eine zentrale empirische Fundierung für die Grundlagen- und angewandte Forschung am DJI dar.

Thematisch orientiert sich AID:A an interdisziplinären Ansätzen des Wohlergehens, die neben der Beschreibung der aktuellen Situation und der Deckung grundlegender Bedürfnisse vor allem die Perspektiven der jungen Menschen und ihrer Familien selbst berücksichtigen. Objektive Kriterien des Wohlergehens, wie sie in der Literatur unter wohlfahrtsstaatlichen Ansätzen diskutiert werden, werden neben subjektive Kriterien gestellt, die in der internationalen Literatur eher unter den bedürfnistheoretischen Ansätzen (z. B. Deci/Ryan 1993) oder dem Schlagwort „subjektives Wohlbefinden“ (z. B. Bertling/Borgonovi/Almonte 2016; Diener 1984) diskutiert werden. Allerdings werden nicht nur temporär günstige Bedingungen in den Blick genommen, sondern auch Voraussetzungen und Bedingungen für einen günstigen Verlauf der zukünftigen Entwicklung. Damit sind auch Ansätze berücksichtigt, die dem aktuellen Wohlergehen die Potenzialentwicklung gegenüberstellen, wie das z. B. im Mittelpunkt des Capability-Ansatzes steht (Sen 1993) oder breiter unter Lebensqualität diskutiert wird (Allardt 1993).

Die inhaltliche Ausrichtung von AID:A gliedert sich grob in sieben unterschiedlich breit gefasste Teilbereiche: Im Rahmen der Sozialen Teilhabe und gesellschaftlichen Integration umfasst AID:A die soziale Eingebundenheit der Zielpersonen (z. B. Partnerschaftsstatus, Familienkonstellation), die aktive Partizipation in sozialen Gruppen (z. B. ehrenamtliches Engagement, Freizeitaktivitäten) sowie die Nutzung kultureller und sozialstaatlicher Angebote. Zugleich werden Merkmale erhoben, die verringerte Chancengleichheit bedingen können (z. B. kulturelle Herkunft, vorhandene Behinderungen, physische oder psychische Beeinträchtigungen). Fragen zu Bildung, Qualifikation und Kompetenzentwicklung konzentrieren sich auf Bildungsstand und -zertifikate sowie auf die Bildungskarriere der Studienteilnehmenden und eruieren, inwiefern sie an Bildungsangeboten teilhaben bzw. diese nutzen. Einen weiteren Themenbereich der AID:A Forschung bilden die Selbstpositionierung und die Orientierungen der Befragten. Hierbei geben Studienteilnehmende Auskunft über ihre Selbstwahrnehmung und -positionierung in verschiedenen Lebensbereichen, über ihre religiösen Überzeugungen sowie sexuellen und politischen Orientierungen. Die Verselbstständigung und Autonomie erfasst soziale, ökonomische und räumliche Verselbstständigungsprozesse und damit einhergehende Umstände. Der Themenbereich der physischen und psychischen Gesundheit beinhaltet sowohl den allgemeinen Gesundheitszustand der Befragten als auch gesundheitsförderliches Verhalten, wie z. B. die sportliche Aktivität. Der Bereich (Schutz vor) Gewalt fragt nach psychischen oder physischen Gewalterfahrungen, das Ersuchen von Hilfe sowie etwaige Täterschaften. Zuletzt gibt AID:A Auskunft über die ökonomische Lage von Individuen, Haushalten und Familien. Es werden daher die teilnehmenden Haushalte, aber auch die einzelnen Personen zu ihren finanziellen Verhältnissen oder Geldsorgen befragt.

Eine erste Längsschnittkohorte wurde in den Jahren 2009 (AID:A I; Rauschenbach/Bien 2012), 2014/2015 (AID:A II; Walper/Bien/Rauschenbach 2015) und ein letztes Mal in 2018 befragt. Von Frühjahr bis Herbst 2019 wurde mit den Befragungen zu AID:A 2019 der Startpunkt für eine zweite längsschnittliche Kohorte im Multi-Actor Design gelegt (Kuger/Walper/Rauschenbach 2019), die in 2020 und 2021 als Corona Add-On und Zwischenerhebung sowie 2023 mit einer zweiten Haupterhebung fortgeführt wurden

Abb. 1.1 Surveyverlauf der AID:A Studien von 2009–2023



(siehe Abb. 1.1). Diese aktuellen und zukünftig geplanten Befragungen (z. B. in 2027 als dritte Haupterhebung) erfassen unter anderem Informationen zur Zunahme komplexer Familienkonstellationen, zu stärker globalisierten Ausbildungs- und Arbeitsmärkten und zur Rolle des technologischen Fortschritts für die Lebensgestaltung und Lebensführung von Kindern, Jugendlichen und Familien. Außerdem greift AID:A auch aktuelle Veränderungen in den Lebensbedingungen der Befragten auf, wie im Corona Add-On und der Zwischenerhebung 2021 während der Corona-Pandemie. Mit den Daten der zweiten Haupterhebung 2023 stehen nun Informationen zur Lebensgestaltung und Lebensführung der jungen Menschen in der Phase der Neuausrichtung nach der Corona-Pandemie zur Verfügung. Dies ist wichtig, um mit etwas Abstand zur Ausnahmesituation der Pandemie die Konsequenzen des Lebens in Zeiten (anhaltender) multipler Krisen beleuchten zu können.

Design und realisierte Stichprobe

Der folgende Abschnitt dokumentiert das Design von AID:A 2023, Stichprobenziehung, Kontaktierung und Incentivierung von Befragten, Interviewmodi, Befragungsablauf sowie verfügbare Gewichte. Technische Aspekte in der Umsetzung von Stichprobenziehung und Gewichtung sind separat erläutert.

Stichprobendesign

Die Zielgruppe von AID:A bildet alle in Deutschland lebenden Personen im Alter von 0 bis 32 Jahren in Privathaushalten sowie ihre engen Bezugspersonen, zum Beispiel Erziehungsberechtigte der Minderjährigen oder im Haushalt lebende Partnerinnen und Partner. Um diese Zielgruppe ausreichend gut erfassen zu können, wurden in die Studie alle Altersjahrgänge zugleich einbezogen, d. h. AID:A nutzt kein Kohortendesign, sondern rekrutierte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 0 bis 32 Jahren gleichermaßen. Ziel der Stichprobenziehung für AID:A 2023 war es daher, Interviews in allen Geburtsjahrgängen dieser Altersspanne zu realisieren, die sich aus einer Wiederbefragung der AID:A 2019 Befragten sowie einer Auffrischungstichprobe für 2023 ergaben.

halten sowie ihre engen Bezugspersonen, zum Beispiel Erziehungsberechtigte der Minderjährigen oder im Haushalt lebende Partnerinnen und Partner. Um diese Zielgruppe ausreichend gut erfassen zu können, wurden in die Studie alle Altersjahrgänge zugleich einbezogen, d. h. AID:A nutzt kein Kohortendesign, sondern rekrutierte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 0 bis 32 Jahren gleichermaßen. Ziel der Stichprobenziehung für AID:A 2023 war es daher, Interviews in allen Geburtsjahrgängen dieser Altersspanne zu realisieren, die sich aus einer Wiederbefragung der AID:A 2019 Befragten sowie einer Auffrischungstichprobe für 2023 ergaben.

Box 1: Vorgehen bei der Stichprobenziehung

Ausgangspunkt der Panelstichprobe waren die in AID:A 2019 erfassten Zielpersonen in Haushalten, in denen für mindestens eine befragte Person die Bereitschaft vorlag, wieder teilzunehmen. Zielpersonen (d. h. in 2019 Haushaltsangehörige im Alter von 0 bis 32 Jahren), die aus einem Panelhaushalt ausgezogen sind, sollten weiterverfolgt werden. Durch diese dynamische Nachverfolgung entstehen sogenannte „Split-Haushalte“, die sich aus einem bestehenden AID:A Haushalt abgespalten haben und somit als neuer Stichprobenhaushalt weitergeführt werden. Auch in den Split-Haushalten wurden alle Haushaltsmitglieder im Alter von 0 bis 32 Jahren als Zielpersonen einbezogen. Aus Panelhaushalten ausgezogene Elternteile von minderjährigen Zielpersonen wurden als externe Elternteile (nur individuell und nicht als Splithaushalt) befragt. In den auf dieser Grundlage einzubeziehenden 5.788 Panelhaushalten lebten in 2019 20.681 Personen, darunter 13.000 Zielpersonen (von der Burg u. a. 2024). Es wurde von einer Panelausschöpfung von circa 50 Prozent ausgegangen (ebd.), woraus sich eine ange-

strebte Nettostichprobe für die Auffrischungsstichprobe von ca. 6.500 Zielpersonen-Interviews ergab.

Für deren Realisierung mussten bei einer angenommenen Ausschöpfungsquote von 20 Prozent der neu hinzugenommenen Haushalte und jeweils 1,9 Zielpersonen pro Haushalt fast 19.000 Adressen für die Auffrischungsstichprobe kontaktiert werden (von der Burg u. a. 2024). Trotz dieser Abhängigkeit der Auffrischungsstichprobe von der Panelstichprobe ergaben sich nur wenige Unterschiede in deren Ziehung im Vergleich zu 2019 (Kuger/Pötter/Quellenberg 2023). In einem ersten Schritt wurde erneut eine Gemeindestichprobe gezogen, in welcher aus den 10.786 Gemeinden in Deutschland 244 zufällig ausgewählt wurden. Ausgangspunkt der Ziehung der Personen waren 300 Sample Points in diesen 244 Gemeinden, in denen alle Bundesländer vertreten waren. In einem nächsten Schritt wurden bei den Melderegistern Adresslisten angefragt. 230 Gemeinden lieferten eine entsprechende Adressliste, aus der durch einfache Zufallsauswahl ohne Zurücklegen Adressen gezogen wurden. Für 0- bis 4-Jährige wurden mehr Adressen gezogen da in der Panelstichprobe per Design diese Zielpersonen nur selten enthalten sind.

Kontaktierung und Incentives

Alle Befragungspersonen aus der Panelstichprobe und die Zielpersonen der Auffrischungsstichprobe wurden mit einem Anschreiben kontaktiert, das auch Datenschutzhinweise zur AID:A-Studie umfasste. Sofern Zielpersonen der Auffrischungsstichprobe minderjährig waren, wurden deren Erziehungsberechtigten angeschrieben. Zur Erhöhung der Teilnahmebereitschaft wurden Incentives genutzt: Bei Personen der Panelstichprobe wurde ein Vorabincentive in Höhe von fünf Euro beigelegt und über eine zusätzliche Incentivierung in Höhe von fünf Euro pro Person bei Teilnahme informiert, während Personen der Auffrischungsstichprobe zehn Euro pro Person bei Teilnahme angekündigt wurden. Zudem wurde beiden Gruppen fünf Euro pro Haushalt für die Teilnahme angekündigt. Zur Verbesserung der Ausschöpfung wurde das Incentivierungskonzept im Laufe der Feldzeit angepasst und auf 30 Euro (Panel) beziehungsweise 50 Euro (Auffrischer) für einen vollständigen Haushalt erhöht, d. h. wenn Haushaltsinformationen und Informationen für alle Zielpersonen bereitgestellt wurden (von der Burg u. a. 2024). Für die Studie liegt ein positives Ethikvotum der Ethikkommission des Deutschen Jugendinstituts (Nr. 2023/001) vor.

Interviewmodi, Haushaltsbefragung und Personenmodule

Um den Befragten möglichst hohe Flexibilität in der Beantwortung zu bieten, setzte AID:A 2023 ein flexibles

Mixed-Mode-Design ein, d. h. neben persönlichen Befragungen durch Interviewerinnen und Interviewer im Haushalt (CAPI) und Befragungen am Telefon (CATI), kamen Tablet-gestützte, selbstadministrierte Befragungen im Haushalt (CASI) oder Befragungen über das Internet (CAWI) zum Einsatz.

Der Befragungsablauf begann mit einem Haushaltsinterview, in welchem eine volljährige Person aus dem Haushalt sowohl zu den zum Haushalt gehörenden Personen, deren soziodemografischen Merkmalen sowie deren Beziehungen untereinander (z. B. Mutter/Tochter, Haushaltsmatrix) Auskunft gab. Haushaltsbefragungen fanden ausschließlich als CAPI oder CATI mit dafür geschulten Interviewerinnen und Interviewern statt. Alle Panelhaushalte, für welche eine Telefonnummer vorlag, wurden nach dem Erstanschreiben zunächst per Telefon kontaktiert. Alle Haushalte der Auffrischungsstichprobe sowie alle Haushalte der Panelstichprobe ohne vorliegende Telefonnummer wurden nach dem postalischen Einladungsschreiben durch Interviewerinnen und Interviewer vor Ort kontaktiert, um einen Befragungstermin zu vereinbaren.

Nach dem Haushaltsinterview folgten die sogenannten Personeninterviews im Befragungsablauf. Diese umfassten Befragungen mit Zielpersonen in Selbstauskunft im Alter von 5 bis 8 Jahren („Kinderbefragung“, die in AID:A 2023 erstmals durchgeführt wurde), Interviews mit Zielpersonen in Selbstauskunft im Alter von 9 bis 32 Jahren, Proxy-Interviews von Eltern bzw. Erziehungsberechtigten über deren minderjährige Kinder sowie Elternbefragungen, in denen Eltern über sich selbst Auskunft gaben. Von den Personenmodulen fand die Kinderbefragung ausschließlich als CAPI statt, in allen anderen Personenmodulen war der Modus der Befragung von den Befragten wählbar.

Die Befragungen fanden zwischen Mitte Mai und November 2023 statt. Im Durchschnitt dauerte ein Haushaltsinterview 24 Minuten, während die weiteren Personeninterviews in ihrer Dauer je nach Befragtengruppe variierten, beispielsweise dauerte eine Kinderbefragung durchschnittlich 11,5 Minuten und ein Zielpersonen-/Eltern-Interview durchschnittlich 40 Minuten, wenn die befragte Person sowohl Zielperson als auch Elternteil war (von der Burg u. a. 2024).

Rücklauf und realisierte Fallzahlen

Insgesamt konnte ein Rücklauf von 16,4 % für Haushalte der Auffrischungsstichprobe und 45,1 % für Haushalte der Panelstichprobe erreicht werden (von der Burg u. a. 2024). Nach Datenprüfung und -plausibilisierung umfasst der Datensatz 12.677 Zielpersonen. Betrachtet man nur vollständig realisierte Fälle, d. h. Zielpersonen bis 11 Jahre, für

die ein umfassendes Proxy-Interview vorliegt, sowie Zielpersonen ab 12 Jahren, für die ein Zielpersonen-Interview vorliegt, umfasst die Stichprobe 9.782 Zielpersonen aus 5.119 Haushalten. Auf der Personenebene waren darunter 4.224 Panel-Zielpersonen, die weiterhin im Ursprungshaushalt lebten (43,2 %), 136 Panel-Zielpersonen (1,4 %), die seit 2019 Splithaushalte gebildet haben, sowie 5.422 Zielpersonen (55,4 %) aus Auffrischerhaushalten, die über eine in 2023 neu gezogene Zielperson in die Stichprobe gelangt sind. Unter diesen Zielpersonen befinden sich auch 1.061 befragte Eltern; hinzu kommen 5.083 befragte Eltern, die keine Zielpersonen sind.

Insgesamt wurden über 24.000 Interviews geführt: 6.495 Zielpersonen-Interviews ab 9 Jahren, 1.124 Kinder-Interviews mit Zielpersonen im Alter von 5 bis 8 Jahren, 10.298 Auskunftspersonen-Interviews über 6.232 Minderjährige sowie 6.144 Elterninterviews, davon 3.441 Interviews mit Müttern, 2.701 Interviews mit Vätern und 2 Interviews mit Eltern diversen Geschlechts.

Gewichte

Damit die Studie möglichst repräsentativ hinsichtlich soziodemografischer Kernmerkmale der in Deutschland (in Privathaushalten) lebenden Bevölkerung im Alter von 0 bis 32 Jahren ist, wurde die Stichprobe gewichtet. Ein Gewicht ist ein multiplikativer Faktor, der auf eine Stichprobe angewendet werden kann, um die Verteilung der Stichprobe an die wahre Verteilung in der Grundgesamtheit anzugleichen (Gabler/Ganninger 2010). Für AID:A 2023 liegt ein Designgewicht vor, das unterschiedliche Ziehungswahrscheinlichkeiten der Personen in Haushalten ausgleicht, ein Nonresponse-Gewicht, das Verzerrungen aufgrund von Antwortausfällen berücksichtigt sowie schließlich ein kombiniertes Design- und Nonresponse-Gewicht, das hinsichtlich einiger relevanter Haushaltsmerkmale an die Verteilungen im Mikrozensus kalibriert wurde.

Box 2: Gewichtung

Die Design-, Stichproben- und Feldverfahren von AID:A 2023 ähnelten der AID:A 2019-Befragung (Kuger/Pötter/Quellenberg 2023), sodass die Gewichte ebenfalls ähnlich berechnet wurden. Aufgrund der Entscheidung, die Stichprobe der zuerst kontaktierten Zielpersonen auf alle Haushaltsmitglieder im Alter zwischen 0 und 32 Jahren auszudehnen, sind die Auswahlwahrscheinlichkeiten nicht mehr für alle Individuen gleich. Die Inklusionswahrscheinlichkeiten sind ungefähr proportional zur Anzahl der Personen unter 33 Jahren im Haushalt. Daher sollten

für die Analyse auf Personen- und Haushaltsebene Designgewichte berücksichtigt werden, die proportional zum Kehrwert der Anzahl der Personen unter 33 Jahren im Haushalt sind. Die entsprechenden Designgewichte auf Basis der Haushaltsgröße sind für AID:A 2023 verfügbar. Zudem wurde ein Nonresponse-Gewicht berechnet, das die Reduktion potenzieller Verzerrungen der Schätzwerte aufgrund von Antwortausfällen (Nonresponse) zum Ziel hat. Das Nonresponse-Gewicht wurde auf Haushaltsebene berechnet. Dafür wurden Informationen aus der Einsatzstichprobe 2023 verwendet, um ein gemeinsames Ausfallmodell für die Auffrischungstichprobe und die Panelfälle zu schätzen. Nonresponse innerhalb eines Haushalts wurde nicht berücksichtigt. Schließlich wurde die Verteilung des höchsten Bildungsniveaus im Haushalt, die Haushaltsgröße und das Bundesland zur Kalibrierung der kombinierten Design- und Nonresponse-Gewichte verwendet.

Zentrale Merkmale der Gesamtstichprobe

Die im Jahr 2023 erhobenen AID:A Daten stellen nahezu alle vom Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD, 2023) empfohlenen soziodemografischen Standards bereit (siehe Tab. 1.1). Der Großteil der Standarddemografie ist als Maximalversion, d. h. mit einem hohen Detailgrad, verfügbar bzw. sind die benötigten Inputvariablen in einer Weise abgedeckt, dass diese Standards generiert werden können. Eine Ausnahme bildet die berufliche Stellung, die in AID:A nicht erhoben wird. Zudem wurden die berufliche Tätigkeit, zuhause gesprochene Sprachen sowie die Religionszugehörigkeit so erhoben, dass sie der empfohlenen Minimalversion entsprechen. Das Haushaltsnettoeinkommen wurde aus Gründen der Vergleichbarkeit wie in den vorherigen AID:A-Erhebungen in der Mikrozensusversion von 2019 abgefragt und ist daher nur grob mit dem aktuell empfohlenen Standard des RatSWD (2023) vergleichbar. Die Standarddemografie ist prinzipiell für Zielpersonen und Eltern von Minderjährigen im Haushalt verfügbar. Ausgewählte Merkmale wie Geburtsland, Bildung und berufliche Tätigkeit sind zudem auch für extern lebende, leibliche Eltern erhoben worden, um den sozioökonomischen Sozialisationskontext von Zielpersonen genauer beschreiben zu können. Die folgenden Stichprobenbeschreibungen beruhen auf einer Analysestichprobe, die sowohl alle vollständig realisierten Zielpersonen inklusive Zielpersonen-Eltern (N = 9.782) als auch Eltern ohne Zielpersonenstatus (N = 5.083) aus insgesamt 5.393 Haushalten umfasst (siehe Rücklauf und realisierte Fallzahlen).

Tab. 1.1 Soziodemografische Standardmerkmale in AID:A 2023

Basis-Demografie	Alter	Geschlecht	Bildung	Geografische Merkmale
Arbeitsmarkt und ökonomische Lage	Erwerbssituation bzw. Haupttätigkeit	Berufliche Tätigkeit*	Stellung im Beruf**	Haushaltsnettoeinkommen***
Kulturelle und ethnische Herkunft	Staatsangehörigkeit	Geburtsland	Zuhause gesprochene Sprache(n)*	Religionszugehörigkeit*
Haushalt und Familie	Haushaltsgröße	Haushaltszusammensetzung	Familiäre Situation	Partnerschaft

Amerkungen: Alle Variablen sind in der Maximum-Version verfügbar, mit Ausnahme von Variablen mit folgenden Kennzeichen: * Minimum Version verfügbar, ** nicht verfügbar, *** aus Gründen der Vergleichbarkeit im Längsschnitt veraltete Fassung der aktuellen Standarddefinition.

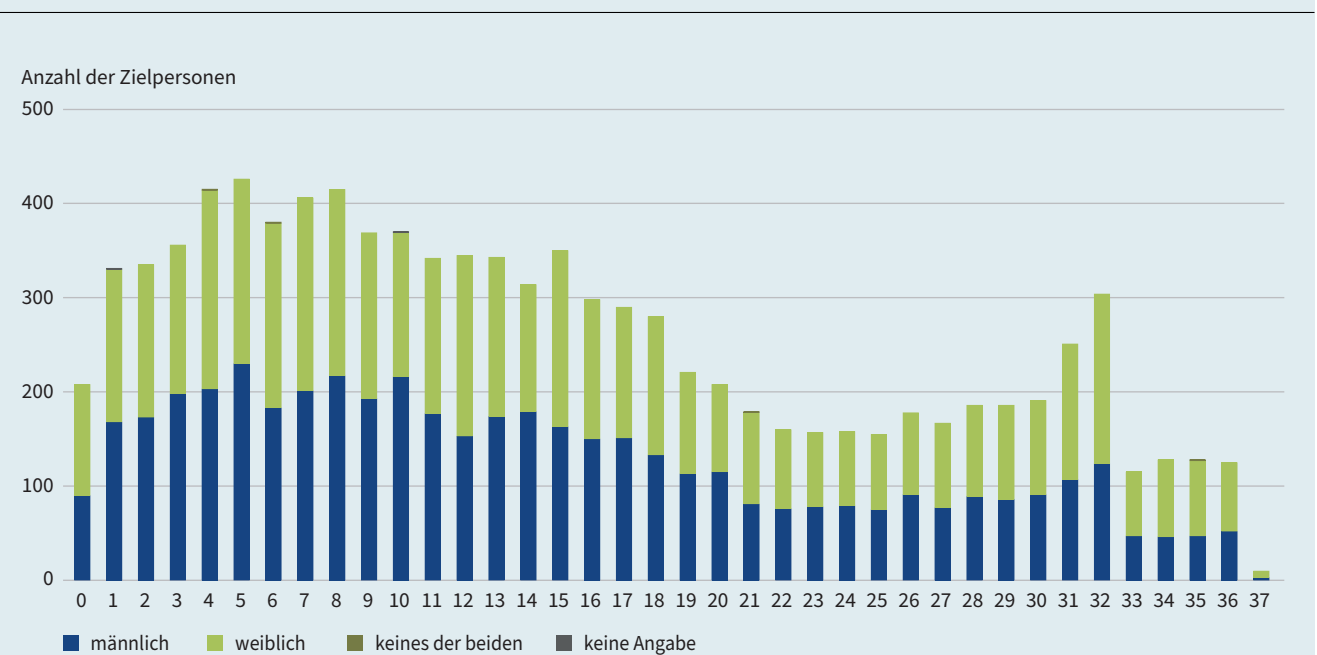
Quelle: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (2023); eigene tabellarische Darstellung für AID:A.

Abbildung 1.2 zeigt die Auswertungspotenziale von AID:A 2023, aufgeschlüsselt nach Altersjahrgängen und Geschlecht. Bis zu einem Alter von einschließlich 11 Jahren basieren die Fallzahlen auf dem realisierten langen Proxy/AP-Interview; ab einem Alter von 12 Jahren auf dem realisierten ZP-Interview. Die Angaben zu Alter und Geschlecht stammen aus dem Haushaltsinterview und wurden von einer zentralen Haushaltsauskunftsperson erfragt.

Ziel der Feldarbeit waren 400 Fälle je Altersjahrgang bis unter 18 Jahren und 300 Fälle je Altersjahrgang für 18- bis 32-Jährige. Wie Abbildung 1.2 zeigt, ist die Anzahl der realisierten Fälle in den jungen Altersgruppen bis zur Adoleszenz am höchsten, nimmt bei jungen Erwachsenen mit

zunehmendem Alter ab und steigt in den späten Zwanzigern wieder an. Die Auffrischung der untersten Jahrgänge blieb etwas hinter den Erwartungen zurück. Bei den 4- bis 8-Jährigen wurde die angestrebte Fallzahl hingegen erreicht. Ab einem Zielpersonenalter von 9 Jahren bleiben die realisierten Fallzahlen mit steigendem Alter zunehmend unter den angestrebten. Besonders deutlich verringerte sich die Teilnahme bei den jungen Erwachsenen, die erst ab einem Zielpersonenalter von 26 Jahren wieder ansteigt. Die geringen Fallzahlen bei Zielpersonen ab einem Alter von 33 Jahren sind designbedingt: Es handelt sich hierbei um Panelfälle, die in 2023 letztmalig wiederbefragt wurden.

Abb. 1.2 Stichprobe nach Alter und Geschlecht von Zielpersonen



Anmerkungen: Die Fallzahlen beziehen sich auf das Vorliegen eines Proxy-Interviews für Zielpersonen bis einschließlich 11 Jahre bzw. einer Selbstauskunft für Zielpersonen ab 12 Jahre.

Quelle: AID:A 2023; ungewichtete Fallzahlen, N = 9.782; eigene Berechnungen.

Die Verteilung nach Geschlecht ist innerhalb der einzelnen Altersjahrgänge weitgehend balanciert (siehe Abb. 1.2). Lediglich in einigen der unteren Jahrgänge enthält die Stichprobe leicht überproportional mehr Jungen als Mädchen, während bei den Zielpersonen über 30 Jahren Frauen im Verhältnis zu Männern leicht überproportional an der Befragung teilnahmen. Zudem wird in Abbildung 1.2 deutlich, dass eine quantitative Auswertung nach einer anderen Geschlechtsangabe als „männlich“ oder „weiblich“ mit den AID:A 2023-Daten aufgrund zu geringer Fallzahl nicht möglich ist. Die hier verwendeten Geschlechtsangaben beruhen auf den Angaben der Haushaltsauskunftsperson. Für Zielpersonen ab 12 Jahren stehen zusätzlich auch Selbstauskünfte zur geschlechtlichen Identität aus dem Personeninterview für Auswertungen zur Verfügung.

Wie sich die Stichprobe der Zielpersonen und Eltern hinsichtlich zentraler Personenmerkmale verteilt, zeigt Tabelle 1.2. Demnach waren 50 % der Zielpersonen zum Zeitpunkt der Erhebung laut der Auskunftsperson im Haushalt männlichen Geschlechts. Auskunftspersonen für Zielpersonen bis 11 Jahren oder Zielpersonen ab 12

Jahren selbst gaben für 12 % der Zielpersonen an, dass eine Behinderung oder Beeinträchtigung vorliegt. 31 % der Zielpersonen besuchen eine Schule und 13 % eine Kindertagesbetreuung wie Tagesmutter bzw. Tagesvater, eine Krippe, einen Kindergarten oder eine andere Form der Betreuung. 30 % der Zielpersonen sind entweder selbst oder es ist mindestens ein Elternteil nach Deutschland eingewandert. Hinsichtlich des höchsten Bildungsabschlusses trifft bei der größten Gruppe der Zielpersonen mit 35 % die Frage nicht zu, da sie noch unter 13 Jahren alt sind (für Schüler:innen sind Angaben zum besuchten Bildungszweig vorhanden). Bei Zielpersonen mit Bildungsabschluss verteilen sich die größten Gruppen auf das Abitur sowie FH- oder Uni-Abschlüsse.

Die befragten Eltern sind mit 58 % mehrheitlich weiblich und 14 % der Eltern geben eine Beeinträchtigung oder Behinderung an. 1 % der Eltern besucht zum Zeitpunkt der Befragung eine Schule und 32 % der Eltern sind selbst oder ihre eigenen Eltern nach Deutschland zugewandert. Eltern mit FH- oder Uni-Abschluss bilden hinsichtlich des Bildungsniveaus mit 45 % die größte Gruppe.

Tab. 1.2 AID:A 2023 Stichprobenmerkmale auf Individualebene für Zielpersonen und Eltern

Variable	Zielpersonen		Eltern	
	N	Anteil in %	N	Anteil in %
	9.782	100%	6.144	100%
Geschlecht				
Männlich	4.830	50%	2.701	42%
Weiblich	4.946	50%	3.441	58%
Keines der beiden	4	0%	2	0%
Keine Angabe	2	0%	0	0%
Trifft nicht zu	0	0%	0	0%
Altersgruppen Zielpersonen				
0–4	1.645	13%	./.	./.
5–8	1.627	13%	./.	./.
9–11	1.081	8%	./.	./.
12–17	1.940	16%	./.	./.
18–32	2.983	46%	./.	./.
33–37	506	4%	./.	./.
Keine Angabe	0	0%		
Trifft nicht zu	0	0%		

Fortsetzung Tabelle 1.2

Variable	Zielpersonen		Eltern	
	N	Anteil in %	N	Anteil in %
Behinderung/ Beeinträchtigung				
Ja	1.077	12%	838	14%
Nein	8.633	87%	5.296	86%
Keine Angabe	72	1%	10	0%
Trifft nicht zu	0	0%	0	0%
Schulbesuch				
Ja	3.983	32%	21	1%
Nein	5.799	68%	6.123	99%
Keine Angabe	0	0%	0	0%
Trifft nicht zu	0	0%	0	0%
Institutionelle Betreuung				
Ja	1.701	13%	./.	./.
Nein	536	4%	./.	./.
Keine Angabe	4	0%	./.	./.
Trifft nicht zu	7.541	83%	./.	./.
Zuwanderung				
Beide Elternteile oder selbst	1.512	19%	1.298	26%
Ein Elternteil	969	10%	319	6%
Weder selbst noch Eltern	6.949	68%	4.449	67%
Keine Angabe	352	3%	78	2%
Trifft nicht zu	0	0%	0	0%
Höchster Bildungsabschluss				
kein Ab. / in Schule	1.407	12%	94	2%
HSO oder HSM	389	7%	590	12%
MRO oder MRM	1.093	13%	1.548	25%
ABIO oder ABIM	1.253	16%	1.028	15%
FH oder Uni	1.095	16%	2.852	45%
Keine Angabe	14	0%	32	1%
Trifft nicht zu	4.531	36%	0	0%

Anmerkungen: Die Fallzahlen beziehen sich auf auswertbare Fälle: Bei Zielpersonen beziehen sie sich auf das Vorliegen eines Proxy-Interviews für Zielpersonen bis einschließlich 11 Jahren bzw. einer Selbstauskunft für Zielpersonen ab 12 Jahren. Die Fallzahlen für Eltern beziehen sich auf das Vorliegen eines Elterninterviews für Eltern. Eltern, die selbst Zielpersonen sind und für die ein entsprechendes Interview vorliegt, sind sowohl in der Spalte „Zielpersonen“ als auch in der Spalte „Eltern“ berücksichtigt. „Trifft nicht zu“ subsumiert Fälle, für die eine Variable nicht erhoben wurde (z. B. höchster Bildungsabschluss nicht für Zielpersonen unter 13 Jahren). „Keine Angabe“ fasst Fälle ohne gültigen Wert zusammen.

Quelle: AID:A 2023; ungewichtete Fallzahlen (N) und gewichtete Anteile; eigene Berechnungen.

Tab. 1.3 AID:A 2023 Stichprobenmerkmale auf Haushaltsebene

Variable	N	Anteil
	5.393	100%
Haushaltsgröße		
1	459	24%
2	667	20%
3	1.182	25%
4	1.998	22%
5 oder mehr	1.078	9%
Keine Angabe	9	0%
Trifft nicht zu	0	0%
Familienform		
Paarfamilie	3.541	45%
Alleinerziehend	613	14%
Stieffamilie	292	4%
Keine Angabe	0	0%
Trifft nicht zu	947	37%
Armutrisiko		
Ja	591	11%
>=0,5	110	2%
<0,5	77	1%
Nein	3.968	61%
Keine Angabe	647	25%
Trifft nicht zu	0	0%

Anmerkungen: Die Fallzahlen beziehen sich auf Haushalte mit auswertbaren Fällen, d. h. in denen für mindestens eine Zielperson unter 12 Jahren ein Proxy-Interview vorliegt oder eine Selbstauskunft für mindestens eine Zielperson ab 12 Jahren oder ein Elterninterview für mindestens ein Elternteil. „Trifft nicht zu“ subsumiert Fälle, für die eine Variable nicht gebildet wurde (z. B. Singlehaushalte bei Familienform). „Keine Angabe“ fasst Fälle ohne gültigen Wert zusammen.
Quelle: AID:A 2023; ungewichtete Fallzahlen (N) und gewichtete Anteile; eigene Berechnungen.

Wie sich die Stichprobe bezüglich zentraler Haushaltsmerkmale verteilt, zeigt Tabelle 1.3. Hinsichtlich der Familienform stellen Familien, in denen ein Paar mit einem oder mehreren Kindern zusammenwohnt, mit 45 % die häufigste Familienform dar. In 37 % der Haushalte leben keine Familien, sondern Single oder mit Partner:in in einem Haushalt ohne Kinder. Die Tabelle 1.3 zeigt darüber hinaus die Verteilung des Armutrisikos auf Haushaltsebene inklusive des Anteils an Haushalten, für die keine Angabe generiert werden konnte. Der Anteil der eindeutig nicht armutsgefährdeten Haushalte liegt demnach bei 61 %. Der Anteil der eindeutig armutsgefährdeten Haushalte liegt hingegen bei 11 %.

Box 3: Verfügbare Datensätze AID:A 2023

Die Datensätze werden vom Erhebungsinstitut nach Feldende an das DJI geliefert. Dort werden sie geprüft, aufbereitet und angereichert. Anschließend werden die Datensätze anonymisiert, um diese als Scientific Use File (SUF) den Datennutzenden zur Verfügung zu stellen. Um den Einstieg in das Arbeiten mit den SUFs zu erleichtern, wird die Datendokumentation z. B. in Form von Erhebungs- und Aufbereitungsmaterialien vom Datenmanagement bereitgestellt. Daneben gibt es für internationale Datennutzende eine englischsprachige Übersetzung der SUFs.

Folgende Datensätze der AID:A 2023-Erhebung sind am DJI Forschungsdatenzentrum nach Finalisierung der Aufbereitung unter der Adresse <https://surveys.dji.de/> verfügbar:

Personendatensatz (personen.dta)	Der Personendatensatz enthält alle Informationen aus dem Haushaltsinterview und aus den Personeninterviews.
Haushaltsdatensatz (haushalt.dta)	Der Haushaltsdatensatz enthält nur Informationen auf der Haushaltsebene.
Beziehungsdatensatz (beziehungen.dta)	Der Beziehungsdatensatz bildet die Beziehungen der im Haushalt lebenden Personen untereinander ab.
Episodendatensatz (episoden.dta)	Der Episodendatensatz bildet den Verlauf der Bildungs- und Erwerbsstationen der befragten Zielpersonen nach Verlassen der Schule ab.
Trennungsmodul (trennungsmodul.dta)	Im Trennungsmodul werden komplexe Familienkonstellationen nach einer Trennung erfasst. Es bildet einen Ansatz für ein Standardhebungsinstrument für die (inter-)nationale Forschung.

Die folgenden Kapitel im Überblick

Kapitel 2 bis 7 geben blitzlichtartige Einblicke in ausgewählte Auswertungen des AID:A-Surveys 2023 und zeigen damit sein besonderes Potenzial auf. Ausgewählt wurden dafür Themen, die derzeit im Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit stehen und zu denen AID:A wichtige empirische Befunde beisteuern kann. Dies sind das Wohlbefinden der Menschen in Deutschland und die Gründe für seine Beeinträchtigung (Kapitel 2 mit fünf Beiträgen), Aspekte politischer Sozialisation und Partizipation junger Menschen (Kapitel 3 mit drei Beiträgen), die Folgen von (finanzieller) Armut, auch in Abgrenzung zu Merkmalen von Deprivation (Kapitel 4 mit drei Beiträgen), die Bedeutung sozialer Beziehungen für ein gesundes Aufwachsen (Kapitel 5 mit drei Beiträgen), die große Bandbreite unterschiedlicher außerinstitutioneller Bildungsorte (Kapitel 6 mit vier Beiträgen) sowie die Rolle von Medien im Leben junger Menschen und ihrer Familien (Kapitel 7 mit vier Beiträgen). Die besondere Anlage der AID:A-Studie erlaubt es, ein besonders dichtes Bild der Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen und ihrer Familien zu zeichnen, welches

wertvolle Hinweise für politische Handlungsbedarfe liefert und zugleich der Fachpraxis Ansatzpunkte für mögliche Interventionen bietet.

Literatur

- Allardt, Erik (1993): Having, Loving, Being: An Alternative to the Swedish Model of Welfare Research. In: Martha C. Nussbaum/Sen, Amartya (Hrsg.): The quality of life: A study prepared for the World Institute for Development Economics Research (WIDER) of the United Nations University. Oxford, S. 88–94
- Rauschenbach, Thomas/Bien, Walter (Hrsg.) (2012): Aufwachsen in Deutschland. AID:A – Der neue DJI-Survey. Weinheim/Basel
- von der Burg, Julian/Kemmerling, Jonas/Schmitz, Lara/Steinwede, Angelika (2024): Methodenbericht. „AID:A 2023“ Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (Vorabversion)
- Bertling, Jonas P./Borgonovi, Francesca/Almonte, Debby E. (2016): Psychosocial skills in large-scale assessments: Trends, challenges, and policy implications. In: Lipnevich, Anastasiya A/Preckel, Franzis/Roberst, Richard (Hrsg.): The Springer series on human exceptionality. Psychosocial skills and school systems in the 21st century: Theory, research, and practice. New York, S. 347–372
- Deci, Edward L./Ryan, Richard M. (1993): Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik, 39. Jg., H. 2, S. 223–238
- Diener, Ed (1984): Subjective well-being. In: Psychological Bulletin, 95. Jg., H. 3, S. 542–575
- Gabler, Siegfried/Ganninger, Matthias (2010): Gewichtung. In: Wolf, Christof/Best, Henning (Hrsg.): Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse. Wiesbaden, S. 143–164
- Kuger, Susanne/Pötter, Ulrich/Quellenberg, Holger (2023): Growing up in Germany prior to and in the early days of the pandemic. AID:A 2019 data on children, youth, and families. In: Soziale Welt, 74. Jg., H. 3, S. 466–478
- Kuger, Susanne/Walper, Sabine/Rauschenbach, Thomas (Hrsg.) (2021). Aufwachsen in Deutschland 2019. Alltagswelten von Kindern, Jugendlichen und Familien. Bielefeld
- Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD): Standardfragenkatalog zur Erhebung soziodemographischer und krisenbezogener Variablen. Berlin
- Sen, Amartya A. (1993): Capability and well-being. In: Martha C. Nussbaum/Sen, Amartya A. (Hrsg.): The quality of life: A study prepared for the World Institute for Development Economics Research (WIDER) of the United Nations University. Oxford, S. 30–39
- Statistisches Bundesamt (2022): Gemeindeverzeichnis. Gebietsstand: 30.06.2022 (2. Quartal). <https://www.destatis.de/DE/Themen/Laender-Regionen/Regionales/Gemeindeverzeichnis/Administrativ/Archiv/GVAuszugQ/AuszugGV2QAktuell.html> (24.09.2024)
- Walper, Sabine/Bien, Walter/Rauschenbach, Thomnas (Hrsg.) (2015): Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID:A. München

2 Wohlbefinden und dessen Beeinträchtigung

Die Corona-Pandemie hat das Wohlbefinden von Kindern, Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Familien stark in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt. Im DJI-Survey AID:A ist Wohlbefinden jedoch schon lange zentraler Bestandteil des Befragungsprogramms. Als multidimensionales Konzept betrachtet, wird das Wohlbefinden in AID:A aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Wohlbefinden, allgemein formuliert, liegt dann vor, wenn es den Betroffenen physisch, psychisch und in ihrem sozialen Umfeld gut geht – sowohl aktuell als auch in Bezug auf zukünftige individuelle oder globale Herausforderungen.

Der Prozess des Heranwachsens erfordert dabei eine dynamische Betrachtung des Wohlbefindens, weshalb

AID:A über verschiedene Altersstufen hinweg unterschiedliche Schwerpunkte in den Blick nimmt. Die Selbsteinschätzung der Kinder zu ihrem eigenen Wohlbefinden wurde in AID:A 2023 bereits ab einem Alter von fünf Jahren erhoben. Neben positiven Empfindungen wie Freude und Stolz werden jedoch auch negative Erfahrungen wie Einsamkeit, Diskriminierung oder Trennungen untersucht. Zudem wird das Wohlbefinden in unterschiedlichen Kontexten betrachtet: in der Familie, mit den eigenen Peers oder in der Schule. Die folgenden Beiträge greifen dabei auf unterschiedliche theoretische Ansätze aus der Soziologie, Erziehungswissenschaft, Psychologie und Ökonomie zurück.

2.1 Kindliches Wohlbefinden

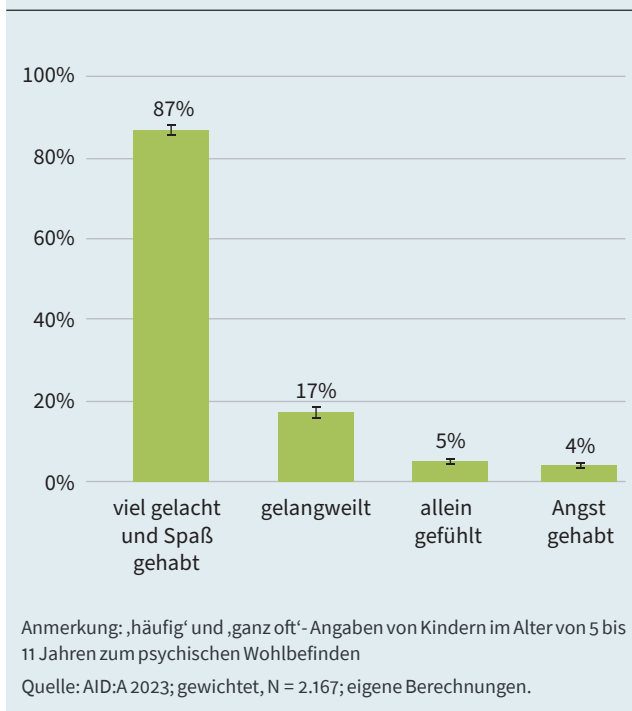
Inga Simm und Sophia Chabursky

Die Frage, wie es Kindern in Deutschland geht und welche Auswirkungen aktuelle Krisen auf ihr Wohlbefinden haben, beschäftigt die Politik und die Wissenschaft nach wie vor stark. Denn Beeinträchtigungen des Wohlbefindens im Kindes- und Jugendalter haben oft negative Folgen bis ins Erwachsenenalter und gehen öfter mit einem psychisch und körperlich ungesunden Verhalten einher (Reiß u. a. 2024). Internationale Reviews und Meta-Analysen berichten, dass psychische Belastungen und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen während der COVID-19-Pandemie zugenommen und sich seitdem nicht wieder vollständig gelegt haben (Ravens-Sieberer u. a. 2023). Gleichzeitig zeigen Studien, dass der Großteil der Kinder und Jugendlichen eine hohe Lebenszufriedenheit aufweist, die jedoch mit dem Alter abnimmt (Reiß u. a. 2024). Neben individuellen Voraussetzungen des Kindes hängt das Wohlbefinden auch von der Unterstützung ab, die Kinder in ihrem Umfeld erfahren. Kinder und Jugendliche, deren Eltern einen geringeren sozioökonomischen Hintergrund aufweisen, zeigen meist höhere Belastungen und eine geringe Lebenszufriedenheit (ebd.; Ravens-Sieberer u. a. 2023). Während Jugendliche in den bundesweiten Studien meist selbst nach ihrem Wohlbe-

finden befragt werden, werden gerade jüngere Kinder in repräsentativen Daten kaum berücksichtigt (Kuger/Simm 2023; Ben-Arieh 2005). Mit der Kinderbefragung in AID:A wurde Kindern bereits ab dem Alter von 5 Jahren eine Stimme gegeben. Dadurch können ihr Recht und ihre Möglichkeiten gestärkt werden, zu einem so wichtigen und subjektiven Thema wie dem eigenen Wohlbefinden selbst Auskunft zu geben. Erste Ergebnisse dazu, wie 5- bis 11-Jährige ihr eigenes Wohlbefinden einschätzen, werden in diesem Beitrag vorgestellt.

In AID:A wurden insgesamt 2.167 Kinder (53 % Jungen) zwischen 5 und 11 Jahren zum kindlichen Wohlbefinden befragt. 70 % der Haushalte, in denen die Kinder aufwachsen, weisen dabei keine Anzeichen von materieller Deprivation auf, während 30 % mindestens ein Merkmal von Deprivation zeigt. Bei 57 % der Kinder hat mindestens ein Elternteil einen Hochschulabschluss als höchsten Bildungsabschluss, bei 15 % das Abitur, bei 18 % die mittlere Reife und bei 8 % einen Hauptschulabschluss. Zudem haben 32 % der Kinder einen Migrationshintergrund (8 % selbst im Ausland geboren, 9 % beide Eltern im Ausland geboren, 15 % ein Elternteil im Ausland geboren).

Abb. 2.1.1 Ausprägung des psychischen Wohlbefindens

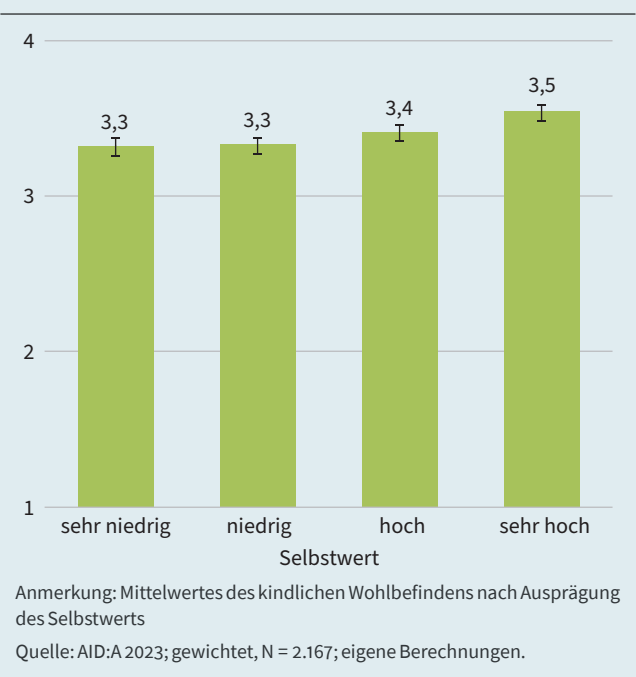


Das kindliche Wohlbefinden wurde anhand von vier Items (z. B. „In den letzten zwei Wochen habe ich gelacht oder Spaß gehabt“) erfasst, die sich an bestehenden Skalen zum psychischen Wohlbefinden orientieren (Ravens-Sieberer/Ellert/Erhart 2007; Cronbachs Alpha = 0.32). Zusätzlich wurde der Selbstwert mit einem Item für Kinder bis einschließlich 8 Jahre und ab 9 Jahren mit zwei Items abgefragt (z. B. „In den letzten zwei Wochen bin ich stolz auf mich gewesen“). Die Antwortskalen reichten dabei von (1) „gar nicht“ bis (4) „ganz oft“. Demnach berichten 77 % der Kinder, dass sie in der Woche häufig oder ganz oft stolz auf sich gewesen sind.

Die Ergebnisse aus Abbildung 2.1.1 zeigen, dass 87 % der Kinder angeben, in der Woche häufig oder ganz oft gelacht und Spaß gehabt zu haben. 17 % der Kinder geben an, sich in der Woche häufig oder ganz oft gelangweilt zu haben. Dabei treten bei beiden Items Geschlechtereffekte zugunsten der Mädchen auf, die häufiger berichten, gelacht und Spaß gehabt und sich weniger gelangweilt zu haben. Altersunterschiede sind hier nicht vorhanden. Darüber hinaus geben 5 % der Kinder an, dass sie sich in der Woche häufig oder ganz oft allein gefühlt haben, und 4 % berichten, häufiger oder ganz oft in der Woche Angst gehabt zu haben. Ältere Kinder geben seltener an, dass sie Angst hatten oder sich allein fühlten. Hinsichtlich der Geschlechter gibt es keine Unterschiede.

Betrachtet man diese Aspekte des kindlichen Wohlbefindens nun im Zusammenhang mit Merkmalen des Kindes selbst, erweisen sich ein positiver Selbstwert ($r = .17$;

Abb. 2.1.2 Kindliches Wohlbefinden im Zusammenhang mit dem Selbstwert des Kindes



$p < .05$), ein höheres Alter des Kindes ($r = .11$; $p < .05$) und ein positiver Gesundheitszustand ($r = .10$; $p < .05$) als signifikante Prädiktoren für ein gutes Wohlbefinden. Jungen und Mädchen unterscheiden sich im Wohlbefinden hingegen nicht.

In Übereinstimmung mit bisherigen Forschungsergebnissen erweist sich für das Wohlbefinden des Kindes auch das Umfeld des Kindes als bedeutsam. Als stärkster Prädiktor für das Wohlbefinden des Kindes erweist sich das Familienklima ($r = .09$; $p < .05$), gefolgt von der höchsten Bildung der Eltern ($r = .07$; $p < .05$) und der Familienform ($r = -.05$; $p < .05$). Die Deprivation des Haushalts und der Migrationshintergrund des Kindes erweisen sich hingegen unter Berücksichtigung der genannten Faktoren als nicht signifikante Prädiktoren für das Wohlbefinden. Erleben Kinder ihrer Einschätzung nach häufig einen positiven und unterstützenden Umgang in der Familie und eine höhere Bildung der Eltern, berichten sie auch öfter, stolz auf sich zu sein, zu lachen und Spaß zu haben. Gleichzeitig geben sie an, weniger Angst zu verspüren. Kinder aus Paarfamilien und Stieffamilien berichten zudem ein höheres Wohlbefinden als Kinder in Haushalten mit nur einem Elternteil. Diese Ergebnisse sind konsistent mit bisherigen Studien, die zeigen, dass das Wohlbefinden von Kindern durch eine Kombination von individuellen und sozialen Faktoren beeinflusst wird, wobei die Qualität des Familienlebens eine zentrale Rolle spielt.

Anders als aktuelle Studien zur Belastung und Lebenszufriedenheit von Kindern und Jugendlichen, zeigt der

Beitrag ein verhältnismäßig positives Bild des psychischen Wohlbefindens von Kindern. Dies ist zwar nicht im Einklang mit manchen aktuellen Studien zu Berichten von Jugendlichen selbst oder Berichten von Eltern über ihre jüngeren Kinder (Ravens-Sieberer u. a. 2023). Gleichzeitig ist es jedoch konsistent mit Studien, in denen jüngere, insbesondere 11-Jährige von einer deutlich höheren Lebenszufriedenheit berichten als ältere Jugendliche (Reiß u. a. 2024). Dass das psychische Wohlbefinden zudem keinen Zusammenhang zu Deprivation oder Migration aufweist, ist aus der Forschung zu Befragung mit Kindern ebenfalls nicht überraschend. Da die Antworten von Kindern oft stärker aus dem Moment heraus gegeben werden, unterliegt die subjektive Einschätzung des Wohlbefindens noch weniger stark sozialen Vergleichen. Viel entscheidender ist demnach, welche Unterstützung und welchen Umgang sie in ihrem Zuhause erfahren. Denkbar ist auch, dass die Angaben jüngerer Kinder noch weniger stark von medialen Diskursen oder gesamtgesellschaftlichen Themen beeinflusst werden als die von älteren Befragten.

Erfreulich ist die Replikation bereits bekannter Zusammenhänge zwischen dem kindlichen Wohlbefinden und der familiären Unterstützung auch in den Selbstaussagen der Kinder. Vor dem Hintergrund, dass die Aussagen von Kindern oftmals als weniger zuverlässig gelten, zeigt die Aussage bereits von jungen Kindern durchaus Voraussagekraft. Die Daten gestatten vertiefte Analysen zu den Fragen, wo sich die Aussagen jüngerer von denen älterer Kinder oder ihrer Eltern unterscheiden und wel-

chen Mehrwert die Aussagen von den Kindern selbst darüber hinaus liefern.

Literatur

- Ben-Arieh, Asher (2005): Where are the Children? Children's Role in Measuring and Monitoring Their Well-Being. In: *Social Indicators Research*, 74. Jg., H. 3, S. 573–596
- Kuger, Susanne/Simm, Inga (2023): Die Kinderperspektive in der Sozial- und Bildungsberichterstattung. In: *Frühe Kindheit*, 26. Jg., H. 4, S. 20–25
- Ravens-Sieberer, U./Ellert, U./Erhart, M. (2007): Gesundheitsbezogene Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Eine Normstichprobe für Deutschland aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KIGGS). In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz*, 50. Jg., H. 5–6, S. 810–818
- Ravens-Sieberer, Ulrike/Devine, Janine/Napp, Ann-Kathrin/Kaman, Anne/Saftig, Lynn/Gilbert, Martha/Reiß, Franziska/Löffler, Constanze/Simon, Anja Miriam/Hurrelmann, Klaus/Walper, Sabine/Schlack, Robert/Hölling, Heike/Wieler, Lothar Heinz/Erhart, Michael (2023): Three years into the pandemic: results of the longitudinal German COPSY study on youth mental health and health-related quality of life. In: *Frontiers in public health*, 11. Jg., S. 1129073
- Reiß, Franziska/Behn, Steven/Erhart, Michael/Strelow, Lisa/Kaman, Anne/Ottová-Jordan, Veronika/Bilz, Ludwig/Moor, Irene/Ravens-Sieberer, Ulrike (2024): Subjektive Gesundheit und psychosomatische Beschwerden von Kindern und Jugendlichen in Deutschland: Ergebnisse der HBSC-Studie 2009/10–2022. In: *Journal of Health Monitoring*, 9. Jg., H. 1

2.2 Einsamkeitsgefühle von Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Anne Berngruber und Christine Steiner

Insbesondere während der Corona-Pandemie hat das Thema Einsamkeit von jungen Menschen in öffentlichen Debatten verstärkte Aufmerksamkeit erlangt. Jugendtypische Erfahrungen (z. B. wichtige Feste feiern) konnten häufig nicht stattfinden, Abstandsregelungen und Schließungen von Bildungseinrichtungen und der damit einhergehende Verlust von sozialen Kontakten zu Altersgleichen hat junge Menschen nicht selten belastet und ging mit verstärkten Einsamkeitsgefühlen einher (Berngruber/Hofmann-Lun 2023). Vor allem junge Erwachsene zwischen 18 und 29 Jahren fühlten sich in dieser Zeit besonders einsam. Laut Einsamkeitsmonitor wiesen knapp

ein Drittel (31,8%) in dieser Altersgruppe für das Jahr 2020 erhöhte Einsamkeitsbelastungen im Vergleich zu knapp einem Viertel (22,8%) bei Personen über 75 Jahren auf. Im Jahr 2021 lagen die Werte bei den jungen Erwachsenen mit 14,1% zwar wieder deutlich niedriger, aber noch lange nicht wie vor der Pandemie im Jahr 2017 (8,6%); der Anteil von Personen älter als 75 Jahre lag zum selben Zeitpunkt bei 10,2% und hat damit fast wieder ein vor-pandemisches Niveau erreicht (2017: 9,1%) (Schobin u. a. 2024, S. 21).

Allgemein wird Einsamkeit in der sozialwissenschaftlichen Forschung als ein subjektives Gefühl des Mangels

an sozialen Beziehungen quantitativer oder qualitativer Art beschrieben. Dieses Gefühl des Mangels muss allerdings nicht mit der tatsächlich vorhandenen Zahl und Häufigkeit sozialer Kontakte übereinstimmen (Perlman/Peplau 1981). Bei Einsamkeit handelt es sich um eine Art „sozialer Schmerz“ (Steffens 2023, S. 24). Einsamkeitsgefühle können daher nicht mit objektiven Zuständen wie Alleinsein oder sozialer Isolation gleichgesetzt werden. Gerade das Jugend- und junge Erwachsenenalter gilt gemeinhin als Lebensphase, in der es jungen Menschen durch Schulbesuch, Ausbildung und Studium leichtfallen müsste, Freundschaften zu schließen und somit sozial gut eingebunden zu sein. Zugleich handelt es sich um eine Umbruchs- und Entwicklungsphase, die als besonders vulnerabler Lebensabschnitt gilt und viele Unsicherheiten mit sich bringt. Da Einsamkeitsgefühle nicht selten mit Schamgefühlen für die Betroffenen einhergehen, die es schwermachen, sich anderen anzuvertrauen, treffen Einsamkeitsgefühle junge Menschen in besonderem Maße. Generell wird davon ausgegangen, dass insbesondere chronische Einsamkeitsgefühle mit gravierenden Folgen für die psychische und physische Gesundheit sowie die soziale und demokratische Teilhabe einhergeht (Das Progressive Zentrum 2023).

Während Einsamkeit bei älteren Menschen schon länger empirisch untersucht wird, werden Einsamkeitsgefühle junger Menschen in Studien mittlerweile ebenfalls verstärkt in den Blick genommen (Thomas 2022). Zugleich mangelt es noch weitgehend an bevölkerungsrepräsentativen Studien zum Einsamkeitsempfinden junger Menschen in Deutschland – insbesondere für Jugendliche jünger als 18 Jahre. Mit AID:A 2023 liegen nun bundesweite Angaben zu subjektiv wahrgenommenen Einsamkeitsgefühlen junger Menschen zwischen 12 und 32 Jahren vor, die eine Differenzierung nach für diese Lebensphase typischen Lebenslagen, Alltagspraktiken und Diversitätsmerkmalen (z. B. Migrationshintergrund, sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität, Behinderung oder Beeinträchtigung) ermöglicht. Im Folgenden soll daher der Frage nachgegangen werden: Welche jungen Menschen sind besonders von Einsamkeitsgefühlen betroffen?

Erhebung von Einsamkeitsgefühlen junger Menschen in AID:A 2023

Grundlage der empirischen Analysen ist die international verwendete UCLA-Loneliness Scale (UCLA-LS), die in AID:A 2023 als Kurzskala vorliegt (siehe hierzu Hughes u. a. 2004): „Die nächsten Fragen gehen darum, wie du dich im Hinblick auf verschiedene Aspekte deines Lebens fühlst. 1) Wie oft fühlst du, dass dir andere Menschen feh-

len? 2) Wie oft fühlst du dich verlassen? 3) Wie oft fühlst du dich von anderen isoliert?“ mit den drei Antwortkategorien (1) „selten“, (2) „manchmal“, (3) „oft“.

Da bisherige Studien keinen einheitlichen Cut-off-Wert zugrunde legen, ab wann jemand grundsätzlich als einsam gilt, gibt es bislang auch keine allgemeingültige Vorgehensweise der empirischen Analyse von Einsamkeit bei jungen Menschen. In einem ersten Schritt werden wir daher zunächst die Antworten zu den drei Einzelitems (im Folgenden: Aussagen) beschreiben und schließlich – in einem zweiten Schritt – die drei Aussagen zu einer Summenskala zusammenfassen. Die Summenskala weist dabei Werte von (3) bis (9) aus, wobei der niedrigste Wert (3) bedeutet, dass alle drei Aussagen von den Befragten mit „selten“ beantwortet wurden. Der höchste Wert (9) wiederum sagt aus, dass alle drei Aussagen mit „oft“ beantwortet wurden. Je höher die Angaben auf der Einsamkeitsskala, umso einsamer fühlen sich junge Menschen.

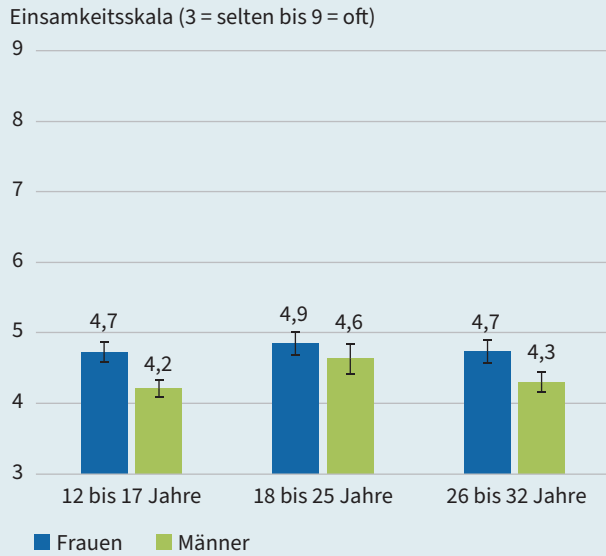
Jungen Menschen fehlen häufiger andere Menschen

Einsamkeitsgefühle junger Menschen zwischen 12 und 32 Jahren sind über die drei Aussagen hinweg nicht gleich verteilt: Während 21 % der jungen Menschen antworten, dass ihnen andere Menschen „oft“ fehlen, liegen die Anteile bei den beiden anderen Aussagen um das Dreifache niedriger (7 % fühlen sich „oft“ verlassen, 6 % fühlen sich „oft“ von anderen isoliert). Ähnlich verhält es sich bei der Antwortkategorie „manchmal“: Fast die Hälfte (47 %) antwortet, dass ihnen „manchmal“ andere Menschen fehlen, wohingegen je 21 % der jungen Menschen sich „manchmal“ verlassen oder isoliert fühlen.

Werden alle drei Aussagen zu einer Einsamkeitsskala von (3) bis (9) aufaddiert, so zeigt die Verteilung, dass ein kontinuierlich geringerer Anteil junger Menschen höhere Einsamkeitswerte angibt. Während noch rund ein Viertel (27 %) der 12- bis 32-Jährigen bei allen drei Aussagen antwortet, sich „selten“ so zu fühlen, ist es schließlich nur noch ein geringer Anteil von 2 %, die sich bei allen drei Aussagen „oft“ so fühlen.

Studien zur Einsamkeit von Personen über 18 Jahren zeigen, dass Frauen in der Bevölkerung eine höhere Einsamkeitsbelastung aufweisen als Männer (Schobin u. a. 2024). Überraschenderweise zeigen unsere Daten, dass dies nicht für alle Altersgruppen gilt (siehe Abb. 2.2.1). Junge Frauen in der Altersgruppe der 12- bis 17-Jährigen sowie der 26- bis 32-Jährigen fühlen sich im Vergleich zu den gleichaltrigen jungen Männern statistisch signifikant einsamer, wobei die Geschlechterunterschiede in der jüngsten Altersgruppe am deutlichsten ausfallen. In der Altersgruppe der 18- bis 25-Jährigen wiederum steigen

Abb. 2.2.1 Mittelwerte der Einsamkeitsskala nach Altersgruppen und Geschlecht



Anmerkung: Fehlerbalken markieren jeweils 95%-Konfidenzintervalle.

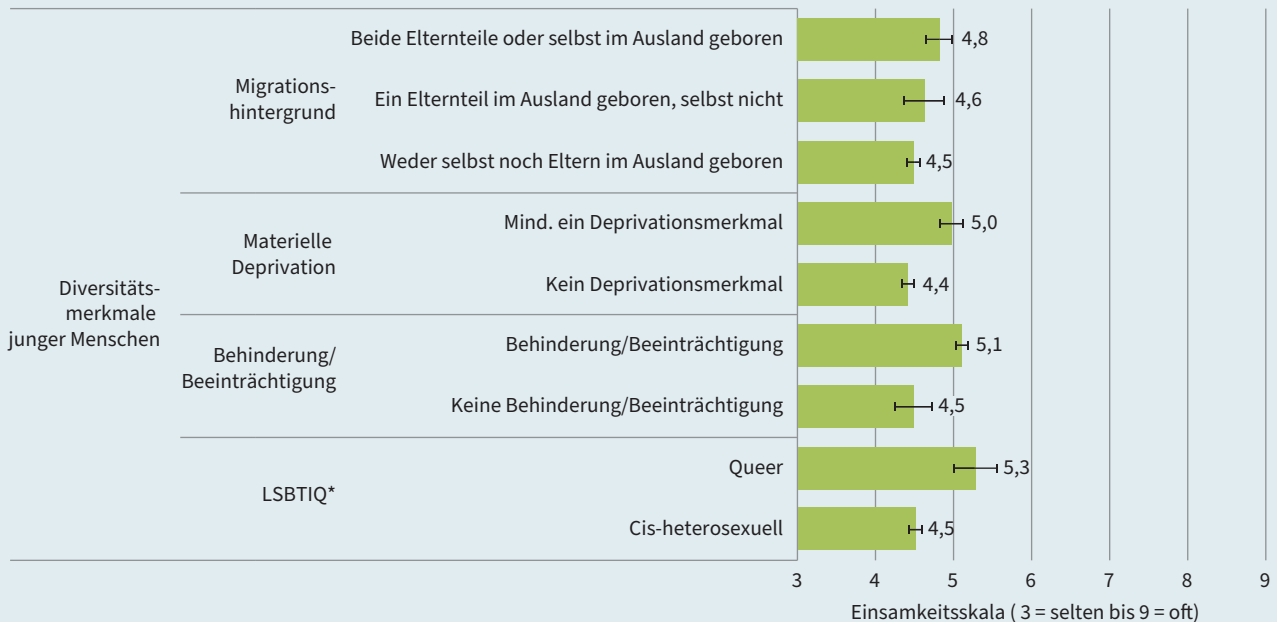
Quelle: AID:A (2023); gewichtet, n = 4.775; eigene Berechnungen.

die Einsamkeitsskalarwerte der jungen Männer auf ein ähnlich hohes Niveau wie bei den gleichaltrigen Frauen, sodass hier keine statistisch signifikanten Unterschiede bestehen.

Queere junge Menschen und Personen mit Behinderung bzw. Beeinträchtigung fühlen sich häufiger einsam

Es ist bekannt, dass junge Menschen, die sich ausgeschlossen fühlen oder häufig die Erfahrung machen, diskriminiert zu werden, weil sie nicht einer gesellschaftlichen Norm entsprechen, mit Einschränkungen der Lebenszufriedenheit konfrontiert sind (siehe auch die Beiträge von Shih-cheng Lien, Kap. 2.4, sowie Lisa Hasenbein und Anne Berngruber, Kap. 4.3, in diesem Band). Von sozialer Ausgrenzung betroffene Gruppen haben allerdings bislang in der Einsamkeitsforschung – und hier insbesondere in der Untersuchung junger Menschen – wenig Beachtung erfahren, was häufig mit mangelnden Fallzahlen der Studien begründet wird (Schobin u. a. 2024, S. 69 f.). Aufgrund seines umfassenden Samples für die Altersgruppe

Abb. 2.2.2 Mittelwerte der Einsamkeitsskala nach Diversitätsmerkmalen



Anmerkungen: Als „queer“ sind alle Personen gemeint, die ihre sexuelle Orientierung nicht als heterosexuell beschreiben (d. h. sich als homosexuell, queer, bi-, pan-, oder asexuell bezeichnen) und/oder eine nicht cisgeschlechtliche Identität angeben (trans, nicht-binär, inter oder genderfluid). Einsamkeitsskala: Die Antworten zu den drei Aussagen werden zu einer Summenskala mit den Werten (3) bis (9) zusammengefasst. Höhere Werte geben ein höheres Einsamkeitsempfinden an. Der Wert (3) bedeutet, dass die Befragten alle drei Aussagen mit „selten“ beantwortet haben, wohingegen beim Wert (9) alle drei Aussagen mit „oft“ beantwortet wurden. Es werden Personen von 12 bis 32 Jahren berücksichtigt; Fehlerbalken markieren jeweils 95%-Konfidenzintervalle.

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, n = 4.490–4.767 Personen zwischen 12 bis 32 Jahre; eigene Berechnungen.

der 12- bis 32-Jährigen bietet AID:A 2023 die Möglichkeit, auf Grundlage von Selbstauskünften eine vielfältige Bandbreite der Lebensweisen junger Menschen abzubilden. Abbildung 2.2.2 zeigt, dass sich zur queeren Community Zählende und junge Menschen mit Behinderungen bzw. Beeinträchtigungen in erhöhtem Maße einsam fühlen. Aber auch materiell deprivierte junge Menschen fühlen sich besonders häufig einsam. Weniger deutlich, aber dennoch signifikant, sind die Unterschiede im Einsamkeitsempfinden zwischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit eigener Zuwanderungsgeschichte oder bei denen beide Elternteile zugewandert sind, im Vergleich zu Gleichaltrigen, von denen weder sie selbst noch die Eltern im Ausland geboren sind.

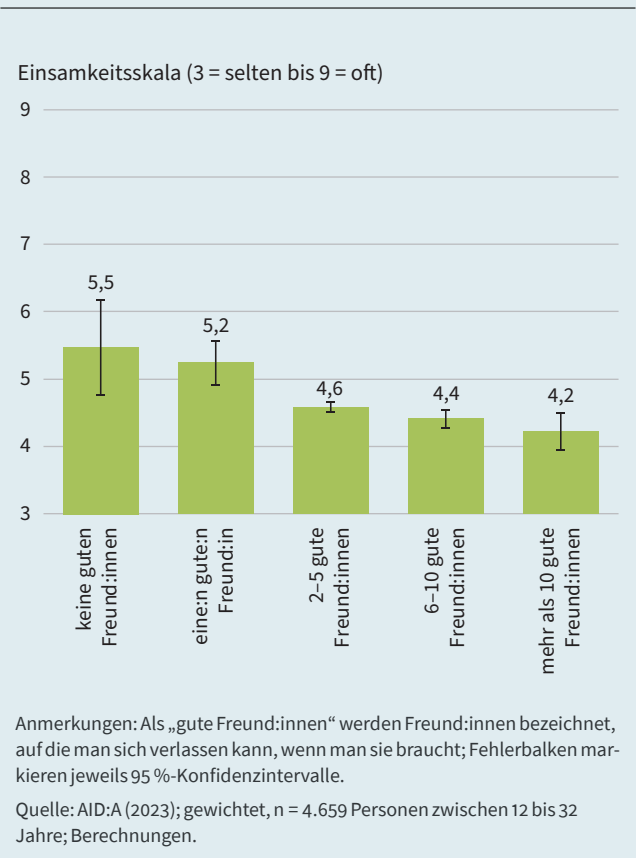
Mehr gute Freund:innen bedeuten nicht zwangsläufig weniger Einsamkeit

Wie oben beschrieben, ist eine allgemeine Definition von Einsamkeit ein gefühlter Mangel an sozialen Beziehungen, die sich jemand wünscht, wobei diese nicht mit der tatsächlich vorhandenen Anzahl oder Kontakthäufigkeit übereinstimmen muss. Gerade Peerbeziehungen spielen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter eine zentrale Rolle (siehe auch den Beitrag von Andreas Herz in diesem Band, Kap. 5.2). Daher ist es naheliegend anzunehmen, dass insbesondere die Anzahl guter Freund:innen ein bedeutsamer Indikator sein könnte, Einsamkeitsgefühle junger Menschen zu erklären, wenn diese fehlen. Wie Abbildung 2.2.3 zeigt, fühlen sich diejenigen besonders einsam, die angeben, keine:n oder eine:n gute:n Freund:in zu haben, wobei die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen statistisch nicht signifikant sind. Einen bedeutsamen Sprung beim Rückgang von Einsamkeitsgefühlen zeigt sich für junge Menschen mit mindestens zwei guten Freund:innen. Zugleich bedeutet dies im Umkehrschluss allerdings nicht, dass eine höhere Anzahl guter Freund:innen auch mit selteneren Einsamkeitsgefühlen einhergeht. Die Unterschiede zwischen jungen Menschen mit zwei bis fünf guten Freund:innen im Vergleich zu denen, die sechs bis zehn gute Freund:innen oder sogar mehr als zehn gute Freund:innen angeben, sind statistisch nicht signifikant. Hier wird deutlich, dass es nicht allein auf die Quantität ankommt, sondern Einsamkeitsgefühle auch unabhängig von der Menge an guten Freund:innen auftreten können.

Fazit

Die Ergebnisse weisen zunächst einmal darauf hin, dass Einsamkeitsgefühle grundsätzlich zur Erfahrungswelt von Jugendlichen und jungen Erwachsenen gehören. Das

Abb. 2.2.3 Mittelwerte der Einsamkeitsskala nach Anzahl guter Freund:innen



zeigt, dass nicht nur ältere Menschen davon betroffen sind. Einsamkeitsgefühle können auch in Lebensphasen auftreten, in denen eine vermeintliche Eingebundenheit in soziale Netzwerke angenommen wird (z. B. in Schule, Ausbildung und Studium). Gleichzeitig sind das Jugend- und junge Erwachsenenalter Lebensphasen, in denen wichtige Verselbstständigungsschritte (z. B. Auszug aus dem Elternhaus, Schulabschluss und Einstieg in Ausbildung oder Studium, erste Beziehungserfahrungen) zum ersten Mal gemacht werden, die emotional bedeutsam sind und mit einschneidenden Veränderungen der Lebenssituation und auch mit punktuellen Einsamkeitsgefühlen einhergehen können. Somit müssen temporäre Einsamkeitsgefühle bei jungen Menschen erst einmal nichts Ungewöhnliches und Problematisches sein, sondern können sogar Gelegenheiten bieten, einen angemessenen Umgang mit solchen Gefühlen zu erlernen. Zugleich verdeutlichen die vorliegenden Befunde aber vor allem, dass besonders vulnerable Jugendliche und junge Erwachsene überdurchschnittlich häufig von Einsamkeitsgefühlen berichten, wobei hier Gefühle und Erfahrungen von Nichtzugehörigkeit und Ausgeschlossenheit – z. B. aufgrund von Diskriminierungserfahrungen – eine zentrale Rolle spielen können. Zukünftige Analysen mit AID:A

2023 werden stärker die Lebenswelten Jugendlicher und junger Erwachsener in den Blick nehmen, um mögliche lebenslagen- und lebensphasenspezifischen Unterschiede im Einsamkeitserleben junger Menschen zu beleuchten.

Literatur

Berngruber, Anne/Hofmann-Lun, Irene (2023): Aufwachsen in Pandemiezeiten. Herausforderungen für Verselbstständigungsprozesse und Alltagspraxen junger Menschen. BWP - Zeitschrift des Bundesinstituts für Berufsbildung, 52. Jg., H. 2, 8–12

Das Progressive Zentrum mit Neu, Claudia/Küpper, Beate/Luhmann, Maike (2023): Studie „Extrem einsam?“. Die demokratische Relevanz von Einsamkeitserfahrungen unter Jugendlichen in Deutschland. Berlin

Hughes, Mary Elizabeth/Hawkey, Louise C./Cacioppo, John T. (2004): A Short Scale for Measuring Loneliness in Large Surveys. Results From Two Population-Based Studies. *Research on Ageing*, Jg. 26, H. 6, 655–672

Perlman, Daniel/Peplau, Letitia Anne (1981): Toward a social psychology of loneliness. In: Robin Gilmour/Steve Duck (Hrsg.): *Personal relationships in disorder*. London: Academic Press, S. 31–56

Schobin, Janosch/Arriagada, Céline/Gibson-Kunze, Martin (2024): *Einsamkeitsbarometer 2024. Langzeitentwicklung von Einsamkeit in Deutschland*. Berlin

Steffens, Jan (2023): Soziale Isolation, Einsamkeit und psychische Entwicklung. *Menschen. Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten* H. 3, S. 19–25

Thomas, Severine (2022): *Einsamkeitserfahrungen junger Menschen – nicht nur in Zeiten der Pandemie*. *Soziale Passagen*, Jg. 14, 97–112

2.3 Wohlbefinden von Schülerinnen und Schülern

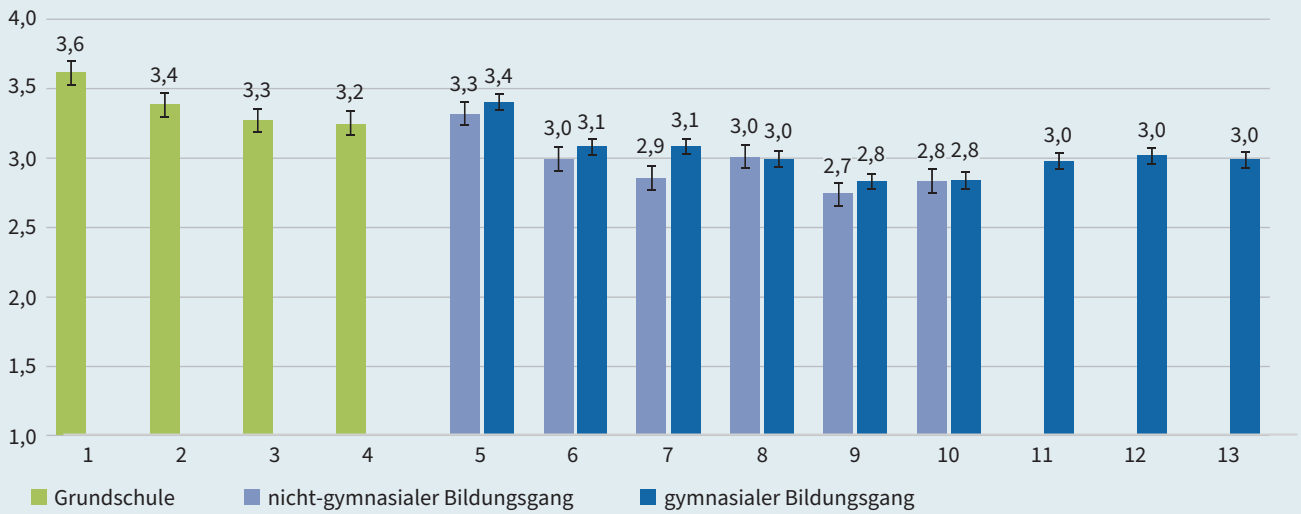
Inga Simm und Stefan Hofherr

Obgleich die Maskenpflicht, Abstandsregelungen oder Schulschließungen inzwischen nicht mehr Teil des Schulalltags sind, zeigen sich in Schulen nach wie vor die Nachwirkungen der Corona-Pandemie. Einschätzungen von Schulleitungen stützen die Befunde von Schulleistungsstudien, die enorme Lernrückstände verzeichnen (z. B. Autor:innengruppe Bildungsberichtserstattung 2024; Robert Bosch Stiftung 2023). Sie bestätigen auch verschiedene Einzelstudien, die auf höhere psychische Belastungen und Verhaltensauffälligkeiten von Schüler:innen hinweisen (Schlack u. a. 2022). Ein Großteil der Lehrkräfte vermutet gleichzeitig, dass sich die Schüler:innen insgesamt in der Schule wohl fühlen (Robert Bosch Stiftung 2022). Das Wohlbefinden in der Schule dient zum einen als Qualitätsindikator der Schule, zum anderen ist es jedoch auch ein Ziel ganzheitlicher Bildung. Fühlen sich Schülerinnen und Schüler an der Schule wohl, kann dies präventiv im Umgang mit Problemen im Schulalltag wirken (Häscher/Edlinger 2009). Gleichzeitig gilt das Wohlbefinden als zentrale Voraussetzung für erfolgreiche Lernprozesse, schulische Leistungen und die positive Entwicklung des Wohlbefindens über den schulischen Kontext hinaus (Häscher/Hagenauer 2011). Meist nimmt das Wohlbefinden in der Schule mit steigender Klassenstufe ab, jedoch verläuft dies selten kontinuierlich (ebd.). Aktuell fehlt es dazu jedoch an repräsentativen Befunden durch Aussagen von Schülerinnen und Schülern selbst über alle Klassenstufen und Schularten hinweg.

Der vorliegende Beitrag nähert sich diesem Phänomen, indem er zunächst die Ausprägung des schulischen Wohlbefindens über Klassenstufen und Schularten hinweg untersucht und dann den Zusammenhang mit bedeutenden schulischen Zielen wie Schulnoten, der allgemeinen Selbstwirksamkeit der Schüler:innen sowie ihrer sozialen Eingebundenheit mit Mitschüler:innen betrachtet.

Die Auswertungen nutzen Selbstaussagen zum Wohlbefinden in der Schule von 3.661 Kindern und Jugendlichen (51 % männlich) im Alter zwischen 5 und 21 Jahren. In der untersuchten Stichprobe liegt für 28 % ein Zuwanderungshintergrund vor, da entweder die Schüler:innen selbst (11 %) oder mindestens ein Elternteil (17 %) außerhalb von Deutschland geboren wurde. 29 % der Schüler:innen besuchten zum Zeitpunkt der Erhebung eine Grundschule, 38 % ein Gymnasium oder einen gymnasialen Zweig an Gesamtschulen und 33 % einen nicht-gymnasialen weiterführenden Bildungsgang an Haupt-, Real-, Gesamtschulen oder Schulen mit mehreren Bildungsgängen. Zur Beschreibung des generellen Wohlbefindens in der Schule wurde das Einzelitem „Insgesamt gehe ich gerne zur Schule.“ verwendet und für die allgemeine Selbstwirksamkeit wurden die Schüler:innen insgesamt 4 Items wie zum Beispiel „Ich kann für jedes Problem eine Lösung finden.“ gefragt. Inwieweit Schüler:innen sich mit ihren Mitschüler:innen gut verstehen, wurde mit Hilfe eines Einzelitems erhoben. Für alle Skalen wurden die Antworten auf einer vierstufigen Skala von (1) „stimmt

Abb. 2.3.1 Wohlbefinden in der Schule nach Klassenstufe und Schulart



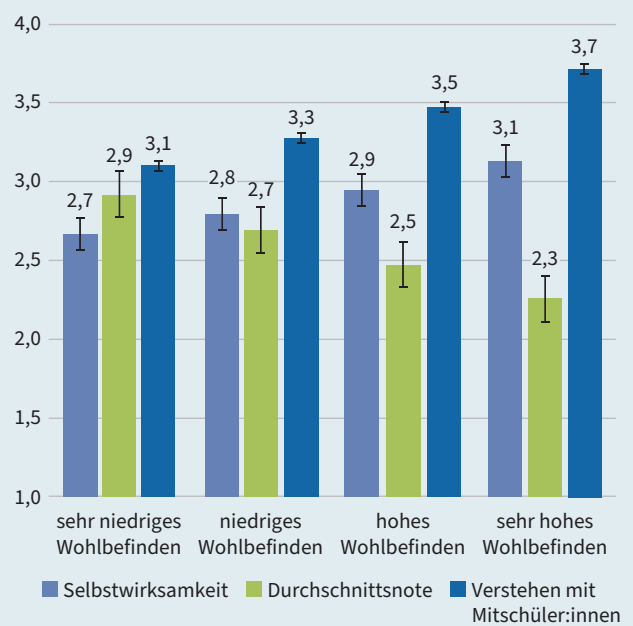
Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 3.661 Schüler:innen; eigene Berechnungen.

voll“ bis (4) „stimmt gar nicht“ abgefragt. Zur vereinfachten Darstellung wurden die Items anschließend umgepolt, sodass eine starke Zustimmung mit einer höheren Ausprägung einhergeht. Die Deutsch- und Mathematiknote wurden von (1) „sehr gut“ bis (6) „ungenügend“ erfasst und die Durchschnittsnote aus beiden Fächern berechnet.

Insgesamt berichten 79% der befragten Schüler:innen, dass sie der Aussage „Insgesamt gehe ich gerne zur Schule.“ voll oder eher zustimmen. Betrachtet man die Mittelwerte, stimmen Schüler:innen niedriger Klassenstufen dieser Aussage stärker zu als in höheren Klassenstufen. Dabei ist die Zustimmung jedoch nicht unabhängig von der Schulart. Schüler:innen in Grundschulen zeigen höhere Zustimmungen als Schüler:innen von weiterführenden Schulen. In weiterführenden Schulen berichten Schüler:innen an Gymnasien oder gymnasialen Zweigen an Gesamtschulen im Durchschnitt ein höheres Wohlbefinden in der Schule als Schüler:innen nicht-gymnasialer weiterführender Bildungsgänge. In allen Bildungsgängen zeigt sich mit zunehmender Klassenstufe ein Rückgang des Wohlbefindens in der Schule, der jedoch in beiden Bildungsgängen nach der 9. Klassenstufe wieder ansteigt.

Betrachtet man neben diesen Kontextfaktoren der Schulart und der Klassenstufe jedoch auch die allgemeine Selbstwirksamkeit, die Durchschnittsnote und wie gut sich Schüler:innen mit ihren Mitschüler:innen verstehen, wird der Zusammenhang zur Schulart und der Klassenstufe nicht mehr signifikant. Viel wichtiger sind dann in absteigender Reihenfolge die Selbstwirksamkeit ($r = .34$;

Abb. 2.3.2 Einschätzungen des globalen schulischen Wohlbefindens nach allgemeiner Selbstwirksamkeit, Durchschnittsnote und Verstehen mit Mitschülern



Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 2.347 Schüler:innen; eigene Berechnungen.

$p < .05$), das Verstehen mit den Mitschüler:innen ($r = .25$; $p < .05$) und die Durchschnittsnote ($r = -.17$; $p < .05$). Jüngere Schüler:innen weisen dabei auch unter Kontrolle dieser Merkmale ein höheres Wohlbefinden auf als ältere Schüler:innen. Ein hohes Wohlbefinden geht daher mit

einem hohen Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit (z. B. Problemlösungsfähigkeiten), guten Noten in Mathematik und Deutsch und einem positiven Miteinander einher. Im Vergleich zu den Kontextfaktoren sind dies Faktoren, die nicht von Schularten oder Klassenstufen abhängig sind.

Fazit

Neben dem Erwerb von Qualifikationen und Kompetenzen ist die Schule ein Ort der Identitätsbildung, der Teilhabe und der Persönlichkeitsentwicklung. Schülerinnen und Schüler scheinen sich dann besonders wohlfühlen, wenn sie sowohl Selbstwirksamkeit, Kompetenz als auch einen positiven Umgang mit Mitschülerinnen und Mitschülern erleben. Damit bestätigen die Ergebnisse auch die bestehende Forschung, nach der neben dem Autonomieerleben die soziale Einbindung und das Kompetenzerleben zentrale Bedürfnisse in Lernsituationen darstellen, und eröffnen vielfältige Möglichkeiten, um das Wohlbefinden von Schülerinnen und Schülern zu steigern (Deci/Ryan 1993). Gleichzeitig scheinen die Ergebnisse jedoch auch eine natürliche Entwicklung zu bestätigen, nach der Schüler:innen zwar mit zunehmender Klassenstufe weniger gern zur Schule gehen, ab der 9. Klassenstufe jedoch wieder häufiger gern zu Schule gehen.

Neben rein beschreibenden Untersuchungen werden jedoch auch erklärende Perspektiven benötigt. Vor dem Hintergrund steigender Belastungen und gleichzeitiger Leistungseinbußen bei Schülern und Schülerinnen reicht es nicht aus, nur auf rein beschreibende, querschnittliche Erkenntnisse zu setzen. Es bedarf vielmehr zusätzlicher Erkenntnisse darüber, wann sich Kinder und Jugendliche in der Schule besonders wohlfühlen und mit welchen

Maßnahmen einem Abfall des Wohlbefindens zukünftig besser vorgebeugt werden kann. Längsschnittliche Untersuchungen mit AID:A könnten dazu weiteres Erklärungswissen liefern.

Literatur

- Autor:innengruppe Bildungsberichtserstattung (2024): Bildung in Deutschland 2024. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu beruflicher Bildung. Bielefeld
- Deci, Edward L./Ryan, Richard M. (1993): Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik 39 (2), S. 223–238. DOI: 10.25656/01:11173
- Hascher, Tina/Edlinger, Heidrun (2009): Positive Emotionen und Wohlbefinden in der Schule – ein Überblick über Forschungszugänge und Erkenntnisse. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 56 (2), S. 105–122
- Hascher, Tina/Hagenauer, Gerda (2011): Schulisches Wohlbefinden im Jugendalter – Verläufe und Einflussfaktoren. In: Jahrbuch Jugendforschung, S. 15–45. DOI: 10.1007/978-3-531-93116-6_1
- Robert Bosch Stiftung (2022): Das Deutsche Schulbarometer: Aktuelle Herausforderungen der Schulen aus Sicht der Lehrkräfte. Ergebnisse einer Befragung von Lehrkräften allgemein- und berufsbildender Schulen. Stuttgart
- Robert Bosch Stiftung (2023): Das Deutsche Schulbarometer: Aktuelle Herausforderungen der Schulen aus Sicht der Lehrkräfte. Ergebnisse einer Befragung von Schulleitungen allgemein- und berufsbildender Schulen. Stuttgart
- Schlack, Robert/Neuperd, Laura/Junker, Stephan/Eicher, Sophie/Hölling, Heike/Thom, Julia/Ravens-Sieberer, Ulrike/Beyer, Ann-Kristin (2022): Veränderungen der psychischen Gesundheit in der Kinder- und Jugendbevölkerung in Deutschland während der COVID-19- Pandemie – Ergebnisse eines Rapid Reviews. In: Journal of Health Monitoring 8 (S1). DOI: 10.25646/10760

2.4 Diskriminierungserfahrungen junger Menschen

Shih-cheng Lien

In Deutschland zeichnet sich ein deutlicher Trend ab: Die subjektive Betroffenheit von Diskriminierung wegen ethnischer Herkunft oder aus rassistischen Gründen hat in den letzten 15 Jahren zugenommen; zudem sind auch mehr Menschen als vor 15 Jahren der Ansicht, dass die Diskriminierung bestimmter Gruppen in der Zukunft weiter zunehmen wird (Wieland/Kober 2023). Diskriminierung wird allgemein als eine Benachteiligung einer anderen Gruppe oder einzelner Mitglieder dieser Gruppe verstanden (Beigang u. a. 2017, S. 12). Menschen können

wegen ihrer unterschiedlichen Zugehörigkeiten z. B. in Bezug auf Geschlecht, Behinderung, Herkunftskultur und -nation Benachteiligungen erfahren. Benachteiligungen können sich in unterschiedlichen Lebensbereichen ereignen, etwa im Schul- bzw. Arbeitsalltag oder bei der Wohnungssuche.

Junge Menschen sind mit zunehmendem Alter verstärkt in verschiedenen Institutionen und gesellschaftlichen Bereichen eingebunden. Daher ist Diskriminierung ein relevantes Thema für die gesellschaftliche Teilhabe

junger Menschen und den sozialen Zusammenhalt. Allerdings wurden Diskriminierungserfahrungen junger Menschen bisher selten empirisch untersucht. Aktuelle Bevölkerungsbefragungen, wie die SINUS-Studie „Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft“ (Wieland/Kober 2023) und der Nationale Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (DeZIM 2023), berücksichtigen lediglich Erwachsene ab 18 Jahren. Die Shell-Jugendstudie, die empirisch beschrieben hat, wie junge Menschen ihre Diskriminierung wahrnehmen, liegt fast zehn Jahre zurück und betrachtet zwar verschiedene Diskriminierungsgründe, jedoch lediglich differenziert nach dem Vorliegen eines Migrationshintergrunds (Schneekloth 2015).

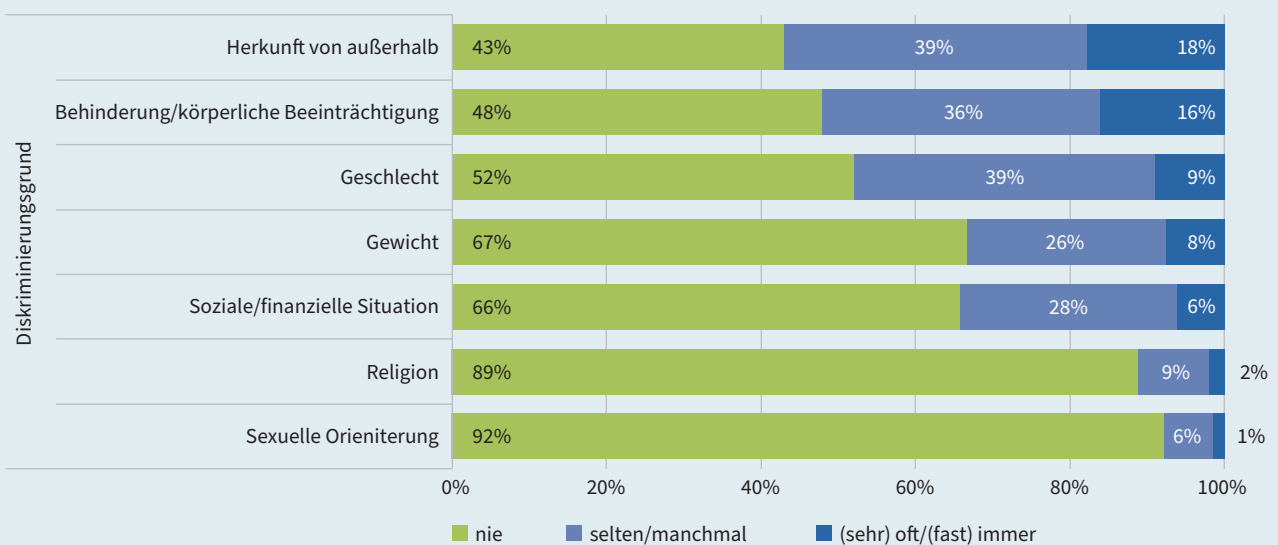
In AID:A 2023 wurden Diskriminierungserfahrungen junger Menschen im Alter zwischen 12 und 32 Jahren abgefragt bezogen auf die individuelle Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen bzw. Zuschreibung von bestimmten Merkmalen. Damit wird im vorliegenden Beitrag erstens die allgemeine Frage beantwortet, wie viele junge Menschen Diskriminierung erleben und wer diese Erfahrungen besonders häufig macht. Im zweiten Schritt werden die Gründe für Mehrfachdiskriminierungen, d. h. die Betroffenheit von Benachteiligungen aufgrund mehrerer Merkmale, näher betrachtet. Mit Blick auf negative Auswirkungen der Diskriminierungserfahrungen für die psychische Gesundheit der Betroffenen (z. B. Emmer/Dorn/Mata 2024) wird drittens auf den Zusammenhang zwi-

schen der wahrgenommenen Diskriminierung junger Menschen und ihrer Lebenszufriedenheit eingegangen.

Erfassung der Diskriminierungserfahrungen junger Menschen

In AID:A wurden die Diskriminierungserfahrungen junger Menschen mit der folgenden Frage erfasst: „Es kann vorkommen, dass man im Leben benachteiligt wird. Dafür kann es unterschiedliche Gründe geben. Nenne bitte für jeden der folgenden Gründe, wie häufig du in deinem Leben dadurch schon einmal benachteiligt worden bist.“ Vorgegeben wurden sieben soziale Merkmale, die die Zugehörigkeit bzw. Zuschreibung zu einer bestimmten Gruppe als Grund für Benachteiligung beschreiben: (1) wegen deines Geschlechts, (2) wegen der sozialen und finanziellen Situation in deiner Familie, (3) weil du oder deine Familie nicht aus Deutschland stammt (nur Befragten mit Migrationshintergrund vorgelegt), (4) wegen deines Gewichts, (5) wegen einer Behinderung oder körperlichen Beeinträchtigung (nur Befragte mit Behinderung bzw. Beeinträchtigung vorgelegt), (6) wegen deiner Religion, (7) wegen deiner sexuellen Orientierung. Die Antwortoptionen für jeden Grund waren (6) „nie“, (5) „selten“, (4) „manchmal“, (3) „oft“, (2) „sehr oft“ und (1) „fast immer/immer“. Im Folgenden bezieht sich der Begriff „Diskriminierung“ auf die abgefragten Benachteiligungserfahrungen der jungen Menschen.

Abb. 2.4.1 Wahrgenommene Diskriminierung 12- bis 32-Jähriger nach Diskriminierungsgrund



Anmerkung: Antworten „oft“, „sehr oft“ und „fast immer/immer“ werden zusammengefasst dargestellt. Das gilt auch für Antwort „selten“ und „manchmal“. Herkunft außerhalb Deutschland für Befragte mit Migrationshintergrund n = 940; Behinderung für Befragte, die eine Behinderung bzw. Beeinträchtigung angegeben haben n = 629; andere Gründe N = 4.334–4.524

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, eigene Berechnungen.

Prävalenz der Diskriminierungserfahrungen unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen

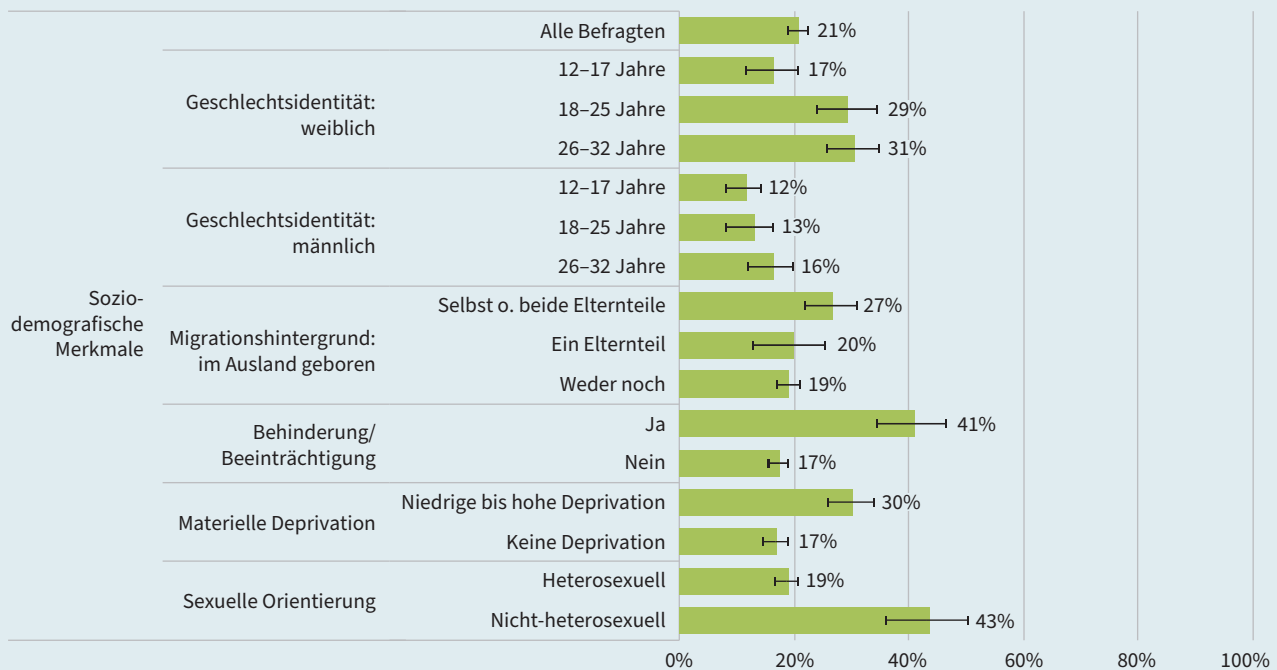
Abbildung 2.4.1 zeigt, wie oft 12- bis 32-Jährige aus den jeweiligen Diskriminierungsgründen Benachteiligung erleben. Bei Befragten mit Migrationshintergrund gibt mehr als die Hälfte an, dass sie wegen ihrer nicht-deutschen Herkunft benachteiligt wurde (57 % „selten“ bis „fast immer/immer“). Der Anteil der Befragten mit Behinderung bzw. Beeinträchtigung, die von Benachteiligungserfahrungen aufgrund einer Behinderung oder körperlichen Beeinträchtigung berichten, ist ähnlich hoch (52 %). Bezogen auf alle Befragten wird der Benachteiligungsgrund Geschlecht mit 48 % häufiger genannt als Gewicht (34 %), soziale und finanzielle Situation (34 %), Religion (11 %) und sexuelle Orientierung (7 %).

Werden alle vorgegebenen Diskriminierungsgründe zusammengefasst, zeigt sich, dass Diskriminierungserfahrungen ein verbreitetes Phänomen unter jungen Menschen sind. Bezogen auf bisherige Erfahrungen im Leben geben 70 % aller Befragten zwischen 12 und 32 Jahren an,

bereits aus mindestens einem Grund Benachteiligung erlebt zu haben. Dabei haben 21 % diese Benachteiligungserfahrungen häufig („oft“, „sehr oft“ oder „immer“) gemacht und 49 % selten oder manchmal. Lediglich 30 % der jungen Menschen geben an, aus keinem der genannten Gründe diskriminiert worden zu sein.

Abbildung 2.4.2 zeigt den Anteil junger Menschen, die von häufigen Diskriminierungserfahrungen betroffen sind, differenziert nach verschiedenen soziodemografischen Merkmalen. Es ist deutlich zu erkennen, dass junge Menschen nicht gleichermaßen von häufiger Diskriminierung betroffen sind. Bei den Befragten, die ihre Geschlechtsidentität als weiblich bezeichnen, ist die Betroffenheit von häufigen Diskriminierungen unter den 18- bis 25-Jährigen und 26- bis 32-Jährigen fast doppelt so hoch wie unter den 12- bis 17-Jährigen (29 % bzw. 31 % vs. 17 %). Im Gegensatz dazu ist keine wesentliche Zunahme von häufigen Diskriminierungserfahrungen bei männlichen Befragten mit zunehmendem Alter zu verzeichnen (12 % der 12- bis 17-Jährigen, 13 % der 18- bis 25-Jährigen, 16 % der 26- bis 32-Jährigen). Werden die Altersgruppe

Abb. 2.4.2 Anteil 12- bis 32-Jähriger mit häufigen Diskriminierungserfahrungen differenziert nach soziodemografischen Merkmalen



Anmerkung: (a) Gezählt werden Angaben „oft“, „sehr oft“ und „fast immer/immer“ für mindestens einen Grund. (b) Bei Geschlechtsidentität wurde abgefragt, wie die Befragten ihr Geschlecht beschreiben. Andere Geschlechtsidentitäten (trans*, queer und andere) werden wegen der kleinen Fallzahl in den Altersgruppen nicht dargestellt. (c) Behinderung bzw. Beeinträchtigung liegt vor, wenn die Befragten lang andauernde körperliche, kognitive, psychische, emotionale oder gesundheitliche Umstände haben, die zu Einschränkungen im Alltagsleben führen. (d) Als nicht-heterosexuell (n = 456) gelten folgende Angaben: homosexuell, bisexuell, asexuell, queer und andere sexuelle Orientierung. (e) Operationalisierung materieller Deprivation siehe Beitrag Hasenbein/Bergruber, mit Fehlerbalken (95 %-Konfidenzintervall).

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 4.720; eigene Berechnungen.

Abb. 2.4.3 Kombinationen von Diskriminierungsgründen 12- bis 32-Jähriger, die aus zwei oder mehr Gründen diskriminiert wurden

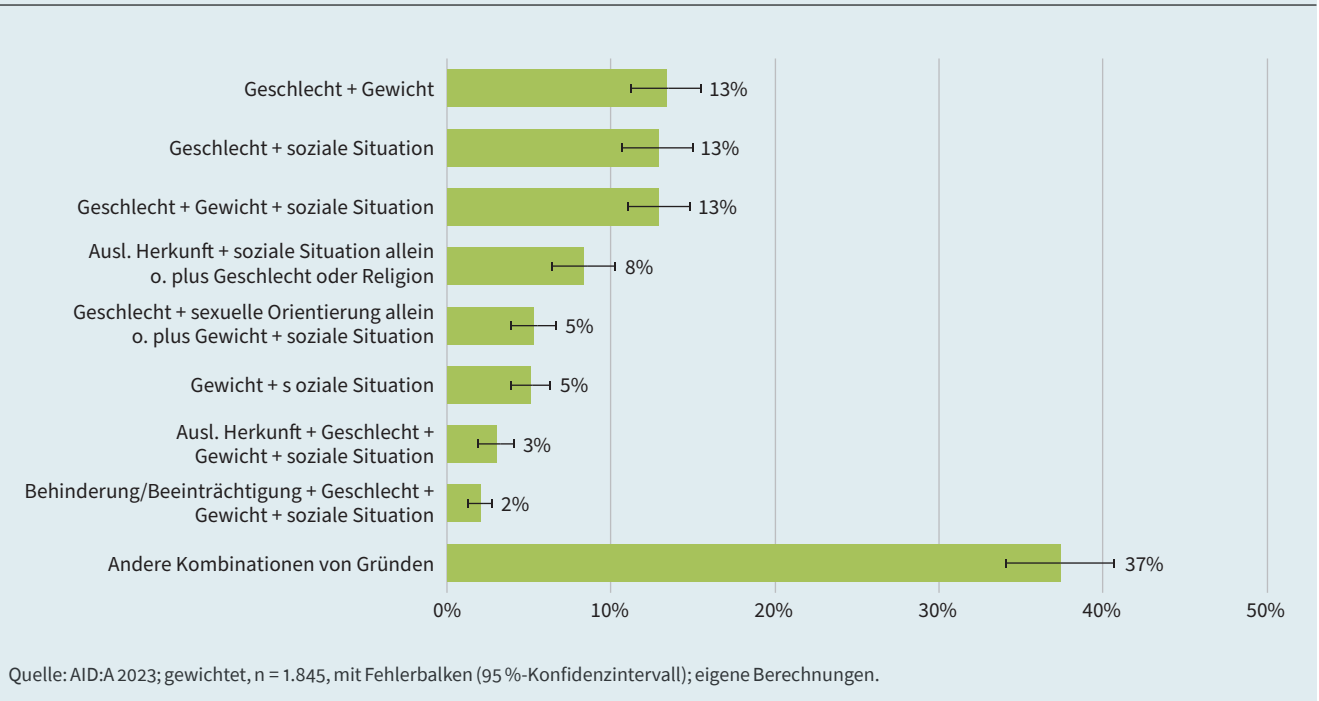
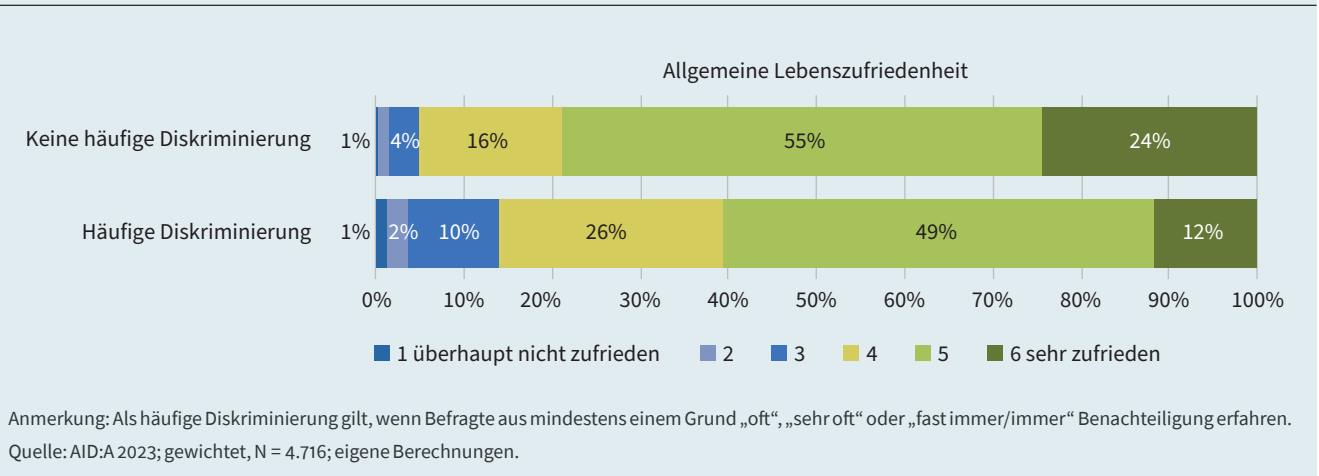


Abb. 2.4.4 Selbstauskunft 12- bis 32-Jähriger zur allgemeinen Lebenszufriedenheit in Abhängigkeit von häufigen Diskriminierungserfahrungen



und die Geschlechtsidentität gleichzeitig betrachtet, zeigt sich, dass Frauen in ihrem jungen Erwachsenenalter deutlich häufiger Diskriminierungserfahrungen als Männer gleichen Alters machen. Darüber hinaus erleben junge Menschen wesentlich häufiger Diskriminierung, wenn sie entweder selbst oder ihre beiden Elternteile im Ausland geboren sind, sie in materieller Deprivation leben, sie eine Beeinträchtigung haben oder sie eine nicht-heterosexuelle Orientierung aufweisen.

Mehrfachdiskriminierung ist keine Seltenheit

Menschen haben unterschiedliche Zugehörigkeiten und weisen oft mehrere Merkmale auf, die mit einem erhöhten Risiko von Diskriminierung einhergehen. Anhand der abgefragten Merkmale zeigt sich, dass von den 70 % der Befragten zwischen 12 und 32 Jahren, die von Benachteiligungserfahrungen in ihrem Leben berichten, die große Mehrheit mehr als einen Grund für ihre Benachteiligung nennt (37 % aus einem Grund; 63 % aus zwei oder mehr Gründen, sog. „Mehrfachdiskriminierung“).

Abbildung 2.4.3 zeigt, welche Kombinationen von Diskriminierungsgründen bei Mehrfachdiskriminierung wie häufig vorkommen. Mit 44 % werden verschiedene Kombinationen der Gründe Geschlecht, Gewicht und soziale/finanzielle Situation am häufigsten genannt. Diese Gründe spielen auch bei Kombinationen mit anderen Diskriminierungsgründen wie ausländische Herkunft, Behinderung bzw. Beeinträchtigung oder sexueller Orientierung eine Rolle. Andere Kombinationen, die jeweils mit einem Anteil von weniger als 2 % vertreten sind, machen zusammen genommen mehr als ein Drittel aus (37 %). Insgesamt sind die Gründe für Mehrfachdiskriminierung sehr vielfältig.

Diskriminierungserfahrungen und Lebenszufriedenheit

Die allgemeine Lebenszufriedenheit stellt einen zentralen Aspekt des subjektiven Wohlbefindens dar. Wie Abbildung 2.4.4 zeigt, sind die meisten jungen Menschen mit ihrem Leben insgesamt recht zufrieden. Allerdings unterscheidet sich die Zufriedenheit danach, ob die Befragten oft Diskriminierungserfahrungen gemacht haben. Befragte, die häufig diskriminiert wurden, weisen tendenziell eine geringere Lebenszufriedenheit auf als diejenigen ohne häufige Diskriminierungserfahrungen („zufrieden“ bis „sehr zufrieden“: 61 % vs. 79 %).

Fazit

Die Befunde zeigen, dass Erfahrungen mit Diskriminierung ein verbreitetes Phänomen unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind. Junge Menschen sind in Abhängigkeit von verschiedenen sozialen Merkmalen ungleich davon betroffen, außerdem geben sie häufig mehrere Gründe für ihre Diskriminierungserfahrungen an. Vor diesem Hintergrund weist der negative Zusammenhang zwischen erlebter Diskriminierung und Lebenszufriedenheit auf Handlungsbedarf in allen für junge Menschen relevanten Kontexten hin.

Literatur

- Beigang, Steffen/Fetz, Karolina/Kalkum, Dorina/Otto, Magdalena (Hrsg.) (2017): *Diskriminierungserfahrungen in Deutschland. Ergebnisse einer Repräsentativ- und einer Betroffenenbefragung*. Berlin
- Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) (2023): *Rassismus und seine Symptome. Bericht des Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitors*. Berlin
- Emmer, Christine/Dorn, Julia/Mata, Jutta (2024): *The immediate effect of discrimination on mental health: A meta-analytic review of the causal evidence*. In: *Psychological Bulletin*, 150. Jg., H. 3, S. 215–252
- Schneekloth, Ulrich (2015): *Jugend und Politik: Zwischen positivem Gesellschaftsbild und anhaltender Politikverdrossenheit*. In: *Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch*. Originalausgabe. Frankfurt am Main, S. 153–200
- Wieland, Ulrike/Kober, Ulrich (2023): *Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft. Wahrnehmungen und Einstellungen in der Bevölkerung*. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh

2.5 Mütterliches Wohlbefinden in verschiedenen Familienformen

Yasmin Öztürk

Die Zunahme von Trennungen und Scheidungen hat zu einer Diversifizierung der Familienformen geführt, sodass Alleinerziehende und Stieffamilien neben anderen eine gesellschaftlich etablierte Familienform darstellen (Steinbach 2023; BMFSFJ 2021). Trennungen, Scheidungen und erneute Partnerschaften gehen mit Veränderungen in der Lebenssituation der Eltern und Kinder einher, sodass sich die soziale Situation von Alleinerziehenden und Stieffamilien in einigen Aspekten von der von Eltern in Kernfamilien unterscheidet (Steinbach 2023). Alleinerziehende sehen sich oftmals mit der alleinigen Verantwortung für

die Kinderbetreuung und -erziehung bei gleichzeitiger Erwerbstätigkeit, Problemen mit dem anderen Elternteil des Kindes sowie finanziellen Sorgen konfrontiert (Rattay/Öztürk 2024). Die knappen zeitlichen und finanziellen Ressourcen sowie die insgesamt höhere Gesamtbelastung von Alleinerziehenden erfordern bestimmte Bewältigungsstrategien, die sich insbesondere im Gesundheitsverhalten, etwa als erhöhtes Rauchen, widerspiegeln können (Sperlich/Maina/Noeres 2013).

Stieffamilien hingegen stehen vor anderen Herausforderungen als Kern- und Alleinerziehendenfamilien, wie

der multiplen Elternschaft, dem Setzen von Familiengrenzen und dem Umgang mit neu hinzugewonnenen Familienmitgliedern (Steinbach 2023), die ebenfalls einen Einfluss auf das Wohlbefinden und die Gesundheit aller Beteiligten haben kann.

Es zeigen sich Unterschiede in der Gesundheit und im Gesundheitsverhalten zwischen Müttern in Partnerhaushalten und Alleinerziehenden (Rattay u. a. 2024). Alleinerziehende weisen im Vergleich zu Müttern in Partnerhaushalten signifikant höhere Prävalenzen für depressive Symptome und eine schlechtere selbsteingeschätzte Gesundheit auf. Zudem ist die Raucherquote unter Alleinerziehenden deutlich höher und sie berichten einen höheren Bedarf und eine höhere Inanspruchnahme professioneller Hilfe aufgrund von psychischen Belastungen als Mütter in Partnerhaushalten. Diese Unterschiede bleiben auch nach Berücksichtigung von Kontrollvariablen wie Einkommen, Bildung und Erwerbstätigkeit bestehen, wenn auch abgeschwächt. Viele Studien konzentrieren sich auf die gesundheitlichen Unterschiede zwischen Müttern in Partnerhaushalten und Alleinerziehenden, während Stieffamilien oft unberücksichtigt bleiben. Häufig erlauben die Datenquellen keine Differenzierung zwischen Kern- und Stieffamilien, weshalb beide unter „Partnerhaushalte“ oder auch „Paarfamilien“ zusammengefasst werden. Untersuchungen zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Kern-, Alleinerziehenden- und Stieffamilien (Rattay/Lippe/Lampert 2014) zeigen jedoch einen erheblichen Forschungsbedarf, insbesondere zu den einzelnen Akteuren und Akteurinnen in Stieffamilien. So haben Kinder und Jugendliche aus Stieffamilien häufiger emotionale und Verhaltensprobleme sowie eine geringere gesundheitsbezogene Lebensqualität als Gleichaltrige in Kern- und Alleinerziehendenfamilien. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass die veränderte Familiensituation in Stieffamilien eine erneute Anpassung erfordert und mit spezifischen psychosozialen Belastungen einhergeht. Wenig Wissen gibt es jedoch dazu, wie es aktuell um das Wohlbefinden von Müttern in Stief- und anderen Nachtrennungsfamilien steht. Da die Daten von AID:A 2023 eine Unterscheidung von verschiedenen Familienformen (vor allem auch Stieffamilien) erlauben, beschäftigt sich der Beitrag mit der Frage, wie Mütter in Kern-, Alleinerziehenden- und Stieffamilien ihr Wohlbefinden, ihre Lebenszufriedenheit und ihren Gesundheitszustand einschätzen.

Erfassung des mütterlichen Wohlbefindens in verschiedenen Familienformen

Basierend auf den Daten von AID:A 2023 stand zur Untersuchung des mütterlichen Wohlbefindens eine Stich-

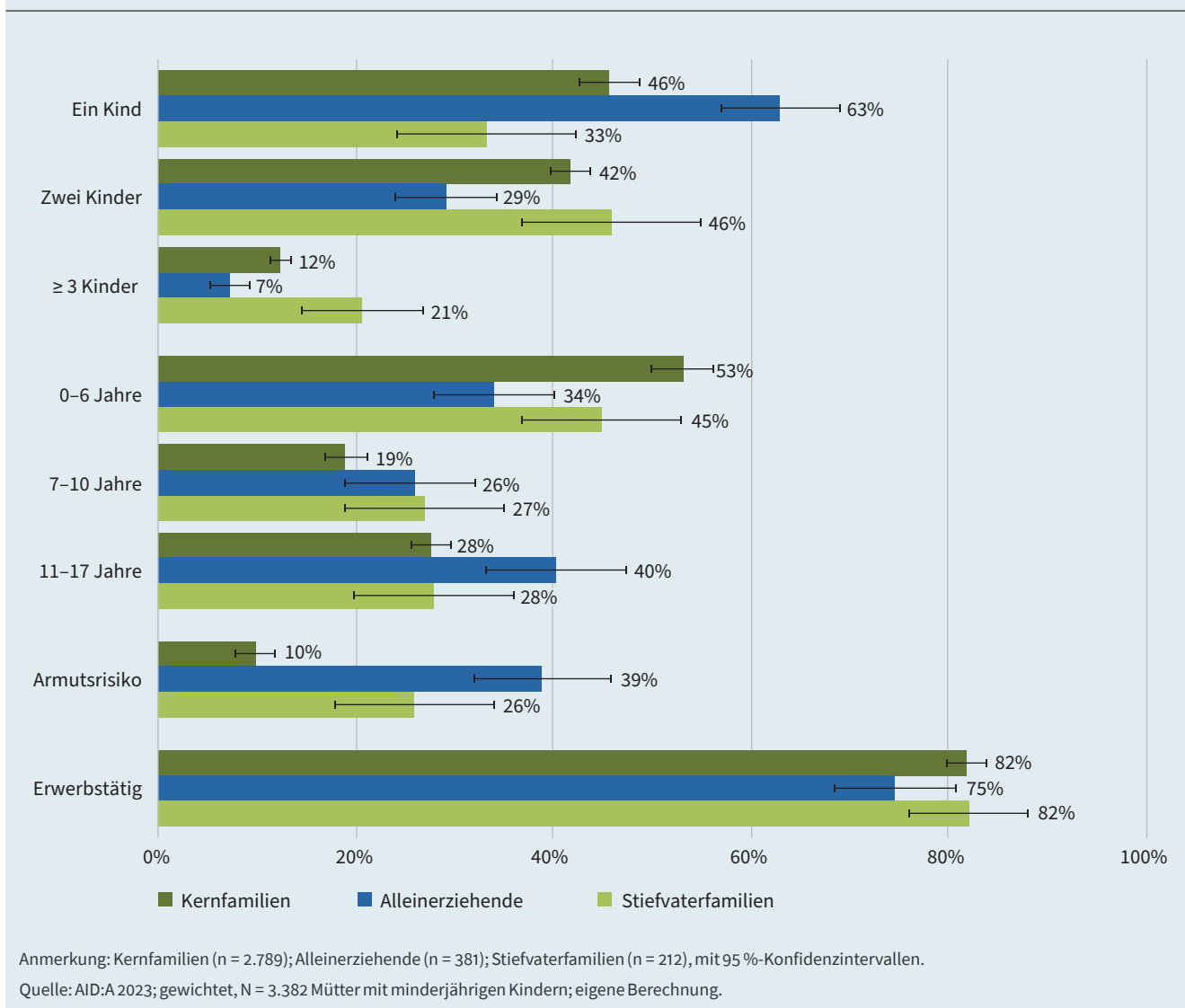
probe von insgesamt 3.382 Müttern mit minderjährigen Kindern, die in unterschiedlichen Familienformen leben, zur Verfügung. Zur Beschreibung der sozialen Situation der Mütter wurden die Anzahl der minderjährigen Kinder im Haushalt, das Alter des jüngsten Kindes, das Armutsrisiko und die Erwerbstätigkeit der Mütter berücksichtigt. Das Armutsrisiko wurde anhand des Medians der Äquivalenzeinkommen 2022 bestimmt; ein Wert unter 60 % des Medians deutet auf ein Armutsrisiko hin. Das mütterliche Wohlbefinden wurde mit der WHO-5 Skala gemessen, die fünf Items umfasst: Freude, Entspannung, Energie, Frische beim Aufwachen und Interesse am Alltag (Bech 2004). Die Antworten wurden auf einer Skala von (0) „zu keinem Zeitpunkt“ bis (5) „die ganze Zeit“ bewertet. Ein Summenwert wurde gebildet, wobei höhere Werte ein höheres psychisches Wohlbefinden anzeigen. Die Skala zeigt außerdem eine gute Reliabilität mit einem Cronbach's Alpha von 0.73. Der Summenwert wurde dichotomisiert, basierend auf einem Cut-off-Wert von 13, der auf eingeschränktes Wohlbefinden hinweist (Brähler u. a. 2007). Für das psychische Wohlbefinden werden im Folgenden die Prävalenzen für ein eingeschränktes Wohlbefinden berichtet. Ein weiterer Indikator des Wohlbefindens war die allgemeine Lebenszufriedenheit der befragten Mütter, gemessen auf einer Skala von (1) „sehr zufrieden“ bis (6) „sehr unzufrieden“. Zudem wurde der selbsteingeschätzte Gesundheitszustand der Mütter auf einer sechsstufigen Skala von (1) „sehr gut“ bis (6) „sehr schlecht“ erfasst. Für die Analyse wurden die Antwortkategorien zur Lebenszufriedenheit und zum Gesundheitszustand gruppiert, sodass nur die Prävalenzen für eine hohe Lebenszufriedenheit (Werte 1–2) und einen guten Gesundheitszustand (Werte 1–2) berichtet werden. Es wurden lediglich Personen mit vollständigen Angaben in den Analysen berücksichtigt.

Zur Bestimmung der Familienform wurden Angaben zur Anwesenheit eines Partners im Haushalt und ob dieser der leibliche Elternteil des Kindes sei, genutzt. Berücksichtigt wurden nur leibliche Mütter, die mit mindestens einem ihrer Kinder zusammenleben. Es wurden drei Familienformen unterschieden: Kernfamilien (82,5 %), Alleinerziehende (11,3 %) und Stiefvaterfamilien (6,2 %).

Beeinträchtigung des Wohlbefindens von alleinerziehenden Müttern

Im ersten Schritt wurde die soziale Situation der Mütter in verschiedenen Familienformen auf deskriptiver Ebene betrachtet (siehe Abb. 2.5.1). Zur Untersuchung des mütterlichen Wohlbefindens wurden die Prävalenzen für das psychische Wohlbefinden, die allgemeine Lebenszufriedenheit und den selbsteingeschätzten Gesundheits-

Abb. 2.5.1 Soziale Situation (Anzahl der Kinder im Haushalt, Alter jüngstes Kind, Armutsrisiko, Erwerbstätigkeit) der Mütter in verschiedenen Familienformen



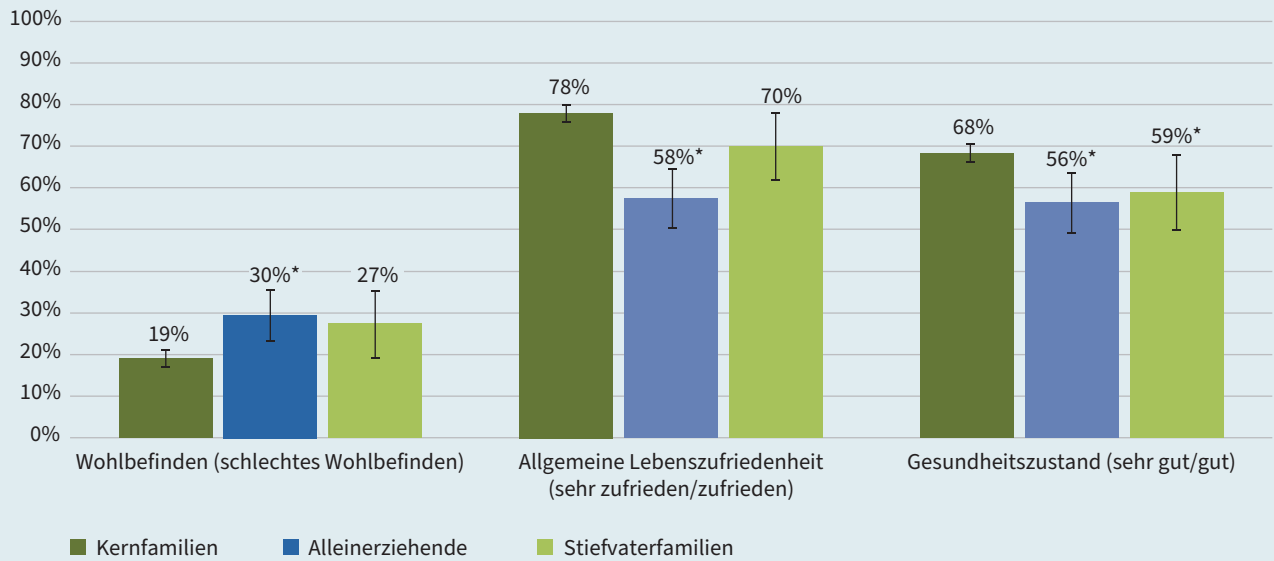
zustand für Mütter in den verschiedenen Familienformen berechnet (siehe Abb. 2.5.2).

Mithilfe von bivariaten Analysen wurden mögliche Unterschiede im Wohlbefinden untersucht. Im nächsten Schritt wurden diese Unterschiede unter Berücksichtigung verschiedener Kontrollvariablen multivariat geprüft.

Abbildung 2.5.1 zeigt die deskriptiven Befunde zur Beschreibung der sozialen Situation der Mütter in den drei Familienformen. Auffällig ist, dass Stiefvaterfamilien tendenziell kinderreicher sind als Kern- und Alleinerziehendenfamilien. Hinsichtlich der Erwerbstätigkeit zeigen sich keine großen Unterschiede zwischen den Familienformen, jedoch haben Alleinerziehende und Mütter in Stiefvaterfamilien ein deutlich höheres Armutsrisiko im Vergleich zu Kernfamilien.

Werden die deskriptiven Befunde des mütterlichen Wohlbefindens in Abbildung 2.5.2 betrachtet, zeigt sich, dass Alleinerziehende und Mütter in Stiefvaterfamilien häufiger ein niedrigeres Wohlbefinden aufweisen und seltener eine hohe Lebenszufriedenheit sowie einen guten Gesundheitszustand im Vergleich zu Müttern in Kernfamilien berichten. Dabei zeigen sich in bivariaten Analysen die größten Unterschiede zwischen Müttern in Kernfamilien und Alleinerziehenden. So sind Unterschiede zwischen Müttern in den beiden Familienformen hinsichtlich jeder hier betrachteten Gesundheitsvariable statistisch signifikant. Mütter in Stiefvaterfamilien unterscheiden sich hinsichtlich des Gesundheitszustandes von Müttern in Kernfamilien signifikant. Mögliche Unterschiede bezüglich des Wohlbefindens und des Gesundheitszustandes zwischen Müttern in den drei Familienformen wurden auch unter Einbezug des Alters der Mutter und

Abb. 2.5.2 Mütterliches Wohlbefinden in verschiedenen Familienformen



Anmerkung: Kernfamilien: n = 2.789; Alleinerziehende: n = 381; Stiefvaterfamilien: n = 212. * p < .05, mit 95 %-Konfidenzintervall

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 3.382 Mütter mit minderjährigen Kindern; eigene Berechnung.

des jüngsten Kindes, der Anzahl der minderjährigen Kinder im Haushalt, des Armutsrisikos sowie der Erwerbstätigkeit der Mutter multivariat geprüft. Die Unterschiede zwischen Müttern in Kernfamilien und Alleinerziehenden hinsichtlich des Wohlbefindens und der allgemeinen Lebenszufriedenheit blieben weiterhin bestehen. Nach Berücksichtigung der genannten Kontrollvariablen konnten keine Unterschiede zwischen Müttern in Kernfamilien und Stiefvaterfamilien bezüglich des Gesundheitszustandes festgestellt werden.

Fazit

Dieser Beitrag liefert erste Befunde aus AID:A 2023 zum Wohlbefinden von Müttern in Kern-, Alleinerziehenden- und Stiefvaterfamilien. Die größten Unterschiede zeigten sich zwischen Kernfamilien und Alleinerziehenden bezüglich des Wohlbefindens, der allgemeinen Lebenszufriedenheit und des Gesundheitszustandes. Auch nach Berücksichtigung verschiedener Kontrollvariablen blieben die Unterschiede größtenteils bestehen. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit den Befunden anderer Studien (Rattay u. a. 2024). Auffällig ist, dass Mütter in Stiefvaterfamilien im Vergleich zu Müttern in Kernfamilien ebenfalls eine deutliche Beeinträchtigung des Wohlbefindens und des Gesundheitszustandes zeigten. Als Erklärung für dieses Ergebnis können die eingangs beschriebenen Herausforderungen, mit denen Stieffamilien konfrontiert werden, herangezogen werden (Steinbach 2023). Diese

Befunde unterstreichen die Notwendigkeit, Stieffamilien in die Forschung zur Gesundheit und zum Wohlbefinden von Müttern in verschiedenen Familienformen einzubeziehen, um ihre spezifische Lebenssituation differenzierter erfassen zu können.

Es bleibt offen, ob familiäre Transitionen und die damit verbundenen Veränderungen das Wohlbefinden beeinträchtigen oder ob bestehende Probleme das Familienleben belasten und somit das Wohlbefinden weiter verschlechtern (Rattay/Öztürk 2024). Um Erklärungsansätze in diesem Bereich entwickeln zu können, bedarf es weiterer Forschung.

Literatur

- Bech, Per (2004): Measuring the dimensions of psychological general well-being by the WHO-5. In: Quality of life newsletter, S. 15–16
- BMFSFJ (2021): Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt: Neunter Familienbericht. Berlin
- Brähler, Elmar/Mühlhan, Holger/Albani, Cornelia/Schmidt, Silke (2007): Teststatistische Prüfung und Normierung der deutschen Versionen des EUROHIS-QOL Lebensqualität-Index und des WHO-5 Wohlbefindens-Index. In: Diagnostica, 53. Jg., H. 2, S. 83–96
- Rattay, Petra/Öztürk, Yasmin (2024): Gesundheit von alleinerziehenden Müttern und Vätern in Deutschland am 26.06.2024. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/dasdj/veranstaltungen/FaM2024/Rattay_%C3%96zt%C3%BCrk_Gesundheit%20AE_FaM_final.pdf (28.08.2024)

Rattay, Petra/Lippe, Elena von der/Lampert, Thomas (2014): Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Eineltern-, Stief- und Kernfamilien: Ergebnisse der KiGGS-Studie – Erste Folgebefragung (KiGGS Welle 1). In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz, 57. Jg., H. 7, S. 860–868

Rattay, Petra/Öztürk, Yasmin/Geene, Raimund/Sperlich, Stefanie/Kuhnert, Ronny/Neuhauser, Hannelore/Hapke, Ulfert/Starker, Anne/Hövener, Claudia (2024): Gesundheit von alleinerziehenden Müttern und Vätern in Deutschland. Ergebnisse der GEDA-Studien 2019–2023. In: Journal of Health Monitoring, 9. Jg., H. 3

Sperlich, Stefanie/Maina, Mercy Nyambura/Noeres, Dorothee (2013): The effect of psychosocial stress on single mothers' smoking. In: BMC public health, 13. Jg., S. 1125

Steinbach, Anja (2023): Stieffamilien. In: Arránz Becker, Oliver/Hank, Karsten/Steinbach, Anja (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden, S. 571–600

3 Politische Sozialisation und Partizipation

Diskussionen um die politische Sozialisation und Partizipation junger Menschen beziehen sich oft auf ihr Wahlverhalten bzw. ihre teils niedrige Wahlbeteiligung. Dabei umfasst das Thema weit mehr: Politische Sozialisation ist ein gradueller Prozess, durch den junge Menschen ihre politischen Werte, Normen und Überzeugungen entwickeln. Dieser wird gerahmt vom Zusammenspiel individueller Merkmale wie Geschlecht, Alter oder Bildung auf der einen Seite sowie kontextueller Einflüsse wie sozialer Teilhabe, der Rolle von Politik im Elternhaus und dem Vertrauen in Institutionen auf der anderen Seite. Die frühe Sozialisation bildet dabei die Grundlage für das spätere politische Engagement und bestimmt maßgeblich, wie junge Menschen ihre Rolle in der Gesellschaft verstehen und gestalten.

Die hohe Relevanz dieser Thematik ist dabei kein aktuelles Phänomen, sondern hat schon immer eine zentrale Rolle in der Demokratie gespielt. AID:A 2023 führt diesbezüglich langjährige Erkenntnistraditionen (zum Teil schon seit dem Jugendsurvey in den 1990er Jahren) fort und er-

fasst zu diesem Themenkomplex auch informelle und niederschwellige Formen der Partizipation und des Engagements, wie Proteste, soziale Bewegungen, politisch motivierten Konsum oder digitale Kampagnen, die für die politische Selbstpositionierung und die soziale Integration junger Menschen von großer Bedeutung sind. Angesichts der politischen Landschaft in Deutschland betrachtet AID:A zudem Entwicklungsprozesse der Selbstpositionierung im politischen Spektrum und mögliche Einflussfaktoren darauf. Die langfristige Sicherung demokratischer Werte und Strukturen schließlich benötigt Erkenntnisse darüber, wie junge Menschen selbst auf unsere Demokratie blicken, wie es um ihr Vertrauen in Institutionen bestellt ist und in welchen Zusammenhängen all dies mit ihrem Blick auf die zukünftige Entwicklung unserer Gesellschaft steht. Entsprechende Erkenntnisse der AID:A 2023-Studie können so dazu beitragen, den politischen Sozialisationsprozess junger Menschen umfassend zu verstehen und geeignete Fördermaßnahmen in die Wege zu leiten.

3.1 Formen politischer Partizipation junger Menschen mit Blick auf Alter, Geschlecht und Bildung

Pia Sauer mann und Laura Meijer

Demokratien leben von Beteiligung. Dass sich (auch) junge Menschen für ihre Ideen und Interessen einsetzen, ist daher von großer Bedeutung. Zum einen ist es aus gesellschaftlicher Sicht wichtig, dass die spezifischen Interessen junger Menschen sichtbar werden. Zum anderen befinden sie sich aus Sicht der individuellen Entwicklung in einer prägenden Phase ihrer politischen Sozialisation (Rippl 2015), in der sie Wissen, Kompetenzen und Orientierungen erwerben, die auch für ihre zukünftige Teilhabe an einer Demokratie grundlegend sind. Eine genaue Betrachtung politischer Partizipation in den verschiedenen Phasen des Jugend- und jungen Erwachsenenalters kann zum Verständnis dieser Sozialisationsprozesse beitragen. Dabei ist es wichtig, junge Menschen nicht als homogene Gruppe zu verstehen, denn auch politische Beteiligung,

die in der Regel auf Einflussnahme abzielt, ist geprägt von Ungleichheit. So stellt sich die Frage, ob alle jungen Menschen die ihnen zur Verfügung stehenden Partizipationsmöglichkeiten gleichermaßen nutzen, um ihrer Stimme Gehör zu verleihen. Von besonderem Interesse sind dabei das formale Bildungsniveau und die Geschlechteridentität junger Menschen, die einen zentralen Einfluss auf das politische Selbstverständnis und das Partizipationsverhalten haben können (Vodafone Stiftung Deutschland 2022; Taft 2014).

Unter politischer Partizipation werden alle Handlungen verstanden, die Menschen freiwillig unternehmen, um politische Ergebnisse auf verschiedenen Ebenen des politischen Systems oder in der Gesellschaft zu beeinflussen (z. B. Ekman/Amnå 2012; Kaase 1997). Die Teilnahme

an Wahlen ist zentral für repräsentative Demokratien, steht jedoch nicht allen jungen Menschen zur Verfügung: Zwar dürfen bei der Europawahl seit 2024 ebenso wie bei den Kommunal- und Landtagswahlen einiger Bundesländer auch junge Menschen ab 16 Jahren wählen, das Stimmrecht bei der Bundestagswahl ist jedoch nach wie vor volljährigen Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft vorbehalten. Darüber hinaus bestehen auch andere Möglichkeiten der Beteiligung, sodass es sich lohnt, einen umfassenderen Blick auf die politische Partizipation zu werfen. Zu zählen sind darunter auch weniger institutionalisierte und häufig als unkonventionelle Partizipation bezeichnete Beteiligungsformen, wie z. B. die Teilnahme an einer Demonstration (Woyke 2021). Ein breites Partizipationsverständnis umfasst überdies Handlungen, die nicht direkt auf das politische System zielen, aber intentional auf politische Veränderungen gerichtet sind (z. B. Warenboykott). Auch die Ausweitung digitaler Handlungsräume, die insbesondere für junge Menschen zur Normalität gehören – etwa die Beteiligung an einer Hashtag-Bewegung – führt zu neuen Möglichkeiten und einer damit einhergehenden Transformation politischer Partizipation (Grunert 2022).

Die AID:A 2023-Daten erlauben einen vertieften Einblick in die spezifische politische Beteiligung junger Menschen. Zum einen wird auf eine vergleichsweise breite Operationalisierung politischer Partizipation gesetzt, die verschiedene Formen der Beteiligung berücksichtigt. Zum anderen wird die politische Partizipation (mit Ausnahme der Wahlbeteiligung) bereits ab zwölf Jahren erfasst. Da in vergleichbaren Studien für so junge Jugendliche in der Regel auf eine Abfrage politischer Partizipation verzichtet oder lediglich die Partizipationsbereitschaft abgefragt wird (siehe z. B. Deimel/Hahn-Laudenberg 2024 (ICCS)), lässt sich mithilfe der Daten eine Forschungslücke schließen. Im Folgenden wird analysiert, welche Partizipationsformen von jungen Menschen genutzt werden, wobei die verschiedenen Altersstufen vom frühen Jugend- bis zum jungen Erwachsenenalter separat betrachtet werden. Im Anschluss wird untersucht, ob sich bei der Nutzung der einzelnen Formen Geschlechts- oder Bildungsunterschiede zeigen.

Erfassung politischer Partizipation in AID:A 2023

Die Zielpersonen wurden gefragt, was sie in den letzten zwölf Monaten gemacht haben, um in politischer Hinsicht ihren Standpunkt zur Geltung zu bringen bzw. Einfluss zu nehmen. Im Anschluss wurden acht unterschiedliche Formen politischer Partizipation vorgegeben und die Befragten gaben jeweils an, ob sie diese in den letzten zwölf Monaten ausgeführt haben oder nicht:

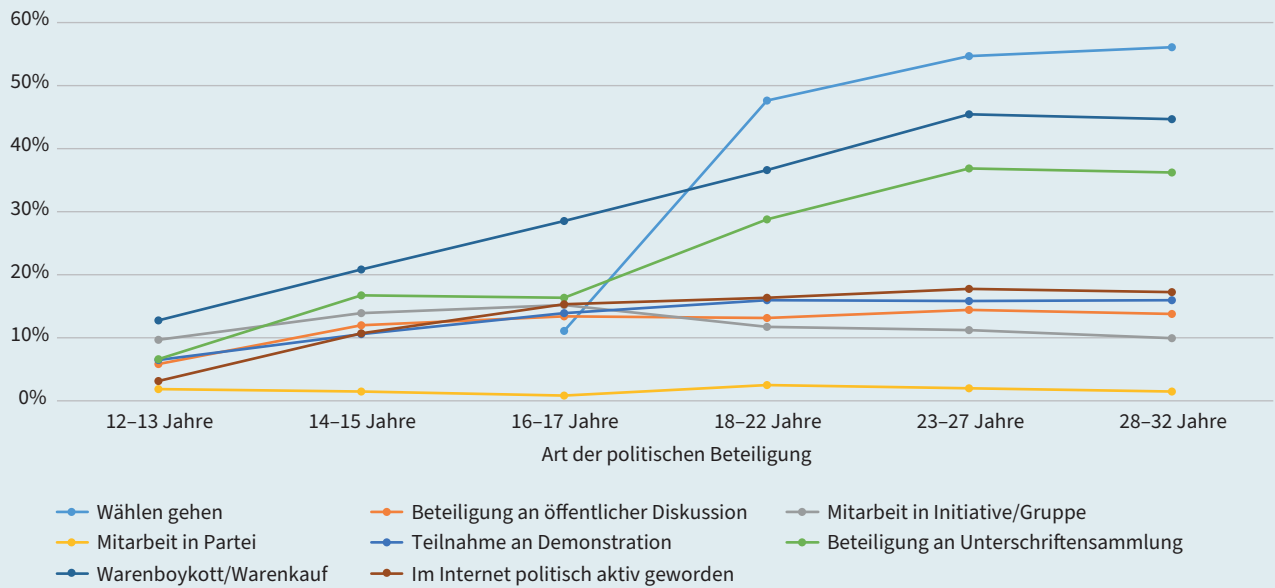
- konventionelle (partei- und wahlbezogene) politische Partizipation: „sich an Wahlen beteiligt“, „in einer Partei aktiv mitgearbeitet“;
- unkonventionelle politische Partizipation: „sich in Versammlungen an öffentlichen Diskussionen beteiligt“, „an einer Demonstration teilgenommen“, „sich an einer Unterschriftensammlung beteiligt“, „aus politischen, ethischen oder Umweltgründen Waren boykottiert oder gekauft“ und „in einer Initiative oder Gruppe mitgearbeitet, die politische Themen aufgreift wie z. B. Umwelt, Frieden, Menschenrechte, Tierschutz oder andere soziale Probleme“;
- politische Online-Partizipation: „im Internet politisch aktiv geworden, z. B. an Online Protestaktionen beteiligt, im Internet oder in sozialen Medien aktiv an politischen Diskussionen teilgenommen oder selbst Online-Aktionen gestartet“.

Befragt wurden alle Zielpersonen, die mindestens zwölf Jahre alt sind. Lediglich die Wahlbeteiligung wurde nur bei Personen ab 16 Jahren erhoben.

Wie beteiligen sich junge Menschen politisch?

Die Analyse politischer Partizipation nach Alter auf Basis der AID:A 2023-Daten erfolgte anhand von sechs Altersgruppen. Dabei wurden bei den Unter-18-Jährigen kleinere Altersgruppen gebildet, da für junge Jugendliche bisher weniger Forschungsdaten vorliegen und in dieser Altersgruppe aufgrund von (politischen) Sozialisationsprozessen eine höhere Dynamik erwartet werden kann. In Abbildung 3.1.1 lassen sich drei grobe Muster erkennen, nach denen die betrachteten Partizipationsformen in den Altersgruppen verbreitet sind. So zeigt sich für die Mitarbeit in einer Partei über alle Altersgruppen hinweg eine konstant niedrige Rate (Muster 1). Eine Reihe weiterer Partizipationsformen ist in der jüngsten Altersgruppe noch gering verbreitet, ab der Altersgruppe der 16- bis 17-Jährigen unterscheidet sich deren Verbreitung jedoch nur noch minimal (Muster 2). Zu diesen Formen zählen die Teilnahme an einer Demonstration, digitale politische Aktivität und die Mitarbeit in einer Initiative. Eine leichte Abweichung innerhalb dieser Gruppe zeigt sich für die Mitarbeit in einer Initiative, denn diese ist tendenziell höher unter jüngeren Befragten, auch wenn der Unterschied mit 10 % bei den 28- bis 32-Jährigen und 16 % bei den 16- bis 17-Jährigen moderat ist. Überdies werden die Beteiligung an Unterschriftensammlungen und der Warenboykott/Warenkauf aus politischen Gründen deutlich häufiger von Personen ab 18 Jahren ausgeführt (Muster 3). Letzteres könnte damit erklärt werden, dass sich die Kaufkraft von jungen Personen mit dem Alter tendenziell vergrößert

Abb. 3.1.1 Formen politischer Partizipation nach Alter



Anmerkungen: n = 3.562 (Item: Wählen gehen) bzw. n = 4.908 (sonstige Items), „wählen gehen“ ist davon abhängig, ob am Wohnort der Befragten in den letzten 12 Monaten eine Wahl stattgefunden hat.

Quelle: AID:A 2023, gewichtet, n = 3.562–4.908 Zielpersonen zwischen 12 und 32 Jahren; eigene Berechnungen.

und damit diese Form der politischen Partizipation häufiger in Anspruch genommen werden kann. Zur dritten Gruppe ist auch die Teilnahme an Wahlen zu zählen, die unter den volljährigen Befragten die höchste Verbreitung erfährt (obwohl im Bezugszeitraum nicht überall eine Wahl stattgefunden hat).

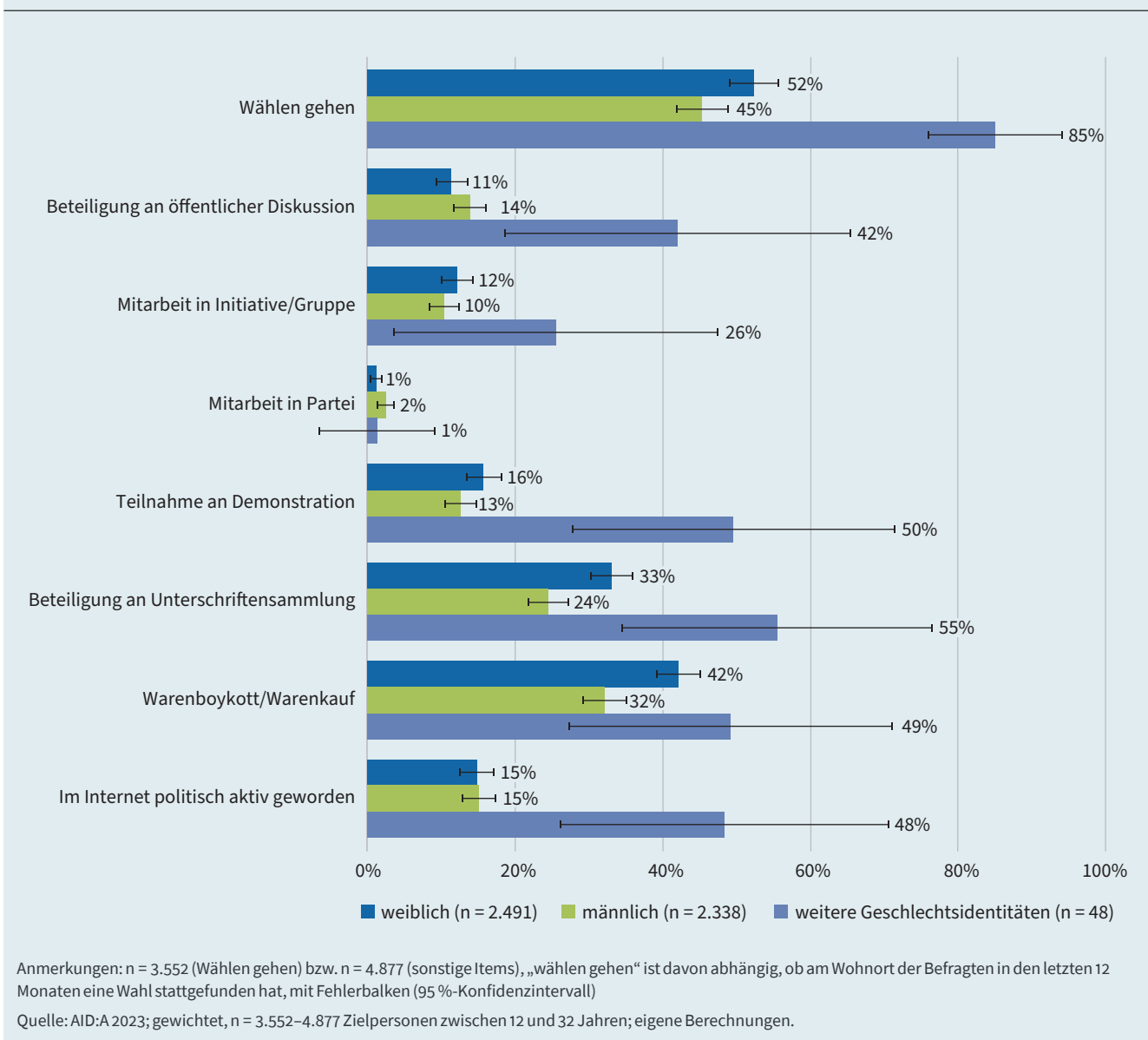
Unterschiede in der politischen Partizipation nach Geschlecht und Bildung

Abbildung 3.1.2 stellt dar, wie sich die Partizipationsformen nach Geschlecht unterscheiden. Wenn nur männliche und weibliche Personen betrachtet werden, lassen sich leichte Unterschiede identifizieren, wobei weibliche Personen für fünf der acht Partizipationsformen öfter angegeben haben, diese in den letzten zwölf Monaten ausgeübt zu haben. Personen, die sich einer weiteren Geschlechtsidentität zuordnen (trans/queer/nicht-binär/genderfluid/demi/divers), geben über alle Formen hinweg eine häufigere Partizipation an als männliche und weibliche Befragte, eine Ausnahme bildet hier nur die Mitarbeit in einer Partei. Bei einer multivariaten Betrachtung des Geschlechtereffekts auf die einzelnen Formen politischer Partizipation unter Kontrolle von Alter und Bildung (logistische Regressionen, nicht ausgewiesen) erweisen sich folgende Unterschiede als statistisch signifikant: Weibliche Befragte haben sich mit höherer Wahrscheinlichkeit

in den letzten zwölf Monaten an einer Wahl, Unterschriftensammlung oder einem Warenboykott/Warenkauf beteiligt. Männliche Befragte hingegen haben mit höherer Wahrscheinlichkeit an Diskussionen teilgenommen und in einer Partei mitgearbeitet. Multivariat betrachtet, unterscheidet sich das Partizipationsverhalten von Personen, die sich einer weiteren Geschlechtsidentität zuordnen, mit Ausnahme der Parteimitarbeit und der Teilnahme an einem Warenboykott signifikant von weiblichen und männlichen Befragten. Von weiblichen Befragten unterscheidet sich das Partizipationsverhalten zudem nicht bei der Mitarbeit in einer Initiative/Gruppe und bei der Beteiligung an einer Unterschriftensammlung.

Wird nach Bildungsabschluss unterschieden (siehe Abb. 3.1.3), zeigt sich über alle Partizipationsformen hinweg, dass eine höhere Bildung mit mehr Partizipation einhergeht. Vor allem Personen, die über die Hochschulreife verfügen bzw. auf dem Weg sind, diese zu erlangen, weisen ein ausgeprägtes Partizipationsverhalten auf. Eine Ausnahme bildet die Mitarbeit in einer Partei, wobei sich dieser Befund aufgrund der geringen Fallzahl bei dieser Partizipationsform schwer interpretieren lässt. Eine multivariate Betrachtung unter Kontrolle von Alter und Geschlecht bestätigt die Bildungsunterschiede. Bei der Beteiligung an Wahlen, Unterschriftensammlungen und Warenboykotts/Warenkäufen unterscheiden sich alle Bildungsniveaus jeweils signifikant. Bei der Beteiligung

Abb. 3.1.2 Formen politischer Partizipation nach Geschlecht



an öffentlichen Diskussionen, der Mitarbeit in einer Initiative/Gruppe, der Teilnahme an Demonstrationen und politischer Internetaktivität unterscheiden sich Personen mit hoher Bildung signifikant von Personen mit mittlerer oder niedrigerer Bildung. Einzig bei der Parteimitarbeit gibt es keine signifikanten Bildungsunterschiede.

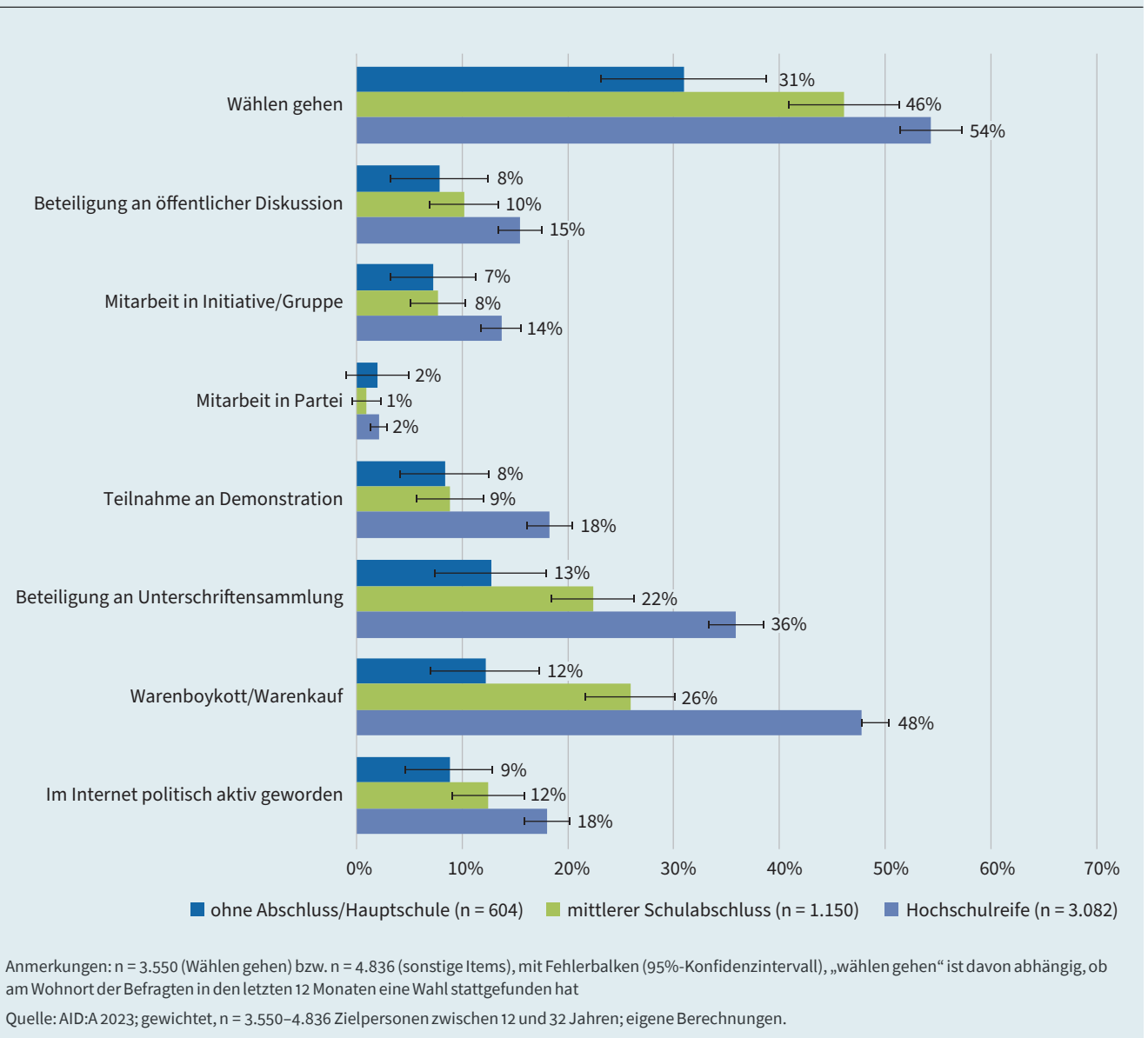
Fazit

Die Analysen weisen darauf hin, dass sich die Häufigkeit politischer Partizipation, wie schon seit vielen Jahren belegt, im Jugendalter entwickelt und vermehrt. Vor allem an Unterschriftensammlungen und an Warenboykotts/Warenkauf aus politischen Gründen beteiligen sich ältere Personen tendenziell häufiger als jüngere. Allerdings gibt es auch mehrere Partizipationsformen, die sich nur mini-

mal zwischen den Altersgruppen unterscheiden. Die Ergebnisse geben keine deutlichen Hinweise auf jugendspezifische, unkonventionelle Teilnehmungsformen, die von älteren Personengruppen deutlich weniger genutzt werden. Lediglich die Mitarbeit in einer Initiative/einem Projekt ist bei jüngeren Befragten etwas häufiger vertreten.

Nicht alle junge Menschen nutzen die ihnen zur Verfügung stehenden Partizipationsmöglichkeiten gleichermaßen. Differenziert man nach Geschlecht, ergibt sich folgendes Bild: Junge Menschen, deren Geschlechtsidentität von der Norm der Geschlechterzweiteilung abweicht, erweisen sich über unterschiedliche Partizipationsformen hinweg als politisch deutlich aktiver. Die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen jungen Menschen sind deutlich geringer und weisen nicht durchgehend in dieselbe Richtung. Weibliche Personen beteiligen sich,

Abb. 3.1.3 Formen politischer Partizipation nach formalem Bildungsniveau



wie auch in anderen Studien belegt, tendenziell eher an „weniger konfrontativen Formen der unkonventionellen politischen Partizipation“ (Grasso/Smith 2022, S. 42), wie Petitionen und politisches Konsumverhalten. Jedoch heißt das nicht, dass sich junge Frauen von mehr konfrontativen politischen Partizipationsformen fernhalten: Junge Männer beteiligen sich zwar signifikant häufiger an öffentlichen Diskussionen und arbeiten häufiger in einer Partei, hinsichtlich der Beteiligung an Demonstrationen und digitaler Partizipation gibt es jedoch keine signifikanten Geschlechterunterschiede.

Klarer zeigen sich ausgeprägte Unterschiede hinsichtlich des formalen Bildungsniveaus der Befragten: Je höher die formale Bildung, desto eher werden politische

Partizipationsformen ausgeübt, wobei sich insbesondere die Gruppe derjenigen mit Hochschulreife von den übrigen Befragten stark unterscheidet. Dass sich die Unterschiede sowohl für hoch- als auch niedrigschwellige Partizipationsformen zeigen, deutet darauf hin, dass hier möglicherweise tiefgreifende Hürden bei der Partizipation vorliegen, die in weiterführenden Analysen in den Blick genommen werden sollten.

Grundsätzlich wurden in diesem Kurzbeitrag nur drei soziodemografische Merkmale in die Analyse mitaufgenommen. Die umfassenden AID:A 2023-Daten ermöglichen weitere Auswertungen, die z. B. auch Migrationsgeschichte oder politische Haltungen berücksichtigen.

Literatur

- Deimel, Daniel/Hahn-Laudenberg, Katrin (2024): Politische Partizipationsbereitschaft. Beteiligungsformen aus Sicht junger Bürger:innen. In: Abs, Hermann Josef/Hahn-Laudenberg, Katrin/Deimel, Daniel/Ziemes, Johanna Fee (Hrsg.): ICCS 2022. Schulische Sozialisation und politische Bildung von 14-Jährigen im internationalen Vergleich. Münster/New York, S. 201–221
- Ekman, Joakim/Amnå, Erik (2012): Political participation and civic engagement: Towards a new typology. In: *Human Affairs*, 22. Jg., H. 3, S. 283–300
- Grasso, Maria/Smith, Katherine (2022): Gender inequalities in political participation and political engagement among young people in Europe: Are young women less politically engaged than young men? In: *Politics*, 42. Jg., H. 1, S. 39–57
- Grunert, Cathleen (2022): „Tiny Acts of Political Participation“. Zum Wandel politischer Partizipationsformen Jugendlicher in der (post-)digitalen Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, H. 1, S. 73–94
- Kaase, Max (1997): Vergleichende politische Partizipationsforschung. In: Berg-Schlösser, Dirk/Müller-Rommel, Ferdinand (Hrsg.): *Vergleichende Politikwissenschaften. Ein einführendes Studienhandbuch*. Opladen, S. 159–174
- Rippl, Susanne (2015): Politische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus/Bauer, Ullrich/Grundmann, Matthias/Walper, Sabine (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*. 8. Aufl. Weinheim, S. 733–752
- Taft, Jessica K. (2014): The Political Lives of Girls. In: *Sociology Compass*, 8. Jg., H. 3, S. 259–267
- Vodafone Stiftung Deutschland (Hrsg.) (2022): *Hört uns zu! Wie junge Menschen die Politik in Deutschland und die Vertretung ihrer Interessen wahrnehmen*. Düsseldorf
- Woyke, Wichard (2021): Politische Partizipation. In: Andersen, Uwe/Bogumil, Jörg/Marschall, Stefan/Woyke, Wichard (Hrsg.): *Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland*. 8. Aufl. Wiesbaden, S. 749–754

3.2 Selbsteinschätzung auf der politischen Links-Rechts-Skala

Laura Meijer und Karl-Philipp Walsch

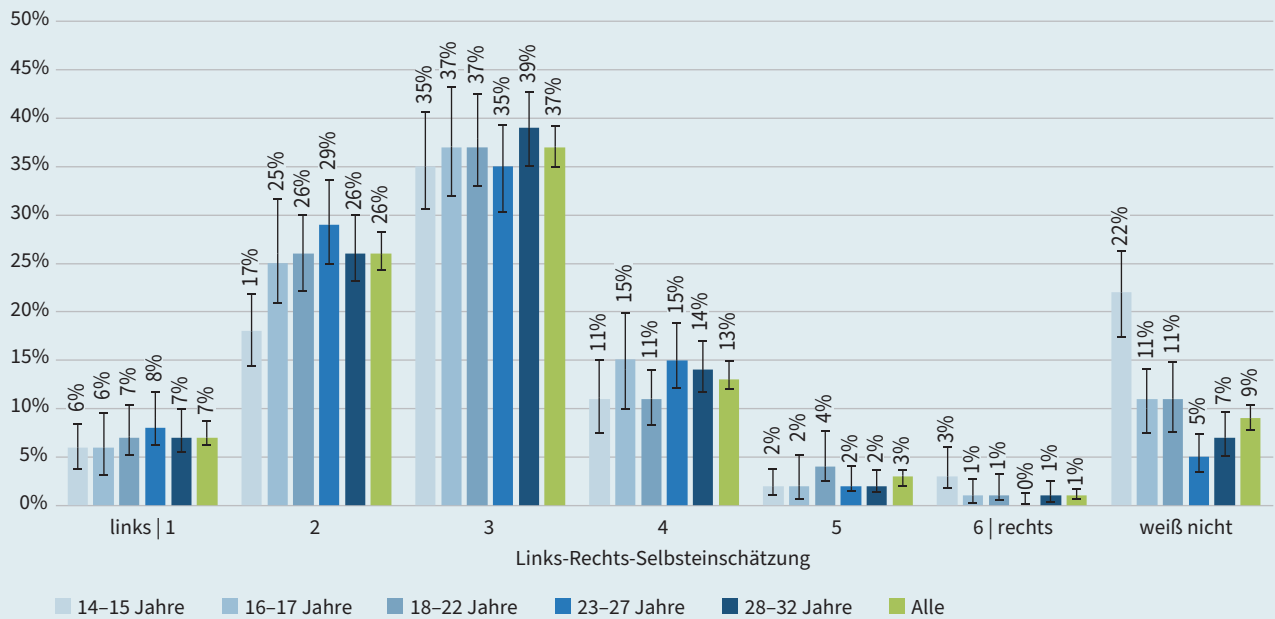
Politische Einstellungen und das Wahlverhalten junger Menschen in Deutschland haben in den vergangenen Monaten und Jahren für einige Aufmerksamkeit gesorgt. Wo junge Menschen in der Tendenz lange im Vergleich zu älteren Generationen als progressiver galten, zeigen verschiedene Studien nun eine Tendenz nach rechts unter den jungen Befragten (Schläger/Katsioulis/Engels 2024; Neu/Küpper/Luhmann 2023; Schnetzer u. a. 2024; Zick u. a. 2023). Gleichzeitig wurde auch eine wachsende Ideologielücke zwischen eher konservativen jungen Männern und eher progressiven jungen Frauen thematisiert (Burn-Murdoch 2024). Auch wenn die Evidenz einer zunehmenden Kluft zwischen den Geschlechtern in Bezug auf die politische Ideologie bisher nicht eindeutig ist (Beauchamp 2024), scheint es sinnvoll, bei der Betrachtung von Variablen zur politischen Orientierung mögliche Alters- und Geschlechterunterschiede mit in den Blick zu nehmen. In diesem Beitrag wird daher analysiert, wie sich die Selbsteinstufung junger Menschen auf einer Links-Rechts-Skala nach Geschlecht unterscheidet und ob sich diese Differenz über die Altersspanne ändert.

Erfassung der politischen Links-Rechts-Selbsteinstufung in AID:A 2023

In der AID:A 2023 Erhebung sollten die Befragten ihre politischen Ansichten auf einer sechsstufigen Links-Rechts-Skala einstufen: (1) „Links“ bis (6) „Rechts“. Diese Skala hat keine klare Mitte, was Befragte dazu zwingen kann, eine ungenaue Position zu wählen. Allerdings könnte eine Mitte-Kategorie wiederum dazu führen, dass Personen eine Positionierung vermeiden (Kroh 2007). Zudem zeigen Studien, dass die Begriffe *links* und *rechts* unterschiedliche Assoziationen hervorrufen können (Neuert u. a. 2017; Bauer u. a. 2016; Scholz/Zuell 2012). Angaben auf der Links-Rechts-Skala der AID:A 2023 Befragung geben deswegen in erster Linie einen ersten Eindruck zur politischen Selbstverortung junger Menschen und können nicht mit z. B. Wahlverhalten gleichgesetzt werden.

Für die Analyse der Links-Rechts-Skala wurden die Angaben von 4.224 Befragten im Alter von 14 bis 32 Jahren ausgewertet. Zwölf- und Dreizehnjährige wurden aufgrund des hohen Anteils von „weiß nicht“ ausgeschlossen.

Abb. 3.2.1 Links-Rechts-Selbsteinschätzung von 14- bis 32-Jährigen nach Altersgruppen



Anmerkungen: Anteile für „verweigert“ werden nicht dargestellt; Fehlerbalken markieren jeweils 95 %-Konfidenzintervalle.

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, 14-15-Jährige: N = 662, 16-17-Jährige: N = 587, 18-22-Jährige: N = 1.044, 23-27-Jährige: N = 814, 28-32-Jährige: N = 1.117, Alle: N = 4.224; eigene Berechnungen.

Zur Differenzierung nach Geschlecht wurden die Selbstaussagen der Befragten herangezogen. Befragte konnten in der AID:A 2023 Erhebung angeben, ob sie ihr Geschlecht als „weiblich“, „männlich“, „inter*“, „trans*“ oder „queer“ beschreiben. Darüber hinaus gab es die Möglichkeit, eine andere Beschreibung des Geschlechts anzugeben. Für die Untersuchung wurden drei Gruppen gebildet: „weiblich“, „männlich“ und „trans, queer, nicht-binär, genderfluid, demi oder divers“ (im Folgenden „weitere Geschlechtsidentitäten“ genannt), wobei in die letzte Gruppe lediglich 47 Fälle eingingen.

Junge Menschen verorten sich eher links

Abbildung 3.2.1 stellt dar, wie sich junge Menschen von 14 bis 32 Jahren auf der Links-Rechts-Skala verorten. Für die Analyse wurden fünf Altersgruppen gebildet. Dabei wurden bei den unter-18-Jährigen kleinere Altersgruppen gebildet, da für junge Jugendliche bisher weniger Forschungsdaten vorliegen und in dieser Altersgruppe aufgrund von (politischen) Sozialisationsprozessen eine höhere Dynamik erwartet werden kann.

Werden alle jungen Menschen von 14 bis 32 Jahren betrachtet, zeigt sich, dass sich mit 70 % die Mehrheit der jungen Menschen als eher links (Werte (1) bis (3) auf der Skala) und 17 % als eher rechts (Werte (4) bis (6) auf der

Skala) einschätzen. Werte nah der Mitte, also (3) oder (4) auf der Skala, stellen jeweils den größten Anteil dar. So verorten sich 50 % der jungen Menschen mittig auf der Skala. Die Anteile nehmen in Richtung der Anfangs- und Endpunkte der Skala ab. Ein kleiner Anteil von 3 % der jungen Menschen hat keine Antwort gegeben. Außerdem wissen 9 % der jungen Menschen nicht, wo sie sich auf einer Links-Rechts-Skala einordnen.

Der Vergleich der Anteile auf der Links-Rechts-Skala zwischen den Altersgruppen ergibt keinen wesentlichen Unterschied der Verteilungen zwischen jungen Menschen von 14 bis 32 Jahren. So ist die Verteilung bis auf zwei Auffälligkeiten bezogen auf die Werte und in Anbetracht der Konfidenzintervalle zwischen den Altersgruppen ähnlich. Die erste Besonderheit stellt der Anteil des Wertes (2) auf der Links-Rechts-Skala von 17 % bei 14- bis 15-Jährigen im Vergleich zu den etwas älteren jungen Menschen von 16 bis 32 Jahren dar (25 bis 29 %). Die 14- bis 15-Jährigen schätzen sich zu einem geringeren Anteil eher links im Vergleich zu jungen Menschen ab 16 Jahren ein. Die Anteile für eher rechts unterscheiden sich dabei jedoch nicht bedeutsam zwischen den Altersgruppen. Dies könnte mit der zweiten Auffälligkeit im Zusammenhang stehen. Denn 14- bis 15-Jährige geben mit 22 % mindestens doppelt so oft „weiß nicht“ auf der Links-Rechts-

Skala an. Damit fällt es Jüngeren deutlich schwerer, sich auf der Skala zu verorten.

Geschlechterunterschiede bei der Selbstverortung

Um zu analysieren, ob sich Geschlechterunterschiede bei der Links-Rechts Selbstverortung zeigen, wurden die Anteile getrennt nach den Kategorien weiblich, männlich und weitere Geschlechtsidentitäten betrachtet. Hier findet sich ein signifikanter Unterschied der Verteilungen. Grundsätzlich verortet sich die Mehrheit der jungen Menschen auch innerhalb der Kategorien der Geschlechtsidentität eher links, wobei sich sowohl weibliche als auch männliche Befragte am häufigsten mitte-links (Wert (3)) positionieren. Doch wie in Abbildung 3.2.2 dargestellt, ordnen sich weibliche Befragte in der Tendenz mit einem summierten Anteil von 75 % häufiger eher links zu (Werte (1) bis (3)) als männliche Befragte (66 %). Demgegenüber verortet sich ein größerer Anteil junger Männer mit 23 % als eher rechts (Werte (4) bis (6)) als junge Frauen (12 %). Bemerkenswert ist, dass sich junge Menschen die sich einer weiteren Geschlechtsidentität zuordnen zu 99 % als links einschätzen. Hier ist jedoch zu beachten, dass sich diese Angabe auf nur 47 Fälle in dieser Kategorie bezieht und damit im besten Fall einen Hinweis auf eine Tendenz bei jungen Menschen mit diesen Geschlechtsidentitäten gibt.

In einem nächsten Analyseschritt wurde untersucht, ob sich die Geschlechterunterschiede in allen Altersgruppen zeigen. Dafür wurden für jede Altersgruppe die Geschlechterunterschiede berechnet. Aufgrund der geringen Fallzahl in der Kategorie „weitere Geschlechtsidentitäten“ wurden die Unterschiede nach Geschlecht dabei

nur zwischen männlichen und weiblichen Befragten betrachtet.

Abbildung 3.2.3 zeigt kontrastierend, wie viel Prozent der männlichen und weiblichen Befragten in den jeweiligen Altersgruppen sich eher links (Werte (1) bis (3)) und eher rechts (Werte (4) bis (6)) zuordnen. Generell zeigt sich der Geschlechtereffekt in allen bis auf eine Altersgruppe nahezu identisch. Die Ausnahme ist dabei die Altersgruppe der 14- bis 15-Jährigen: 59 % der 14- bis 15-jährigen männlichen Jugendlichen stufen sich als eher links ein, sowie 57 % der 14- bis 15-jährigen weiblichen Jugendlichen. Innerhalb dieser Altersgruppe besteht also kein wesentlicher Unterschied zwischen den Geschlechtern. Eine mögliche Erklärung für diese Auffälligkeit im Vergleich zu jungen Menschen ab 16 Jahren ist dabei der relativ hohe Anteil an „weiß nicht“ Angaben in der Altersgruppe 14 bis 15 Jahre (Anteil „weiß nicht“: 27 % der 14- bis 15-jährigen weiblichen Jugendlichen, 17 % der 14- bis 15-jährigen männlichen Jugendlichen).

Innerhalb der Altersgruppe der 18- bis 22-Jährigen sind die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern im eher rechten Spektrum der Skala am größten: 9 % der weiblichen Befragten ordnen sich hier eher rechts ein (Werte vier bis sechs) gegenüber 24 % der männlichen Befragten. Übergreifend zeigen die Analysen jedoch keinen klaren Zusammenhang von Alter und Geschlecht bei der Selbstverortung junger Menschen auf der Links-Rechts-Skala.

Fazit

Die Selbsteinschätzung junger Menschen auf der Links-Rechts-Skala bei AID:A 2023 zeigt, dass sich junge Menschen als eher links verorten. Der Vergleich der Anteile

Abb. 3.2.2 Links-Rechts-Selbsteinschätzung von 14- bis 32-Jährigen nach Geschlechtsidentität

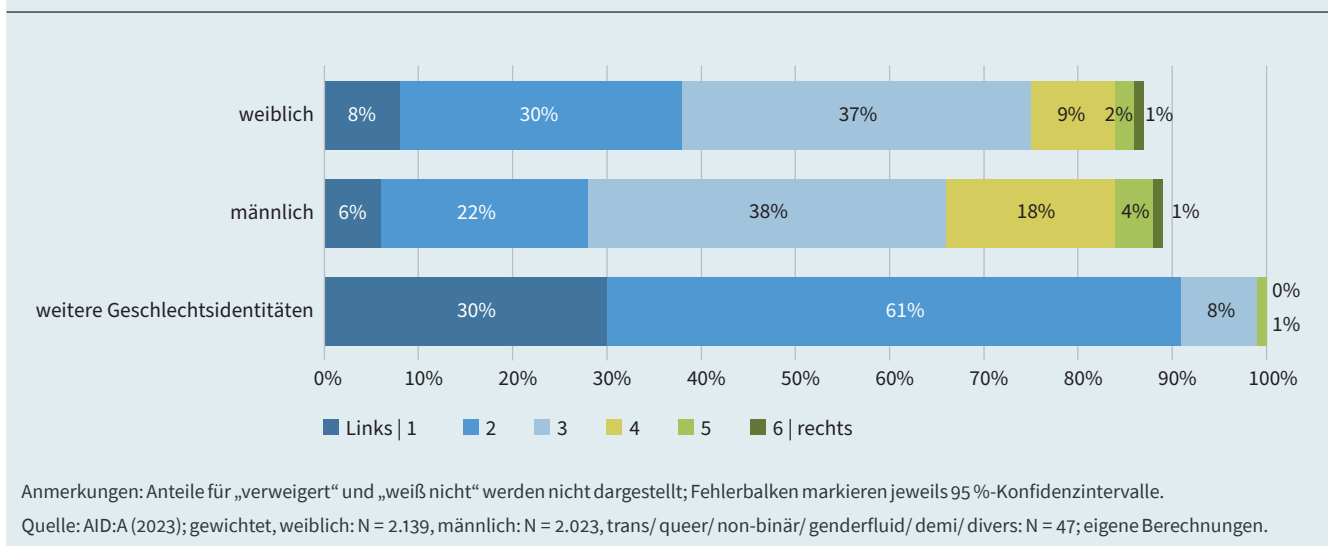
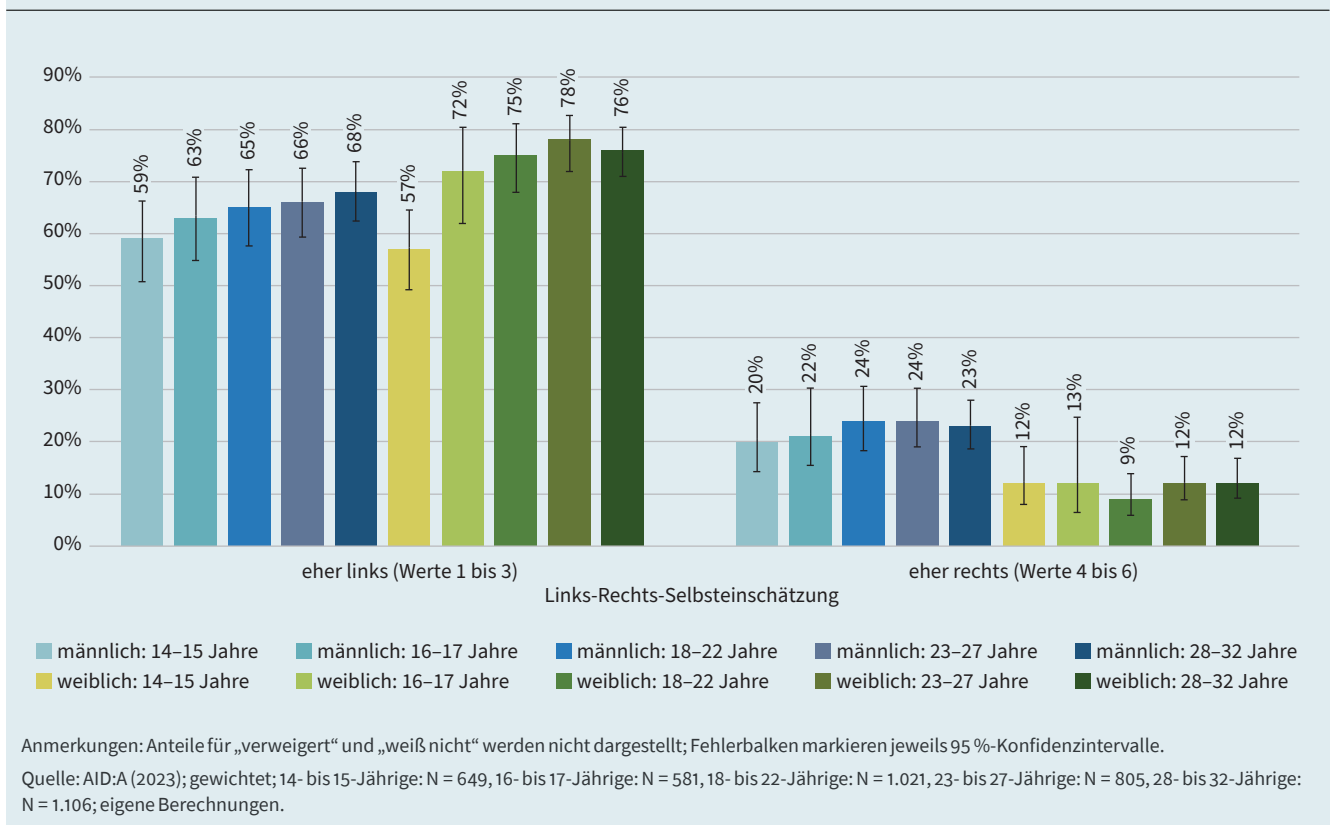


Abb. 3.2.3 Links-Rechts-Selbsteinschätzung von 14- bis 32-Jährigen nach Altersgruppen und Geschlechtsidentität



zwischen den Altersgruppen verdeutlicht, dass die Befragten ab einem Alter von 16 Jahren weniger „weiß nicht“ angeben. Dies lässt auf eine subjektiv größere Sicherheit der Selbstverortung schließen. Im Einklang mit bisherigen Forschungsergebnissen (z. B. auch die jüngsten Ergebnisse der Shell-Jugendstudie 2024; Albert u. a. 2024) schätzen junge Frauen sich dabei zu einem größeren Anteil als eher links ein als junge Männer. Demgegenüber verorten sich mehr junge Männer als eher rechts als junge Frauen. Junge Personen, die sich mit einer weiteren Geschlechtsidentität identifizieren, verorten sich fast ausschließlich als links. Übergreifend zeigen die Analysen keinen klaren Zusammenhang des Alters auf Geschlechterunterschiede bei der Selbstverortung junger Menschen auf der Links-Rechts-Skala. Einen Hinweis auf eine größere Ideologielücke bei jüngeren Befragten lässt sich also in dieser Analyse nicht feststellen.

Aufgrund der einfachen Abfrage der politischen Einstellung mittels der Selbsteinschätzung auf einer Skala von links bis rechts und damit verbundenen Problemen, stellen diese Ergebnisse eine Tendenz der politischen Einstellung junger Menschen dar. Um Geschlechterunterschiede bei den politischen Ansichten junger Menschen vertieft zu analysieren, wäre es sinnvoll, weitere Einstellungsmessungen heranzuziehen. Die breit angelegte Erhebung AID:A 2023 ermöglicht eine intersektionale

Betrachtung und das Einbeziehen weiterer soziodemografischer Faktoren bei zukünftigen Analysen.

Literatur

- Albert, Mathias/Quenzel, Gudrun/Moll, Frederick de/Leven, Ingo/McDonnell, Sophie/Rysina, Anna/Schneekloth, Ulrich/Wolfert, Sabine (2024): *Jugend 2024. Pragmatisch zwischen Verdrossenheit und gelebter Vielfalt*. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz
- Bauer, Paul/Barberá, Pablo/Ackermann, Kathrin/Venetz, Aaron (2016): *Is the left-right scale a valid measure of ideology? Individual-level variation in associations with "left" and "right" and left-right self placement*. In: *Political Behaviour*, H. 39, S. 553–583
- Beauchamp, Zack (2024): *Are men and women growing apart politically? Not so fast*. In: *Vox*, 2024. Jg.
- Burn-Murdoch, John (2024): *A new global gender divide is emerging*. In: *financial times*, 2024. Jg.
- Kroh, Martin (2007): *Measuring Left-Right Political Orientation: The Choice of Response Format*. In: *Public Opinion Quarterly*, 71. Jg., H. 2, S. 204–220
- Neu, Claudia/Küpper, Beate/Luhmann, Maike (2023): *Extrem einsam? Die demokratische Relevanz von Einsamkeitserfahrungen unter Jugendlichen in Deutschland*. Das Progressive Zentrum. Berlin
- Neuert, Cornelia/Meitinger, Katharina/Stiegler, Angelika/Beitz, Clara/Schmidt, Robin (2017): *„European Social Survey“*. Kognitiver Pretest. Mannheim

Schläger, Catrina/Katsioulis, Christos/Engels, Jan Niklas (2024): Analyse der Europawahl 2024 in Deutschland. Mehrheit für die stabile Mitte trotz starkem rechten Rand. Berlin

Schnetzer, Simon/Hampel, Kilian/Hurrelmann, Klaus (2024): Trendstudie „Jugend in Deutschland 2024: Verantwortung für die Zukunft? Ja, aber“. Hg. v. Datajockey Verlag. Kempten.

Scholz, Evi/Zuell, Cornelia (2012): Item non-response in open-ended questions: Who does not answer on the meaning of left and right? In: Social Science Research, 41. Jg., S. 1415–1428

Zick, Andreas/Küpper, Beate/Mokros, Nico/Schröter, Franziska/Achour, Sabine (Hrsg.) (2023): Die distanzierte Mitte: Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2022/2023. Bonn

3.3 Vertrauen in politische Institutionen und politikbezogene Zukunftsangst

Ina Weigelt

Politische Einstellungen, Wissensbestände, Normen und Verhaltensweisen werden lebenslang, jedoch insbesondere während der Kindheit und Jugend, in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt aktiv angeeignet (Soßdorf 2019). Eine Teildimension dieses Prozesses, der als politische Sozialisation bezeichnet wird (vgl. auch Claußen/Geißler 1996), kann auch die Herausbildung von politischem Vertrauen bzw. Misstrauen sein. Vertrauen in politische Institutionen, wie z. B. der Bundesregierung, entwickelt sich bei jungen Menschen durch ihre individuellen Erfahrungen, beispielsweise in der Institution Schule oder auch in der Familie. Auch individuelle Zukunftsangst steht im Zusammenhang mit dem Vertrauen in politische Institutionen. Die Zukunftsangst wird als Zustand der Ungewissheit und Sorge vor ungünstigen Veränderungen verstanden, welche die weiter entfernte persönliche Zukunft negativ beeinflussen könnten (Dadaczynski u. a. 2022). Jüngere Studien, die die Folgen der Corona-Pandemie untersuchten, konnten zeigen, dass Zukunftsangst mit Geschlecht und sozioökonomischen Status von Individuen zusammenhängt (Reitegger u. a. 2023, S. 208).

Äußere Bedrohungen, wie kriegerische Auseinandersetzungen, Terroranschläge oder Gesundheitskrisen, können das Vertrauen in die Regierung und politische Führungspersonen erhöhen. Dies wird oft als „rally-round-the-flag“-Effekt bezeichnet, bei dem Menschen in Zeiten der Unsicherheit mehr Vertrauen in ihre politischen Institutionen setzen (Hrbková/Kudrnáč 2024; Erhardt u. a. 2021). Wichtig ist dabei die Unterscheidung zwischen Angst und Wut: Angst kann das Vertrauen in die Regierung erhöhen, während Wut oft das Gegenteil bewirkt. Wenn Menschen Angst vor zukünftigen Unsicher-

heiten haben, suchen sie Stabilität und Unterstützung bei politischen Institutionen (Erhardt u. a. 2021). Menschen, die mit Blick auf die Zukunft eher Wut entwickeln (beispielsweise auf die Regierung), neigen dazu, sich stärker politisch zu engagieren, insbesondere, wenn sie wenig Vertrauen in politische Institutionen haben.

Diese Zusammenhänge zeigen, dass Zukunftsangst sowohl das Vertrauen in politische Institutionen beeinflussen als auch das politische Verhalten von Individuen prägen kann. In diesem Beitrag soll nun den Fragen nachgegangen werden, wie es um das Vertrauen in politische Institutionen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen (12 bis 32 Jahre) bestellt ist, ob junge Menschen politikbezogene Zukunftsangst artikulieren und schließlich ob ein Zusammenhang zwischen politischem Vertrauen und Zukunftsangst in den AID:A 2023 Daten erkennbar wird.

Die Fragen zum Vertrauen und zur Zukunftsangst wurden in AID:A 2023 allen Zielpersonen ab 12 Jahren gestellt. Hierin liegt auch die besondere Stärke der Daten, denn Surveys, die die politikbezogene Zukunftsangst und das institutionelle Vertrauen bereits sehr junger Jugendlicher erhebt, sind äußerst selten. Damit wird es möglich, einen frühen Zeitpunkt im Prozess politischer Identitätsbildung besser beschreiben und erklären zu können.

Erfassung des Vertrauens in politische Institutionen und politikbezogener Zukunftsangst

Das Vertrauen in politische Institutionen (Bundesregierung (BR) und Europäische Union (EU)) und wirtschafts- und politikbezogene Zukunftsangst sind Konstrukte, die 2023 neu ins Befragungsprogramm von AID:A gekommen sind. Sie sind – neben politischem Interesse, politischer

Abb. 3.3.1 Politik- und wirtschaftsbezogene Zukunftsangst (nach Geschlechtsidentität)

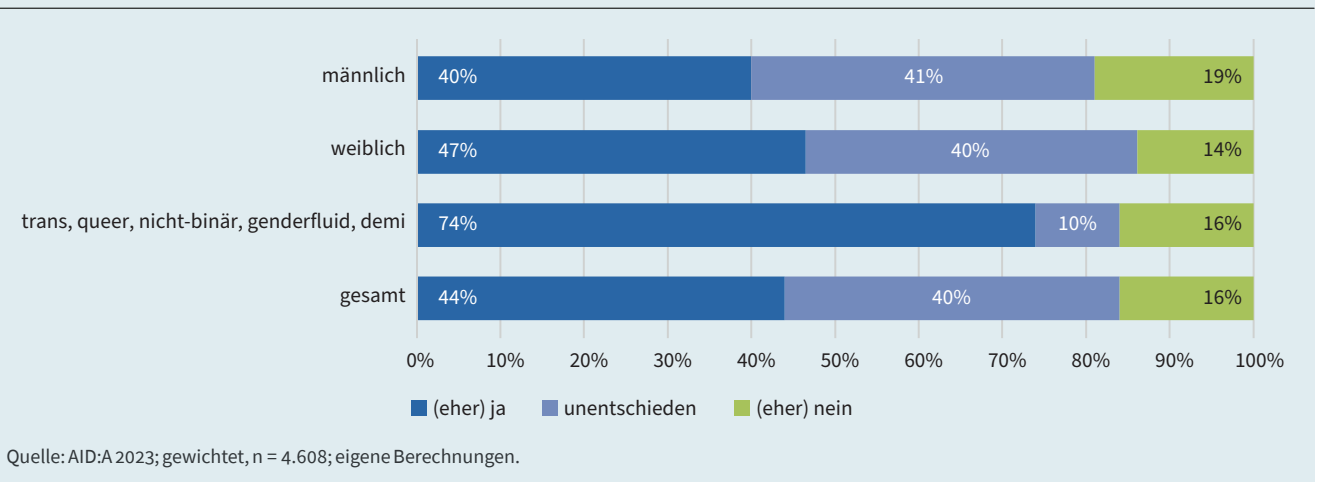
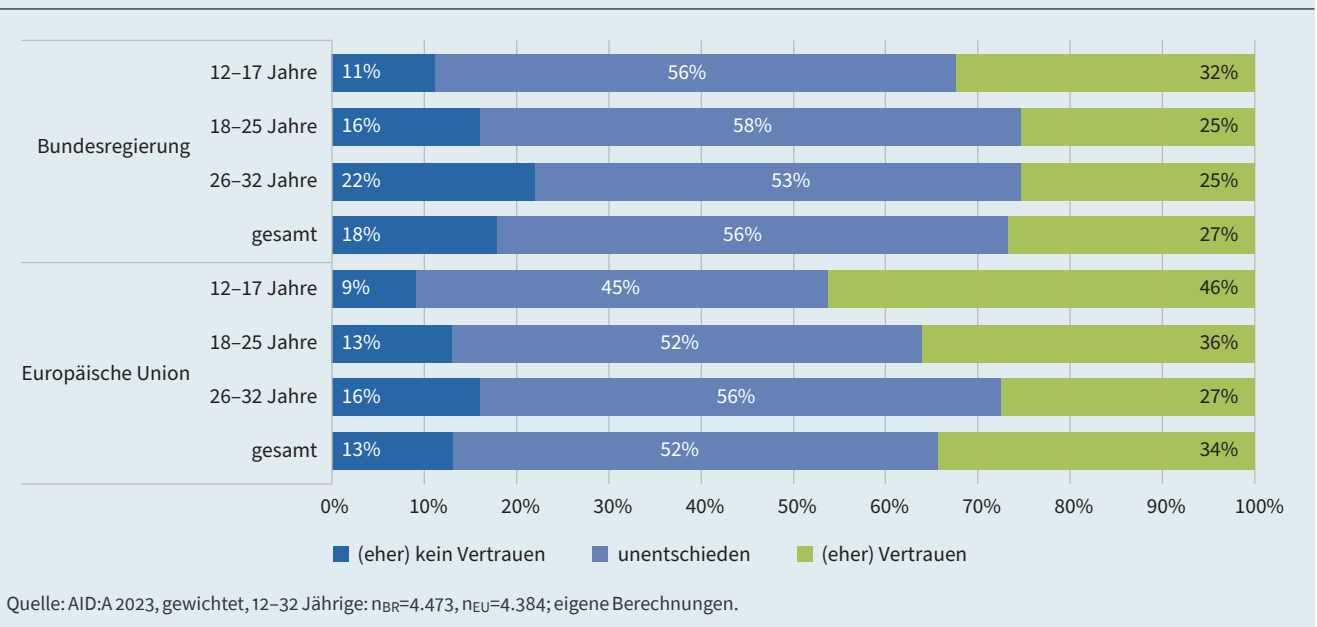


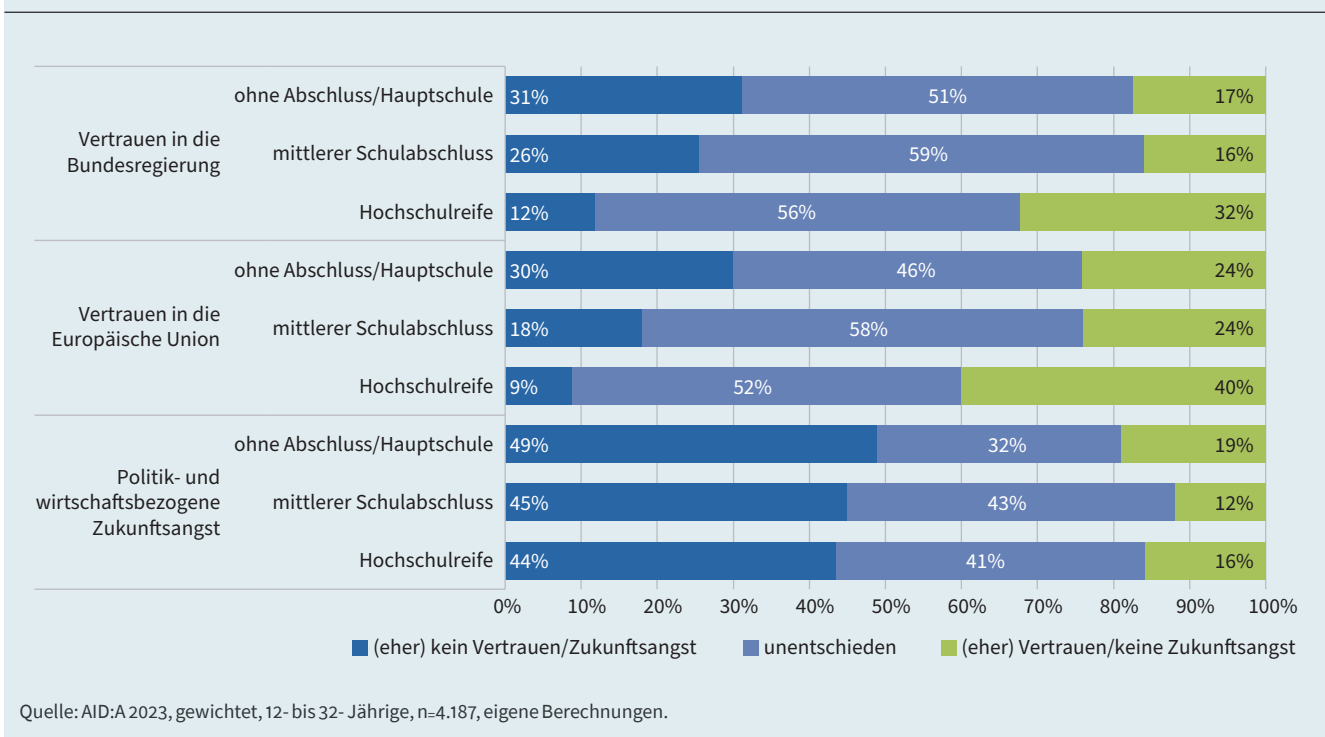
Abb. 3.3.2 Institutionenvertrauen nach Alter (je Alterskategorie und Institution)



Partizipation und politischer Einstellung – wichtige Kenngrößen, um den politischen Sozialisationsprozess junger Menschen nachzeichnen zu können. Politisches Vertrauen wurde in AID:A 2023 mit der Hauptfrage „Bitte gib an, wie sehr du folgenden Institutionen vertraust. [...] Wie sehr vertraust du...“ und den Subdimensionen „Bundesregierung“ und „EU“ erhoben. Die Frageformulierung lehnt sich dabei an etablierte Erhebungen des politischen Institutionenvertrauens an (wie beispielsweise GESIS 2024). Beide Vertrauensvariablen wurden von einer sechsstufigen Skala ((1) „vertraue voll und ganz“ bis (6) „vertraue überhaupt nicht“) in eine dreistufige Skala ((0) „(eher) kein Vertrauen“ (in der Ursprungsvariable Ausprägung (5) oder (6)), (1) „unentschieden“ (ursprünglich (3) oder (4)), (2) „(eher) Vertrauen“ (vormals (1) oder (2))) umkodiert.

Zur Erhebung der Zukunftsangst wurde die Frage gestellt: „Wie sehr trifft die folgende Aussage auf dich zu? Ich befürchte, dass Veränderungen in der wirtschaftlichen und politischen Situation meine Zukunft bedrohen werden.“. Das Single-Item stammt aus der sogenannten Dark Future Scale (Zaleski u. a. 2019) bzw. ihrer deutschen Übersetzung (Wieczorek/Hock 2023), die in ursprünglich 29 Items mehrere Dimensionen von Zukunftsangst erfasst. Die Angstvariable wurde ebenfalls von einer sechsstufigen Skala ((1) „trifft voll und ganz zu“ bis (6) „trifft überhaupt nicht zu“) in eine dreistufige Skala ((0) „(eher) ja“ (ursprünglich Ausprägung (5) oder (6)), (1) „unentschieden“ (in Ursprungsvariable (3) oder (4)), (2) „(eher) nein“ (vormals (1) oder (2))) umgestellt.

Abb. 3.3.3 Institutionenvertrauen und Zukunftsangst (nach Bildungsabschluss)



Deutlich ausgeprägte Zukunftsangst und hohe Skepsis gegenüber politischen Institutionen unter jungen Menschen

Für die vorliegende Analyse wurden junge Menschen zwischen 12 und 32 Jahren berücksichtigt. Es zeigt sich, dass die wirtschafts- und politikbezogene Zukunftsangst unter jungen Menschen weit verbreitet ist: 44 % äußern diese Angst, bei denjenigen, die sich selbst als weiblich beschreiben, sind es 47 % (männliche 40 %) und bei denjenigen, die sich als jenseits von männlich oder weiblich beschreiben, sogar 74 % (siehe Abb. 3.3.1). Abbildung 3.3.2 zeigt, dass die Skepsis gegenüber politischen Institutionen bei jungen Menschen in Deutschland durchaus hoch ist, denn nur 27 % aller befragten jungen Menschen stimmen zu, dass sie der Bundesregierung und 34 %, dass sie der EU (eher) vertrauen. Deutlich sichtbar ist ebenso, dass jüngere Befragte (12 bis 17 Jahre) bei beiden Institutionen vertrauensvoller sind (BR: 32 %, EU: 45 %) als die 18- bis 25-Jährigen (BR: 26 %; EU: 36 %) und die 26- bis 32-Jährigen (BR: 25 %, EU: 27 %).

Die prozentuale Verteilung von politischem Vertrauen und Zukunftsangst nach Bildungsabschluss ist in Abbildung 3.3.3 abgetragen. Hier zeigt sich, dass höhere Bildungsabschlüsse tendenziell mit höherem Vertrauen in politische Institutionen einhergehen. So vertrauen 40 % der jungen Menschen mit oder auf dem Weg zur Hochschulreife der EU, bei denen ohne Abschluss oder Haupt-

schule sind es nur 24 %. Bei der Zukunftsangst sind die Zusammenhänge nicht so eindeutig. Über alle Abschlüsse hinweg ist sie weit verbreitet und verringert sich nur moderat mit höherer Bildung: 49 % der jungen Menschen ohne Abschluss/Hauptschule bejahen die Zukunftsangst, bei den höheren Schulabschlüssen sind es noch je 45 %, bei mittlerem Abschluss bzw. 44 % bei Hochschulreife.

In welchem Zusammenhang – wenn überhaupt – stehen nun das Vertrauen in die Bundesregierung bzw. in die Europäische Union mit wirtschaftlich-politischen Zukunftsbedürfnissen? Um das ansatzweise zu beantworten, wurden zwei einfache lineare Regressionsanalysen durchgeführt. Hier zeigt sich ein negativer Zusammenhang zwischen der Zukunftsangst und dem Vertrauen in die Bundesregierung ($B = -0,22, p < .05$) und auch in die EU ($B = -0,15, p < .05$), d. h. je höher die Zukunftsangst, desto geringer ist das Institutionenvertrauen (und umgekehrt).

Fazit

Das Misstrauen gegenüber politischen Institutionen und die politikbezogene Zukunftsangst ist bei jungen Menschen zwischen 12 und 32 Jahren im Sample von AID:A 2023 deutlich ausgeprägt. Dabei wurde ein negativer Zusammenhang zwischen Zukunftsangst und Institutionenvertrauen erkennbar, was eher gegen einen „rally-

round-the-flag“-Effekt spricht, sondern vielmehr für eine wechselseitige Verfestigung negativer oder positiver (politikbezogener) Einstellungen im Jugendalter (gegenüber bestimmten Institutionen im Staat oder der eigenen Zukunft). Steigende Zukunftsangst geht also mit Institutionenmisstrauen einher. Dieser Ausdruck des Misstrauens kann ggf. eher als Folge einer Wut (nicht Angst) über mögliche zukünftige Probleme gelesen werden (vgl. auch Knudsen/Christensen 2021). Aufbauend auf diese Erkenntnisse könnten weitere multivariate Analysen klären, welche Rolle andere Faktoren (z. B. soziales oder politisches Engagement) beim Entstehen von Institutionenvertrauen förderlich oder hinderlich sind. Zukünftige Panelwellen von AID:A könnten zudem dazu beizutragen, zu verstehen, in welchem Wechselspiel sich politischem Vertrauen und politisch-wirtschaftlicher Zukunftsangst längerfristig entwickeln.

Literatur

- Claußen, Bernhard/Geißler, Rainer (1996): Vorwort. In: Claußen, Bernhard/Geißler, Rainer (Hrsg.): Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch. Opladen, S. 9–12
- Dadaczynski, Kevin/Okan, Orkan/Messer, Melanie/Rathmann, Katharina (2022): University Students' Sense of Coherence, Future Worries and Mental Health: Findings from the German COVID-HL-Survey. In: Health Promotion International, 37. Jg., H. 1, S. 1–11
- Erhardt, Julian/Freitag, Markus/Filsinger, Maximilian/Wamsler, Stefan (2021): The Emotional Foundations of Political Support: How Fear and Anger Affect Trust in the Government in Times of the Covid-19 Pandemic. In: Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 27. Jg., H. 2, S. 339–352
- GESIS (2024): GESIS Panel – Standard Edition
- Hrbková, Lenka/Kudrnáč, Aleš (2024): Fear, Trust, and Compliance with COVID-19 Measures: a Study of the mediating Effect of Trust in Government on the Relationship between Fear and Compliance. In: Journal of Public Policy, S. 1–19
- Knudsen, Mikkel Stein/Christensen, Henrik Serup (2021): Future Orientation and Political Participation: The Moderating Role of Political Trust. In: Frontiers in Political Science, 3. Jg., 1–13
- Reitegger, Franziska/Wright, Michaela/Berger, Jessica/Gasteiger-Klicpera, Barbara (2023): Digitale Gesundheitskompetenz und Wohlbefinden. In: Prävention Und Gesundheitsförderung, 18. Jg., H. 2, S. 204–210
- Soßdorf, Anna (2019): Politische Sozialisation. In: Andersen, Uwe/Bogumil, Jörg/Marschall, Stefan/Woyke, Wichard (Hrsg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. 8. Aufl. Wiesbaden, S. 1–5
- Wieczorek Sarah/Hock, Michael (2023): FAS-d. Deutsche Version der Future Anxiety Scale
- Zaleski, Zbigniew/Sobol-Kwapinska, Malgorzata/Przepiorka, Aneta/Meisner, Michal (2019): Development and Validation of the Dark Future Scale. In: Time & Society, 28. Jg., H. 1, S. 107–123

4 Armut und Deprivation

Deutschland gehört zu den reichsten Volkswirtschaften der Welt. Trotzdem wächst mehr als jedes fünfte Kind bzw. jede:r fünfte Jugendliche in einer finanziellen Risikolage auf. Das Vorhandensein ausreichender finanzieller Mittel während des Aufwachsens hängt direkt mit den Teilhabe- und Bildungschancen der Kinder und damit mit Exklusionsprozessen und sozialen Ungleichheiten zusammen. Die AID:A-Daten erweitern die Befundlage zu Kinderarmut in Deutschland in verschiedener Hinsicht.

So kann nicht nur untersucht werden, wie die finanzielle Situation des Haushaltes mit der Beteiligung an non-formalen und informellen Bildungsangeboten zusammenhängt und welche Konsequenzen sich aus knappen

finanziellen Ressourcen für die Teilhabe an Freizeitaktivitäten ergeben. Vielmehr werden neben den faktisch vorhandenen finanziellen Ressourcen auch Merkmale materieller Deprivation erfasst, welche nur teilweise mit den verfügbaren Ressourcen zusammenhängen. AID:A erlaubt zudem einen vertieften Einblick in finanzielle Transfers zwischen Familienmitgliedern, die nicht (mehr) in einem Haushalt leben, sondern z. B. für das Studium in eine andere Stadt gezogen sind, und trägt damit dazu bei zu eruieren, unter welchen Bedingungen Armut durch Unterstützung aus dem sozialen Umfeld abgemildert und in welchen Lebenslagen Deprivation trotz monetärer Armut verhindert werden kann.

4.1 Einkommensarmut und Deprivation in Familien

Christina Boll, Harald Eichhorn und Thomas Eichhorn

Im Jahr 2023 lebten in Deutschland 14 % der Minderjährigen in monetär armutsgefährdeten Haushalten (Statistisches Bundesamt 2024). Da es sich bei bedarfsgeprüften Sozialleistungen des Staates überwiegend um zweckungsbundene Geldleistungen handelt, wird zuweilen befürchtet, dass Eltern das Geld nicht für die Bedarfe ihrer Kinder, sondern für eigene Konsumwünsche verwenden. Ältere Studien liefern allerdings Hinweise, dass einkommensarme Eltern bei ihren Ausgaben eher die Kinder priorisieren und sich selbst hintanstellen (Prein/Quellenberg u. a. 2021; Lietzmann/Wenzig 2020; Stichnoth u. a. 2018; Hock/Holz/Wüstendörfer 2017; Andresen/Galic 2015). Der vorliegende Beitrag präsentiert aktuelle Zahlen zu dieser Befundlage auf Basis von AID:A 2023. Er untersucht, wie häufig materielle oder soziale Deprivation in Familien und bei den in ihnen lebenden Kindern vorkommt, welche Rolle das Familieneinkommen hierbei spielt und inwieweit elterliche Ressourcen als Schutzfaktoren fungieren.

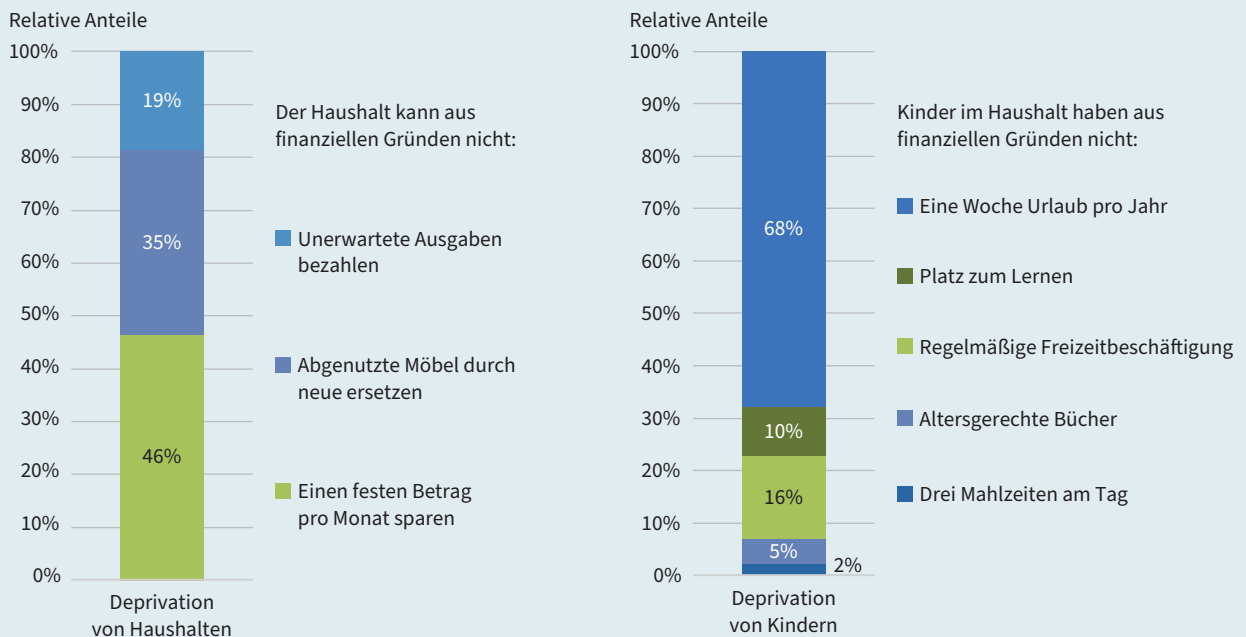
Wie äußert sich Deprivation auf Haushalts- bzw. Kindebene?

Unterversorgungserfahrungen werden im Konzept der Deprivation von Peter Townsend (1979, S. 31) verstanden als das Fehlen notwendiger Ressourcen für einen in der jeweiligen Gesellschaft üblichen Lebensstandard, ein-

schließlich der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Demgegenüber definiert die EU-Statistik einen Haushalt als monetär armutsgefährdet, wenn dessen bedarfsgeprüftes Pro-Kopf-Haushaltseinkommen (Nettoäquivalenzeinkommen) weniger als 60 % des mittleren nationalen Einkommens beträgt. Einkommensarmut ist möglich, ohne depriviert zu sein und umgekehrt. Beispielsweise kann bestehendes Vermögen Erfahrungen von Unterversorgung abwenden; umgekehrt kann ein nicht als einkommensarm geltender, aber hoch verschuldeter Haushalt durchaus Deprivation erfahren.

Das Vorliegen materieller Deprivation auf Haushaltsebene wurde in AID:A 2023 anhand von drei Fragen erhoben, die Auswirkungen auf alle Haushaltsmitglieder haben können: „Kann ein fester Betrag im Monat gespart werden?“, „Können abgenutzte, aber sonst noch brauchbare Möbel durch neue ersetzt werden?“ und „Können unerwartet anfallende Ausgaben mit dem eigenem Geld bezahlt werden?“ Es geht also um den unfreiwilligen, aus mangelnden finanziellen Mitteln herrührenden Verzicht. Fünf weitere Fragen beziehen sich darauf, ob verschiedene Aspekte der materiellen Deprivation konkret von mindestens einem minderjährigen Kind im Haushalt erfahren werden. Diesbezüglich wurden die Eltern gefragt, ob ihr Kind bzw. alle ihre Kinder drei Mahlzeiten am Tag zu sich nehmen, regelmäßigen Freizeitaktivitäten nachgehen, mindestens eine Woche pro Jahr in den Urlaub

Abb. 4.1.1 Relative Häufigkeit einzelner Formen materieller bzw. sozialer Deprivation unter deprivierten Haushalten mit Kind(ern) unter 18 Jahren bzw. deprivierten Kindern unter 18 Jahren



Anmerkungen: Lesebeispiel für den Balken links: 46 % aller haushaltsbezogenen Deprivationen entfallen auf das finanzielle Unvermögen, einen festen Betrag im Monat sparen zu können. Lesebeispiel für den Balken rechts: 68 % aller kindbezogenen Deprivationen entfallen auf die nicht mögliche Urlaubswoche an einem anderen Ort pro Jahr.

Quelle: AID:A (2023); gewichtet, N = 983/387; eigene Berechnungen.

fahren, einen geeigneten Platz in der Wohnung zum Lernen oder für die Hausaufgaben haben und ob es zuhause altersgerechte Bücher gibt.

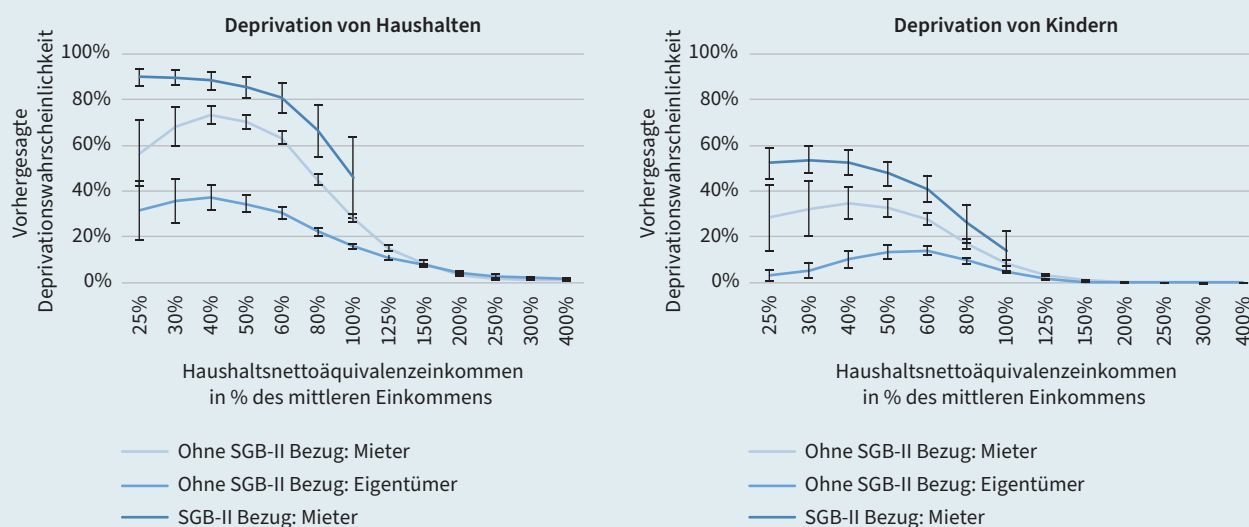
Anhand von 4.060 Familien mit einem Kind oder mehreren Kindern unter 18 Jahren im Haushalt ergibt sich, dass 28 % dieser Familien von mindestens einer der haushaltsbezogenen Deprivationen betroffen sind. Für diese Familien zeigt der linke Balken in Abbildung 4.1.1 die Häufigkeit der drei genannten Deprivationsformen: Fast die Hälfte dieser Deprivationen entfällt auf den Umstand, nicht regelmäßig etwas sparen zu können, ein gutes Drittel auf die fehlende Möglichkeit, abgenutzte Möbel zu ersetzen, und fast ein Fünftel darauf, unerwartete Ausgaben nicht stemmen zu können. Bezüglich der kindbezogenen Deprivationen liegt in 12 % der analysierten Familien mindestens eine solche Deprivation bei den Kindern vor. Der rechte Balken in Abbildung 4.1.1 zeigt die Häufigkeit der genannten kindbezogenen Deprivationsformen: Zwei Drittel (68 %) der Deprivationen entfallen auf den Umstand, nicht eine Woche im Jahr in den Urlaub fahren zu können, 16 % auf die fehlende Möglichkeit, regelmäßigen Freizeitbeschäftigungen nachzugehen, und 10 % auf einen fehlenden Platz zum Lernen oder für Hausaufgaben. Altersgerechte Bücher und drei tägliche Mahlzeiten

fehlen nur in Ausnahmefällen. Mit Blick auf das Wohlergehen der Kinder scheinen Haushalte dann, wenn das Geld knapp ist, zuerst beim Urlaub zu kürzen und danach bei den Freizeitaktivitäten, bevor sie zu anderen Verzichtmaßnahmen greifen.

Die Rolle elterlicher Einkommens- und Vermögensressourcen

Im Folgenden betrachten wir das Risiko, von mindestens einer der haushalts- bzw. kindbezogenen Deprivationen betroffen zu sein. Abbildung 4.1.2 stellt geschätzte Deprivationswahrscheinlichkeiten von Haushalten (links) und Kindern (rechts) in Abhängigkeit von der Position des Haushalts in der Verteilung der Nettoäquivalenzeinkommen dar. Abbildung 4.1.2 setzt daher die monetäre Armutsgefährdung des Haushalts ins Verhältnis zu Deprivationsrisiken auf der Haushaltsebene (links) bzw. der Kindebene (rechts). Zusätzlich werden drei Haushaltstypen nach Wohneigentum und SGB-II-Leistungsbezug unterschieden. Da letzterer ein umfassendes Aufbrauchen des vorhandenen Vermögens voraussetzt, stellt er neben dem Wohnvermögen einen zweiten Vermögensindikator dar.

Abb. 4.1.2 Geschätzte Deprivationsrisiken* für Haushalte (links) bzw. Kinder in diesen Haushalten (rechts), nach Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen und Vermögensindikatoren



Anmerkungen: * Risiko, nach mindestens einer der drei Deprivationsformen auf Haushaltsebene (links) bzw. mindestens einer der fünf Deprivationsformen auf Kindebene (rechts) depriviert zu sein, Berechnungen basieren auf einer logarithmierten Einkommensskala, zur besseren Interpretierbarkeit werden prozentuale Unterschiede zum mittleren Einkommen mit Fehlerbalken (95 %-Konfidenzintervalle) dargestellt.

Quelle: AID:A (2023); gewichtet; N = 3.835/ 3.826; eigene Berechnungen.

Drei Ergebnisse stechen heraus: Erstens sind die haushaltsbezogenen Deprivationsrisiken höher als die kindbezogenen, nehmen aber ähnliche Verläufe an. Bei einem Einkommen von 60 % des mittleren Einkommens beträgt das Deprivationsrisiko beispielsweise in der Gruppe der Familien ohne SGB-II-Bezug, die im Eigentum wohnen, auf Kindebene 16 % und ist damit nur etwa halb so hoch wie auf Ebene des Haushalts, in dem das Kind lebt (31%). Zweitens wird deutlich, wenn man auf der Einkommensachse von rechts nach links geht, dass die Deprivationsrisiken nicht durchgängig mit sinkenden Einkommen steigen, sondern ihren Höchstwert bei einem Einkommen um die 40 % des mittleren Einkommens erreichen. Danach sind sie entweder stabil (Plateau-effekt) oder sogar wieder rückläufig. Drittens weisen vermögendere Haushalte bei gleicher Einkommensposition systematisch geringere Deprivationsrisiken auf.

Fazit

Dieser Beitrag zeigt, dass die Deprivationsrisiken von Kindern sowohl durch das Einkommen als auch die Vermögenssituation des Haushalts geprägt werden. Eltern scheinen grundsätzlich einen Teil dieser Deprivationsrisiken von ihrem Nachwuchs abschirmen zu können. Dies fällt ihnen allerdings umso schwerer, je geringer das Familieneinkommen ausfällt, wenn sie dann nicht auf Vermögensressourcen zurückgreifen können.

Literatur

- Andresen, Sabine/Galic, Danijela (2015): Kinder. Armut. Familie. Alltagsbewältigung und Wege zu wirksamer Unterstützung. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung
- Hock, Beate/Holz, Gerda/Wüstendörfer, Werner (2017): Folgen familiärer Armut im frühen Kindesalter – Eine Annäherung anhand von Fallbeispielen. Dritter Zwischenbericht zu einer Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt, 2. Auflage. Frankfurt am Main: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.
- Lietzmann, Torsten/Wenzig, Claudia (2020): Materielle Unterversorgung von Kindern. Gütersloh: Bertelsmann
- Prein, Gerald/Quellenberg, Holger (2021): Aufwachsen in Deprivation. In: Rauschenbach, Thomas/Kuger, Susanne/Walper, Sabine (Hrsg.): Aufwachsen in Deutschland 2019. Bielefeld, S. 27–33
- Statistisches Bundesamt (2024): Jedes siebte Kind in Deutschland armutsgefährdet. Pressemitteilung Nr. N033 vom 1. Juli 2024. online: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/07/PD24_N033_63.html [Zugriff am 11.7.2024]
- Stichnoth, Holger/Riedel, Lukas/Garcia, Sebastian C./Dörrenberg, Philipp/Neisser, Carina/Streng, Martin/Wehrhöfer, Nils (2018): Kommt das Geld bei den Kindern an? Gütersloh: Bertelsmann
- Townsend, Peter (1979): Poverty in the United Kingdom: A survey of household resources and standards of living. Berkeley/Los Angeles: University of California Press

4.2 Finanzielle Unterstützung der Eltern während der beruflichen Ausbildung und des Studiums

Christine Steiner

Jungsein ist eng verbunden mit der Suche nach persönlicher Autonomie. Die lebenslaforientierte Jugendforschung hat darauf aufmerksam gemacht, dass diese Suche kein ausschließlich individuell-biografisches, sondern ein gemeinschaftlich-familiäres Projekt ist (Swartz u. a. 2011). Eltern und Kinder müssen in dieser Zeit angemessene Formen der Unterstützung finden bzw. zulassen, die jungen Menschen das Erwachsenwerden ermöglicht. Eltern, aber auch Großeltern oder ältere Geschwister können Jugendliche und junge Erwachsene in unterschiedlicher Weise unterstützen, etwa durch sozial-emotionale Unterstützung, gemeinsame Aktivitäten oder hilfreiche familiäre Beziehungen. Dazu zählen aber auch finanzielle Zuwendungen. Die Unterstützung der Eltern bzw. der älteren Generationen für die Jüngeren reicht weit über die Volljährigkeit eines Kindes hinaus und ist gerade für biografische Übergänge, wie etwa dem Übergang von der Schule ins Erwerbsleben, von besonderer Bedeutung. Angesichts tiefgreifender struktureller Veränderungen beim Übergang ins Erwerbsleben wird davon ausgegangen, dass junge Menschen inzwischen häufiger auf die Unterstützung durch Familienangehörige angewiesen sind (Manzoni/Gebel 2024). So ist laut Statistischem Bundesamt der Anteil von 15- bis 24-Jährigen, die von eigener Erwerbstätigkeit leben, in den zurückliegenden 30 Jahren von 47 % auf 39 % zurückgegangen (Destatis 2024). Dahinter stehen unterschiedliche Tendenzen, etwa die gewachsenen Probleme gering Qualifizierter, eine Ausbildung zu finden (Euler/Seeber 2023), der gestiegene Anteil von Studierenden, aber auch Schwierigkeiten auf dem Weg in eine gesicherte Beschäftigung (Steiner/Zimmermann 2021). Solche intergenerationalen Transfers sind aber nicht nur Hilfe in Not- und Übergangssituationen, sie können auch ein Zeichen von Aufmerksamkeit sein, die die Beziehung zwischen Eltern und Kindern stärkt. Dies kann sich wiederum auf andere Lebensbereiche auswirken. So verringern beispielsweise positive und vertrauensvolle Sozialbeziehungen zu den Eltern die Abbruchneigung unter Studierenden (Baalmann/Feldhaus 2020).

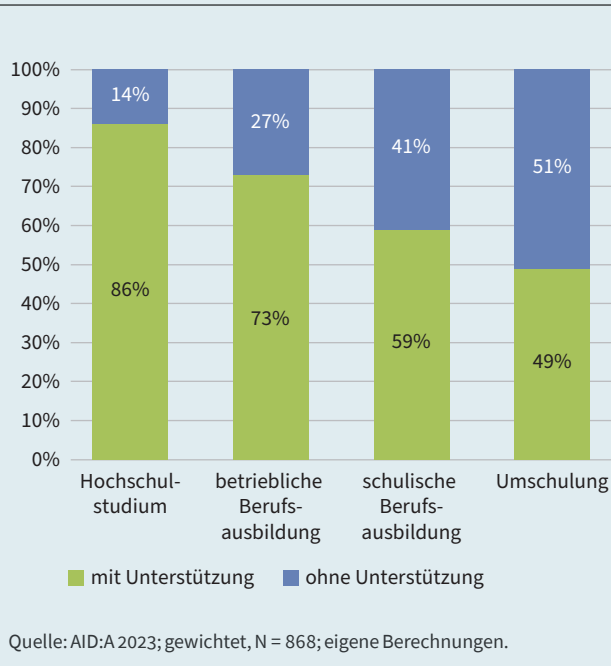
Wie alle anderen Ressourcen sind intergenerationale Unterstützungsleistungen sozial ungleich verteilt und ihr Austausch kann konfliktbehaftet sein. Familiengebundene Solidarleistungen werden vor allem dann erbracht, wenn es einen Bedarf auf Seiten des Empfängers gibt und die Gebenden die Mittel und Möglichkeiten dazu haben

(Brandt u. a. 2009). Aus diesem Grund sind intergenerationale Transfers auch Gegenstand sozialstaatlicher Regulierung. Eltern sind zwar verpflichtet, ihr Kind bis zum Abschluss einer angemessenen beruflichen Erstausbildung zu unterstützen, allerdings nur, wenn die vorhandenen finanziellen Mittel das ermöglichen. Andernfalls besteht die Möglichkeit öffentlicher Förderung, etwa im Rahmen des Bundesausbildungsförderungsgesetzes (BAFöG). Jedoch können junge Erwachsene auch auf die finanzielle Unterstützung der Eltern verzichten, etwa um ihre Eltern zu entlasten oder von ihnen unabhängiger zu werden. Letzteres ist beispielweise ein zentrales Motiv für die Aufnahme einer Nebenbeschäftigung (van Santen/Tully 2022). Vor diesem Hintergrund geht der Beitrag der Frage nach, wer während der (Erst-)Ausbildung von den Eltern nicht unterstützt wird bzw. unterstützt werden kann.

Erfassung intergenerationaler Transfers in AID:A und Stichprobe

Angaben zu intergenerationalen Transfers gehören seit der Erhebung 2019 zum Befragungsprogramm des AID:A-Surveys. Erfragt wird, ob Eltern in den zurückliegenden zwölf Monaten ihr bereits volljähriges Kind bei alltäglichen Anforderungen, etwa bei Behördengängen, geholfen und/oder finanzielle Unterstützung geleistet haben. Weitergehende Informationen, etwa zur Regelmäßigkeit oder zum Umfang der jeweiligen Hilfeleistung, werden nicht erhoben. Im Mittelpunkt dieses Beitrages steht die finanzielle Unterstützung der Eltern an ihre Kinder, die zum Befragungszeitpunkt einen Bildungsgang absolvierten. Letzteres trifft auf 892 Personen der befragten 18- bis 37-Jährigen zu. Angegeben wurden vor allem die berufliche Ausbildung (26 %, davon 22 % in einer betrieblichen und 4 % in einer schulischen Berufsausbildung) oder hochschulische Bildungsgänge. Einzelne junge Erwachsene absolvierten einen berufsvorbereitenden Bildungsgang, eine Umschulung bzw. eine nicht näher beschriebene Ausbildung. Zusammengenommen liegt der Anteil bei 6 %, wobei mit 5 % der größte Teil auf die nicht spezifizierten Bildungsgänge entfällt. Für Analysezwecke wurden Personen in Umschulung und sonstiger Ausbildung zusammengefasst; junge Erwachsene in einer berufsorientierenden Maßnahme wurden dieser Gruppe nicht zugerechnet, da sie sich von den in dieser Gruppe Vertretenen in verschiedenen Aspekten deutlich unterscheiden.

Abb. 4.2.1 Anteil Lernender nach Art des Bildungsgangs und finanzielle Zuwendung durch die Eltern



Sie wurden in den Berechnungen nicht berücksichtigt. In die Analysen gingen damit die Angaben von 882 Befragten ein.

Junge Menschen ohne finanzielle Zuwendung durch die Eltern

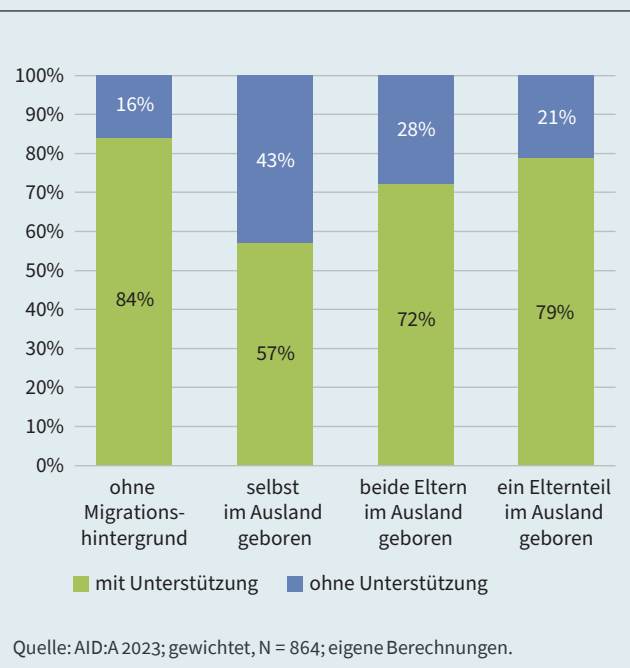
Die an Umschulung Teilnehmenden sind ein Hinweis darauf, dass nicht alle jungen Erwachsenen dieser Altersgruppe ihre Erstausbildung bzw. ihr Erststudium absolvierten. Insgesamt gab rund jede:r Dritte (35%) an, bereits eine vollqualifizierende Ausbildung abgeschlossen zu haben. Da die Verpflichtung der Eltern zur finanziellen Unterstützung auf die Erstausbildung bezogen ist, indiziert die Tatsache, dass rund 80% der Lernenden im zurückliegenden Jahr von den Eltern finanziell unterstützt wurden, eine recht ausgeprägte innerfamiliäre Solidarität.

Allerdings fällt der Umfang von den Eltern unterstützter Lernender in den einzelnen Bildungsgängen unterschiedlich aus (siehe Abb. 4.2.1). Erwartungsgemäß ist die Unterstützungsrate unter Studierenden besonders hoch. Nur 14% der Hochschul:innen haben von ihren Eltern keine finanzielle Zuwendung erhalten. Bei der beruflichen Ausbildung liegt der Anteil der Nicht-Unterstützten bereits deutlich höher. So erhalten knapp 27% der Auszubildenden keine finanzielle Zuwendung durch die Eltern. Das kann möglicherweise darauf zurückgeführt werden, dass die in der betrieblichen Ausbildung gezahlte Vergü-

tung durch die Eltern in Rechnung gestellt wird. Überraschend ist jedoch der mit 41% recht hohe Anteil von nicht-unterstützten Lernenden in der schulischen Berufsausbildung. Hier wird bis auf einige Ausnahmen keine Vergütung gezahlt. In der Gruppe der jungen Erwachsenen, die eine Umschulung oder in einen anderweitigen Bildungsgang absolvierten, bekam dann nur noch jede:r Zweite im zurückliegenden Jahr eine finanzielle Hilfestellung aus dem Elternhaus.

Die vorgestellten Unterschiede zwischen den Bildungsgängen bestehen auch dann, wenn spezifische ausbildungsbezogene Merkmale berücksichtigt werden, etwa ob es sich um die Erstausbildung handelt, ob man als Lernender über ein eigenes Einkommen verfügt oder sozialstaatliche Leistungen bezieht, und auch zentrale Ungleichheitsmerkmale wie die Geschlechtszugehörigkeit, den familiären Migrationshintergrund, den Bildungshintergrund der Eltern und die Herkunft aus Ost- und Westdeutschland einbezieht. Im Vergleich zu Studierenden haben Lernende aller anderen Bildungsgänge ein höheres Risiko, nicht von ihren Eltern mit finanziellen Zuwendungen bedacht zu werden. Bei den Lernenden in schulischen Ausbildungsgängen lag dieses Risiko fast, bei denen in Umschulung und sonstiger Ausbildung sogar fünf Mal höher als unter Studierenden. Zugleich und im Einklang mit vorliegenden Forschungsbefunden zeigt sich, dass Eltern eher in die Erst- als in sich anschließende Bildungsgänge ihrer Kinder investieren und ihre Kinder vor allem dann finanziell unterstützen, wenn der oder die

Abb. 4.2.2 Anteil Lernender nach finanzieller Zuwendung und Migrationsgeschichte



Lernende über keine eigenen Einkünfte verfügt. Bei den zentralen Ungleichheitsmerkmalen stach insbesondere die Relevanz der Zuwanderungsgeschichte hervor (siehe Abb. 4.2.2): Im Vergleich zu autochthonen jungen Erwachsenen, haben vor allem die jungen Menschen, die nicht in Deutschland geboren sind, in der Tendenz aber auch junge Menschen, deren beide Eltern im Ausland geboren wurden, eine signifikant geringere Chance, vom Elternhaus finanziell unterstützt zu werden.

Fazit

Fast jeder fünfte Lernende im Alter von 18 bis 37 Jahren bekam keine finanzielle Unterstützung durch die Eltern. Allein, dass Studierende weitaus häufiger mit einer solchen Zuwendung rechnen können als Lernende in der beruflichen Bildung und anderen Bildungsangeboten, mehr aber noch die überproportionale Betroffenheit zugewanderter junger Menschen sowie Lernender in der vor allem für junge Frauen relevanten schulischen Berufsausbildung zeigen die sozial ungleiche Verteilung familiärer Unterstützung. Die Befunde indizieren zudem, dass sozialstaatliche Regulierungen die Unterstützungsbereitschaft der Eltern prägen. Zu fragen ist daher, in welcher Form die ausbleibende Unterstützung der Eltern kompensiert werden kann; vertiefter zu analysieren sind jedoch vor allem auch die Folgen eingeschränkter finanzieller Unterstützung für die Bildungs- und Erwerbsintegration, aber auch für die beruflichen Weiterbildungsaktivitäten junger Menschen.

Literatur

- Baalmann, Tim/Feldhaus, Michael (2020): Die Beziehungen zu den Eltern und Studienerfolg, In: Feldhaus, Michael/ Speck, Karsten (Hrsg.): Herkunftsfamilie, Partnerschaft und Studienerfolg. Baden-Baden, S. 169–202
- Brandt, Martina/Deindl, Christian/Haberker, Klaus/Szydlik, Marc (2009): Geben und Nehmen zwischen Generationen: Der Austausch von Geld und Zeit in Europa. In: Börsch-Supan, Axel/Hank, Karsten/Jürges, Hendrik/Schröder, Mathis (Hrsg.): 50plus in Deutschland und Europa. Ergebnisse des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe. Wiesbaden, S. 95–114
- Euler, Dieter/Seeber, Susan (2023): Ausbildungsgarantie. Ein Instrument zur Fachkräftesicherung und gesellschaftlichen Integration junger Menschen. FES diskurs. Friedrich-Ebert-Stiftung. Berlin
- Manzoni, Anna/Gebel, Michael (2024): Young adult's labour market transitions and intergenerational support in Germany. In: European Sociological Review, 40. Jg., H.1, S. 99–115
- van Santen, Erik/Tully, Charles (2022): Ökonomische Aspekte des Erwachsenwerdens. In: Berngruber, Anne/Gaupp, Nora (Hrsg.): Erwachsenwerden heute. Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen. Stuttgart, S. 91–102
- Statistisches Bundesamt (Destatis) (2024): Tag der Jugend: 60 % der 15- bis 24-Jährigen lebten 2023 hauptsächlich von familiärer oder staatlicher Unterstützung. Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes N040 vom 9.08.2024, URL: <https://www.destatis.de>
- Steiner, Christine/Zimmermann, Julia (2021). Prekärer Start. Befristete Beschäftigungsverhältnisse von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In: Kuger, Susanne/Walper, Sabine/ Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Aufwachsen in Deutschland 2019. Alltagswelten von Kindern, Jugendlichen und Familien. Bielefeld, S. 93–99
- Swartz, Theresa T./Kim, Minzee /Uno, Mayumi/Mortimer Jeylan / O'Brien, Kirsten, B. (2011): Safety Nets und Scaffolds: Parental Support in the Transition to Adulthood. In: Journal of Marriage and Family, 73 Jg., H. 2, S. 414–429

4.3 Materielle Deprivation im Jugend- und jungen Erwachsenenalter

Lisa Hasenbein und Anne Berngruber

Materielle Deprivation betrifft Jugendliche und junge Erwachsene in vielerlei Hinsicht. In einer Lebensphase, die geprägt ist von der Suche nach Identität, der Erprobung von Rollen und Verhaltensweisen, dem Aufbau sozialer Beziehungen sowie der zunehmenden Unabhängigkeit und Verantwortungsübernahme in verschiedenen Bereichen des Lebens, können finanzielle Engpässe erhebliche und weitreichende Auswirkungen haben. Deprivierte junge Menschen stehen vor der Herausforderung, die verschiedenen alterstypischen Anforderungen und Schritte der Verselbstständigung mit begrenzten Mitteln – und damit auch mit eingeschränkten Entscheidungs- und Handlungsspielräumen sowie geringeren Teilhabechancen – zu bewältigen (Funcke/Menne 2023; Schels 2022).

Um zu beschreiben, inwiefern junge Menschen in Armut bzw. deprivierten Verhältnissen aufwachsen, werden in der Forschung und Sozialberichterstattung unterschiedliche Konzepte zugrunde gelegt (siehe auch den Beitrag von Christina Boll, Harald Eichhorn und Thomas Eichhorn in diesem Band, Kap. 4.1). Die Zahlen, wie viele junge Menschen von Armut bzw. materieller Deprivation betroffen sind, variieren je nach dem zugrunde gelegten Konzept der Armutsmessung. Entscheidend ist neben dem Anteil der betroffenen jungen Menschen vor allem auch die Frage, welche Auswirkungen Armut bzw. materielle Deprivation für das Aufwachsen hat und wie daraus resultierenden Benachteiligungen entgegengewirkt werden kann. Dabei werden in erster Linie Zusammenhänge mit Bildungs- und gesundheitlichen Ungleichheiten in den Blick genommen. Aber auch eingeschränkte gesellschaftliche und kulturelle Teilhabemöglichkeiten sind eine wesentliche Perspektive, wobei es hierzu vergleichsweise wenig systematisch erhobene Daten gibt (Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2024; Deutscher Bundestag 2021).

Die AID:A Daten bieten dahingehend besondere Auswertungsmöglichkeiten, weil nicht nur der Anteil und Grad der materiellen Deprivation unter jungen Menschen in Deutschland beschrieben werden kann, sondern zudem Aussagen dazu möglich sind, wie sich unterschiedlich starke materielle Deprivation in den Entscheidungs- und Handlungsspielräumen sowie Teilhabechancen Jugendlicher und junger Erwachsener widerspiegelt. So konnte mit den Daten aus AID:A 2019 gezeigt werden, dass es maßgeblich von der materiellen Lage der Jugend-

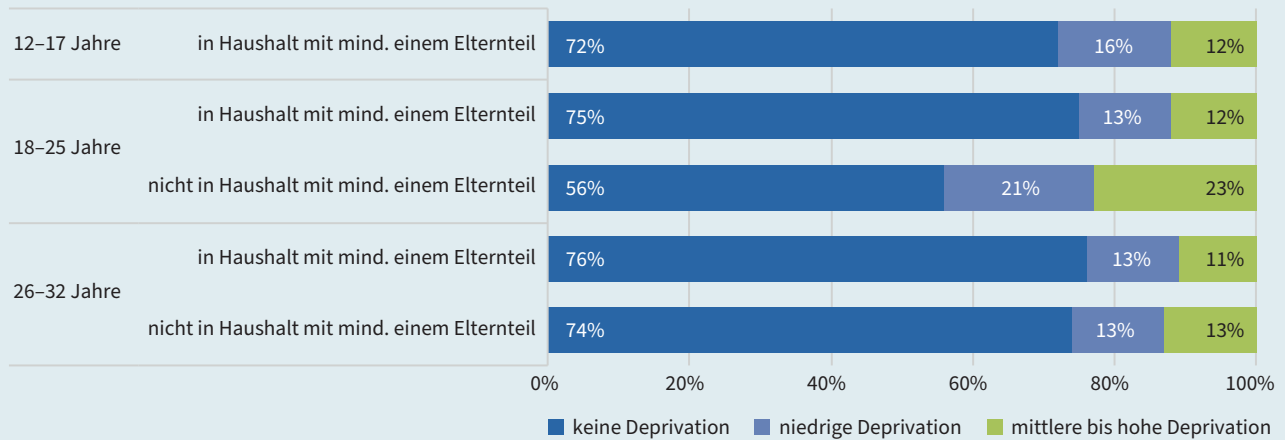
lichen und jungen Erwachsenen abhängt, inwiefern sie für das Jugendalter und Erwachsenwerden typische Schritte selbstbestimmt gehen können, beispielsweise mit Blick auf erste Erfahrungen ohne die Eltern und Treffen mit Gleichaltrigen (Berngruber/Hasenbein 2024). Der vorliegende Beitrag schließt daran an, indem er differenziert nach der materiellen Lage im Haushalt jugendtypische Alltagspraktiken in Form von Freizeitaktivitäten und die allgemeine Lebenszufriedenheit junger Menschen in den Blick nimmt.

Erfassung der materiellen Deprivation junger Menschen

Der vorliegende Beitrag nutzt das Konzept der materiellen Deprivation von Privathaushalten, das beschreibt, inwiefern individuelle Mangelsituationen bei bestimmten Gütern oder Aktivitäten vorliegen, die für einen durchschnittlichen Lebensstandard charakteristisch sind (Deutscher Bundestag 2021). In AID:A 2023 wurde die materielle Deprivation von Privathaushalten anhand von drei Items erfasst, die erfragen, ob den befragten Haushalten aus finanziellen oder aus anderen Gründen folgende Dinge möglich sind: (1) einen festen Betrag pro Monat sparen, (2) abgenutzte, aber sonst noch brauchbare Möbel durch neue ersetzen sowie (3) unerwartet anfallende Ausgaben mit eigenem Geld bezahlen, z. B. eine kaputte Waschmaschine ersetzen. Um materielle Deprivation beschreiben zu können, wurden die Antworten auf diese drei Items zu einem sogenannten Deprivationsindex aufaddiert, der beschreibt, zu wie vielen der Aktivitäten der Haushalt aus finanziellen Gründen nicht in der Lage ist. Der Index weist folgende Werte aus: (0) „keine Deprivation“, (1) „niedrige Deprivation“, (2) „mittlere Deprivation“ bis (3) „hohe Deprivation“. Je höher der Wert ist, umso mehr Deprivationsmerkmale weist der Haushalt auf, in dem die befragte Person lebt.

Wie Abbildung 4.3.1 zeigt, wächst etwas mehr als jede:r vierte Jugendliche zwischen 12 und 17 Jahren (28 %) in einem von mindestens niedriger Deprivation betroffenen Haushalt auf. Bei den 26- bis 32-Jährigen ist der Grad der materiellen Deprivation vergleichbar zur Altersgruppe der 12- bis 17-Jährigen. Bei den jungen Erwachsenen zeigt sich, dass materielle Deprivation insbesondere die 18- bis 25-Jährigen trifft, die außerhalb des elterlichen

Abb. 4.3.1 Anteil Jugendlicher und junger Erwachsener, die von keiner, niedriger oder mittlerer bis hoher Deprivation betroffen sind – differenziert nach Altersgruppen und Zusammenleben mit Eltern



Quelle: AID:A (2023); gewichtet, Zielpersonen: 12- bis 17-Jährige, die mit mind. einem Elternteil zusammenleben; n = 1.886; 18- bis 25-Jährige n = 1.480, davon leben n = 453 in Haushalt ohne Elternteil; 26- bis 32-Jährige n = 1.445, davon leben n = 1.265 in Haushalt ohne Elternteil; eigene Berechnungen.

Haushalts leben. Unter ihnen ist fast die Hälfte (44 %) von Deprivation betroffen: 21 % von niedriger Deprivation und weitere 23 % von mittlerer bis hoher Deprivation.

Ein besonders starker Risikofaktor für materielle Deprivation im jungen Erwachsenenalter ist eigene Arbeitslosigkeit. Arbeitslose junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 32 Jahren weisen zu 61 % eine mittlere bis hohe Deprivation im Haushalt auf und sind damit wesentlich häufiger betroffen als Gleichaltrige in Erwerbstätigkeit mit 9 %. Bei Auszubildenden bzw. Studierenden liegt der Anteil bei 16 %.

Zudem beeinflusst die Herkunft bzw. Zuwanderungsgeschichte maßgeblich das Ausmaß der materiellen Deprivation des Haushalts, in dem Jugendliche und junge Erwachsene leben: Über alle Altersgruppen hinweg leben insbesondere junge Menschen zwischen 12 und 32 Jahren, bei denen beide Elternteile oder sie selbst im Ausland geboren sind, in Haushalten mit mittlerer bis hoher materieller Deprivation. Mit 31 % betrifft mittlere bis hohe Deprivation in dieser Gruppe mehr als dreimal so viele junge Menschen verglichen mit Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund und jungen Menschen, die selbst nicht im Ausland geboren wurden, aber einen im Ausland geborenen Elternteil haben (jeweils 10 %). Deutliche Unterschiede zeigen sich auch entlang des Bildungshintergrunds: Mit steigendem Bildungsniveau der Befragten sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass sie in einem materiell deprivierten Haushalt leben. Unter jungen Menschen ohne Abschluss bzw. mit Hauptschulabschluss leben 38 % in mittel bis hoch deprivierten Haushalten, unter

denjenigen mit mittlerem Schulabschluss sind es 13 %, mit Hochschulreife 9 %.

Materielle Deprivation spiegelt sich in den Möglichkeiten der Freizeitgestaltung junger Menschen

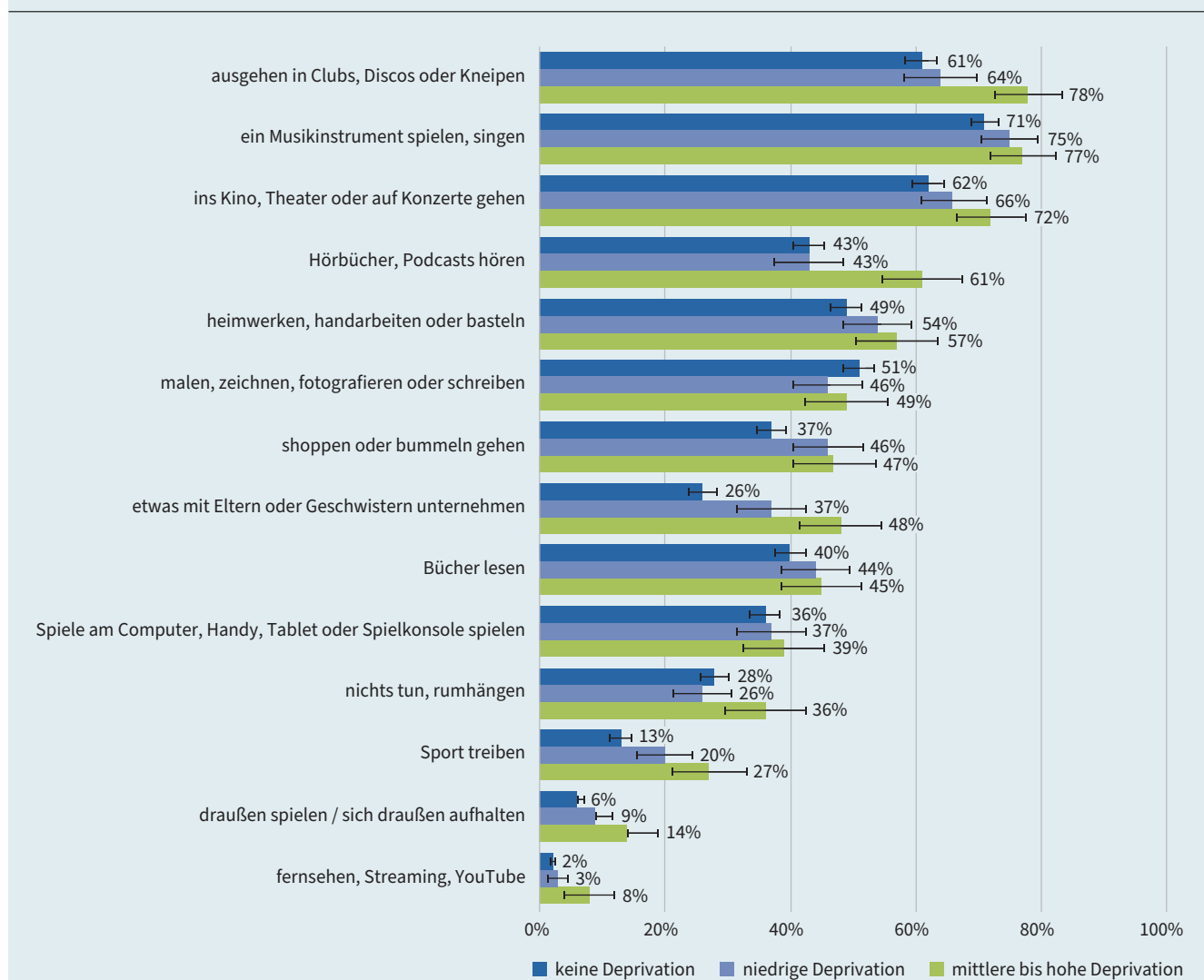
Die Einschränkungen, die materielle Deprivation mit sich bringt, werden in den Alltagspraktiken junger Menschen deutlich. Der Anteil junger Menschen, die bestimmten Freizeitaktivitäten grundsätzlich seltener oder nie nachgehen (können), ist tendenziell höher, je größer das Ausmaß materieller Deprivation im eigenen Haushalt ist (siehe Abb. 4.3.2).

Insbesondere im Vergleich von jungen Menschen aus mittel bis hoch deprivierten Haushalten mit denjenigen ohne Deprivation zeigen sich deutliche Unterschiede. Diese betreffen vor allem kostenpflichtige Freizeitangebote: Im Vergleich zu nicht deprivierten jungen Menschen geben Jugendliche und junge Erwachsene mit mittlerer bis hoher Deprivation deutlich häufiger an, dass sie in ihrer Freizeit seltener als ein- bis zweimal im Monat oder nie ins Kino oder Konzerte gehen (72 % vs. 62 %), Shoppen oder Bummeln (47 % vs. 37 %) oder Clubs, Discos und Kneipen besuchen (78 % vs. 61 %). Solche Freizeitaktivitäten haben eine wichtige soziale Bedeutung in der Beziehung zu Gleichaltrigen. Sich diese nicht leisten zu können, bedeutet für Jugendliche und junge Erwachsene damit immer auch sozialen Ausschluss (siehe auch den Beitrag von Anne Berngruber und Christine Steiner, Kap. 2.2).

Signifikante Unterschiede zeigen sich auch in der Häufigkeit von Unternehmungen mit der Familie (d. h. den Eltern und/oder Geschwistern). Junge Menschen aus Haushalten mit mittlerer bis hoher Deprivation geben deutlich häufiger an, dass sie seltener als ein- bis zweimal im Monat oder nie in ihrer Freizeit etwas mit ihrer Familie unternehmen, verglichen mit nicht deprivierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen (48 % vs. 26 %). Dies deutet auf die Mehrfachbelastung von Haushalten in Armutslagen hin, wobei finanzielle Engpässe in der Haushaltsführung häufig das Zusammenleben und die familiäre Lebensführung überschatten.

Ein weiterer besonders deutlicher Unterschied zeigt sich in der Häufigkeit, mit der die jungen Menschen in ihrer Freizeit Sport treiben: 13 % der nicht deprivierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen geben an, dass sie dies seltener als ein- bis zweimal im Monat oder nie machen, bei denjenigen aus Haushalten mit mittlerer bis hoher Deprivation sind es mehr als doppelt so viele (27 %). Neben der sozialen Bedeutung und integrativen Funktion des gemeinsamen Sporttreibens (z. B. durch Mitgliedschaften in Vereinen), weist dieser Befund auch auf eine gesundheitsbezogene Ungleichheit in der Freizeitgestaltung hin.

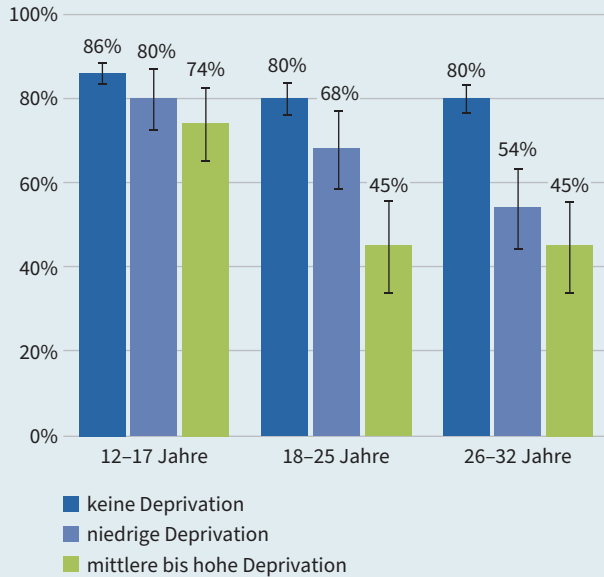
Abb. 4.3.2 Anteil junger Menschen, die bestimmten Freizeitaktivitäten seltener als ein- bis zweimal im Monat oder nie nachgehen – differenziert nach materieller Deprivation



Anmerkungen: Frage: „Wie oft machst du/machen Sie die folgenden Dinge in deiner/Ihrer Freizeit?“. Antwortoptionen: „täglich“, „mehrmals pro Woche“, „ein- bis zweimal pro Woche“, „ein- bis zweimal pro Monat“, „seltener“ und „nie“; abgetragen sind die Anteile für „seltener“ und „nie“ in Prozent. Fehlerbalken markieren jeweils 95 %-Konfidenzintervalle. Während sich in der Abbildung deskriptiv für die unterschiedlichen Freizeitaktivitäten ein ähnliches Muster entlang des Grads der materiellen Deprivation zeigt, sind im Text insbesondere die Unterschiede hervorgehoben, die auch unter Kontrolle der relevanten Hintergrundmerkmale junger Menschen (Alter, Geschlecht, Bildungsniveau, Migrationshintergrund, Größe des Heimatorts) statistisch signifikant sind.

Quelle: AID:A (2023); gewichtet, gewichtet, Zielpersonen: 12- bis 32-Jährige (n = 4.829–4.837), mit Ausnahme des Items „ausgehen in Clubs, Discos oder Kneipen“, welches ab 14 Jahren gestellt wurde (n = 4.157); eigene Berechnungen.

Abb. 4.3.3 Anteil Jugendlicher und junger Erwachsener, die insgesamt (sehr) zufrieden mit dem eigenen Leben sind – differenziert nach materieller Deprivation und Alter



Anmerkungen: Frage: „Alles in allem, wie zufrieden bist du / sind Sie mit deinem / Ihrem Leben insgesamt?“. 6-stufige Skala von 1 „sehr zufrieden“ bis 6 „überhaupt nicht zufrieden“; abgetragen sind die Anteile für die Werte 1 und 2 in %. Fehlerbalken markieren jeweils 95%-Konfidenzintervalle.

Quelle: AID:A (2023); gewichtet, 12- bis 17-Jährige: n = 1.912; 18- bis 25-Jährige: n = 1.480; 26- bis 32-Jährige: n = 1.443; eigene Berechnungen.

Insgesamt spiegeln sich in den Ergebnissen begrenzte Erfahrungsräume sowie eingeschränkte Möglichkeiten, Dinge auszuprobieren, die insbesondere junge Menschen aus mittel bis hoch deprivierten Haushalten betreffen. Die dargestellten Unterschiede fassen Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 12 bis 32 Jahren zusammen. Während sich die Freizeitgestaltung über das Alter hinweg durchaus verändert und es darüber hinaus typische Geschlechterunterschiede in der Häufigkeit gewisser Freizeitaktivitäten wie z. B. Sport treiben und Shoppen gibt (siehe dazu z. B. Berngruber/Gaupp/Langmeyer 2021), zeigen sich die beschriebenen Unterschiede zwischen materiell weniger und mehr deprivierten jungen Menschen über die Altersgruppen und Geschlechter der Befragten hinweg.

Deprivierte junge Menschen sind insgesamt unzufriedener mit ihrem Leben

Einschränkungen von Entscheidungs- und Handlungsspielräumen und damit auch von Möglichkeiten der Teilhabe und Verselbstständigung, die junge Menschen in materiell deprivierten Lebenslagen erleben bzw. für sich wahrnehmen, gehen nicht spurlos an den jungen Menschen vorbei. Dies spiegelt sich in der Bewertung der eigenen Lebenszufriedenheit wider (siehe Abb. 4.3.3): Materiell deprivierte junge Menschen sind insgesamt weniger zufrieden mit ihrem Leben. Dies gilt für Jugendliche genauso wie für junge Erwachsene, die Unterschiede werden jedoch mit zunehmendem Alter größer: So geben bei den 12- bis 17-Jährigen auch unter denjenigen aus mittel bis stark deprivierten Haushalten noch 74 % an, dass sie mit ihrem Leben insgesamt (sehr) zufrieden sind, bei den 18- bis 25-Jährigen und 26- bis 32-Jährigen sind es nur noch weniger als die Hälfte (jeweils 45 %).

Fazit

Bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen hängt materielle Deprivation in erster Linie von den finanziellen Ressourcen der Eltern bzw. dem ersten eigenen Einkommen ab. Laut AID:A 2023 wächst etwas mehr als ein Viertel der jungen Menschen in materiell deprivierten Haushalten auf. Insbesondere junge Erwachsene zwischen 18 und 25 Jahren, die außerhalb des elterlichen Haushalts leben, sind von materieller Deprivation betroffen. Das junge Erwachsenenalter ist als Lebensphase von zentralen Umbrüchen geprägt (z. B. Schulabschluss, Auszug aus dem Elternhaus, Ausbildung/Studium). Die AID:A Daten zeigen, dass finanzielle Engpässe bereits im Jugendalter mit spürbaren Ungleichheiten, bezogen auf die Freizeitgestaltung und damit das soziale Leben sowie die persönliche Entwicklung, einhergehen. Die Ergebnisse deuten zusätzlich darauf hin, dass insbesondere materiell deprivierte junge Erwachsene weniger zufrieden mit ihrem eigenen Leben sind, was durch ein größeres Bewusstsein für die begrenzten Handlungs- und Gestaltungsspielräume, die mit materieller Deprivation einhergehen, erklärt werden könnte. Vertiefende Panelanalysen mit den AID:A-Daten aus 2019, 2021 und 2023 müssen zeigen, inwiefern materielle Deprivation im jungen Erwachsenenalter ein vorübergehender Zustand ist oder eine individuelle Betroffenheit, die sich mit verändernden Lebensumständen weiter verfestigt.

Literatur

- Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung (2024): Bildung in Deutschland 2024. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu beruflicher Bildung. Bielefeld
- Berngruber, Anne/Gaupp, Nora/Langmeyer, Alexandra N. (2021): Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. In: Statistisches Bundesamt/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung/Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Datenreport 2021. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. S. 80–86
- Berngruber, Anne/Hasenbein, Lisa (2024): Freiräume muss man sich leisten können. Die Herausforderungen des Jugendalters in prekären Lebenslagen. In: Dreizehn – Zeitschrift für Jugendsozialarbeit, 17. Jg., H. 31, S. 4–11
- Deutscher Bundestag (2021): Sechster Armuts- und Reichtumsbericht – Lebenslagen in Deutschland. Bundestagsdrucksache 19/29815. Berlin
- Funcke, Antje/Menne, Sarah (2023): Factsheet Kinder- und Jugendarmut in Deutschland. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh
- Schels, Brigitte (2022): Materielle Lebenslagen, Bildungs- und soziale Ungleichheiten im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. In: Berngruber, Anne/Gaupp, Nora (Hrsg.): Erwachsenwerden heute. Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen. Stuttgart, S. 56–66

5 Soziale Beziehungen für ein erfülltes Leben

Soziale Eingebundenheit ist entscheidend für unser Wohlbefinden, das zeigten nicht zuletzt auch die Zeiten starker Kontakteinschränkungen während der Corona-Pandemie. Ob zwischen Eltern, Eltern und ihren Kindern oder innerhalb von Freundschaften – soziale Beziehungen prägen das Leben nachhaltig und beeinflussen das Aufwachsen in all seinen Facetten. Für die AID:A-Studie stehen daher auch in der Erhebung 2023 soziale Beziehungen im Fokus nicht nur des Befragungsprogramms, sondern auch des Gesamtdesigns. So können durch die Befragung aller Haushaltsmitglieder wertvolle Einblicke in die Variabilität der Beziehungen zwischen einzelnen Familienmitgliedern geworfen und das Betreuungs- und Erziehungsverhalten von Vätern und Müttern getrennt untersucht bzw. verglichen werden.

Diese Beziehungserfahrungen in der (frühen) Kindheit prägen unseren Umgang mit anderen Menschen im weiteren Lebenslauf: unsere Freundschaften, das Vertrauen in andere Menschen und unsere Bereitschaft, uns sozial einzubringen. Die reine Anzahl an sozialen Beziehungen ist dabei nur wenig aussagekräftig. Vielmehr spielen auch deren Intensität und Qualität eine wichtige Rolle, welche wiederum sowohl von unseren Lebenslagen als auch den allgemeinen Rahmenbedingungen des Aufwachsens abhängen. Wichtige Sozialbeziehungen, die im Verlauf des Aufwachsens zunehmend an Bedeutung gewinnen, wie enge Freundschaften, werden in AID:A daher ebenso erfasst.

5.1 Mütterliches und väterliches Erziehungsverhalten im Kontext des eigenen Wohlbefindens

Hanna Maly-Motta, Christine Entleitner-Phleps, Anja Linberg und Sabine Walper

Mütter und Väter fühlen sich heute zunehmend unter Druck, die besten Startbedingungen für ihre Kinder – im Sinne einer optimalen Förderung – zu gewährleisten (BMFSFJ 2021). In diesem Zusammenhang überrascht es nicht, dass dem elterlichen Erziehungsverhalten (Parenting) ein besonderer Stellenwert beigemessen wird, spielt es doch eine entscheidende Rolle für die kindliche Entwicklung und das Wohlbefinden der Kinder (Maly-Motta 2023). Der AID:A-Survey 2023 bietet vielfältige Einblicke in zentrale Aspekte des Erziehungsverhaltens von Müttern und Vätern je nach den familiären Lebensbedingungen. Ziel dieses Beitrags ist es, Unterschiede zwischen Müttern und Vätern in drei Dimensionen des Erziehungsverhaltens, nämlich negativem, autonomieförderndem und kindzentriertem, zu beschreiben, und zu untersuchen, inwieweit elterliches Wohlbefinden damit in Beziehung steht.

In der Erziehungsstilforschung werden fünf bekannte Typen elterlicher Erziehung anhand des Ausmaßes von Lenkung bzw. Kontrolle und der Berücksichtigung kind-

licher Bedürfnisse unterschieden: ein autoritärer, ein überbehütender, ein permissiv/verwöhnender, ein vernachlässigender/uninvolvierter und ein autoritativ-partizipativer Erziehungsstil (Raithel/Dollinger/Hörmann 2009).

Der autoritativ-partizipative Erziehungsstil hat sich einheitlich als förderlich für die kindliche Entwicklung erwiesen (Larzelere/Morris/Harrist 2013). Neuere Forschung beschäftigt sich darüber hinaus mit unterschiedlichen Dimensionen von Erziehung (z. B. Unterstützung, positive Verstärkung, emotionale Wärme, strafende Disziplin, Kontrolle, Autonomieförderung) in unterschiedlichen Zusammensetzungen. Diese verschiedenen Dimensionen lassen sich einer grundsätzlich entwicklungshemmenden, negativen (harsh parenting) sowie entwicklungsfördernden, positiven Dimension (responsive oder positive parenting) zuordnen (Raithel/Dollinger/Hörmann 2009).

Das Erziehungsverhalten steht dabei in engem Zusammenhang mit individuellen Merkmalen der Eltern, des Kindes und des familiären Lebenskontextes (Taraban/Shaw 2018), insbesondere dem Geschlecht der Eltern:

Mütter zeigen beispielsweise stärkere Tendenzen, akzeptierender, autonomiefördernder, aber auch verhaltenskontrollierender oder überreagierender zu sein als Väter (Liel u. a. 2022; Yaffe 2020).

Jenseits dieser Unterschiede ist es sowohl Müttern als auch Vätern wichtig, die Erziehung eng an den Bedürfnissen und dem Wohl des Kindes auszurichten. Allerdings kann gerade dieser erhöhte Anspruch an Eltern (Intensive Parenting) zu Überforderung und Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens beitragen (BMBFSJ 2021). Erhöhter Stress oder Depressivität haben sich als Risikofaktoren für Einschränkungen des elterlichen Erziehungsverhaltens erwiesen und übertragen sich hierüber kurz- und langfristig auch negativ auf die kindliche Entwicklung (Maly-Motta 2023). Entsprechend erwarten wir, dass Eltern mit Belastungen ihres Wohlbefindens ein weniger positives Erziehungsverhalten berichten.

Erfassung des Erziehungsverhaltens und Wohlbefindens

In der verwendeten Stichprobe der AID:A 2023-Daten liegen Informationen zu 3.037 Müttern und 2.592 Vätern von 0- bis 17-jährigen Kindern zu den genannten Dimensionen vor. In 83 % der Fälle haben Mütter und Väter derselben Familie geantwortet, bei 17 % der Fälle liegt nur die Information der Mutter oder des Vaters vor, Informationen des zweiten Elternteils zum Erziehungsverhalten jedoch nicht. Es wurden keine alleinerziehenden Elternteile in die Analysen aufgenommen. In den Analysen wurden zehn Items zum Erziehungsverhalten verwendet, die Eltern auf einer Häufigkeitsskala von (1) „nie“ bis (6) „immer oder fast immer“ im Umgang mit ihren Kindern einschätzen sollten. Der AID:A-Survey erfasst, im Einklang

mit der neueren Erziehungsforschung, unterschiedliche Dimensionen elterlichen Erziehungsverhaltens, die sich grundsätzlich in positive oder negative Erziehungsverhaltensweisen einordnen lassen. So enthält das eher negative Erziehungsverhalten Aspekte strafenden und aufbrausenden Verhaltens (z. B. „Ich werde schnell wütend, wenn mein Kind nicht tut, was ich sage.“). Das grundsätzlich positive Erziehungsverhalten umfasst die Dimensionen emotionale Wärme (z. B. „Ich zeige meinem Kind, dass ich es gern habe.“) und Autonomieförderung (z. B. „Ich ermutige mein Kind, Dinge selbst zu machen und auszuprobieren.“).

Das elterliche Wohlbefinden wurde mittels des WHO-5 Well-being Index erfragt (z. B. „Ich habe mich während der letzten zwei Wochen fröhlich und gut gelaunt gefühlt“). Die Werte der gebildeten Skala reichen von 0 bis 100. Die Eltern wurden in zwei Gruppen nach einem offiziellen Cut-off Wert eingeteilt. In die Gruppe „niedriges Wohlbefinden“, mit Werten unter 50, fallen 20 % der Mütter und 13 % der Väter. Besonders niedrige Werte können eine klinisch relevante Depression anzeigen. In der Gruppe „hohes Wohlbefinden“ befinden sich alle Eltern mit Werten einschließlich oder über 50.

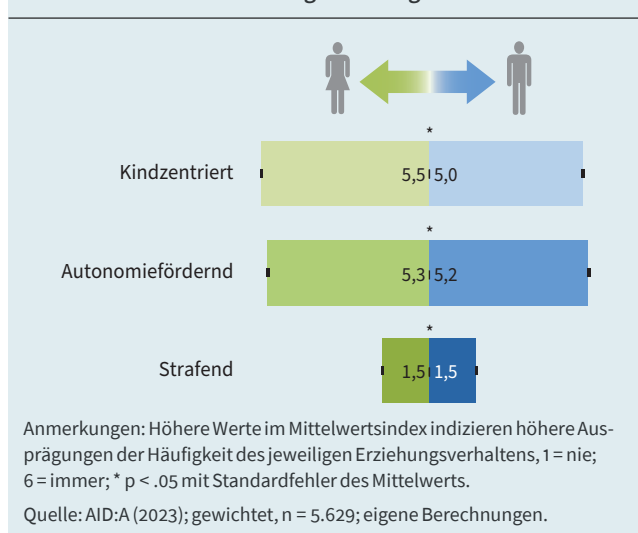
Geringe Unterschiede im Erziehungsverhalten

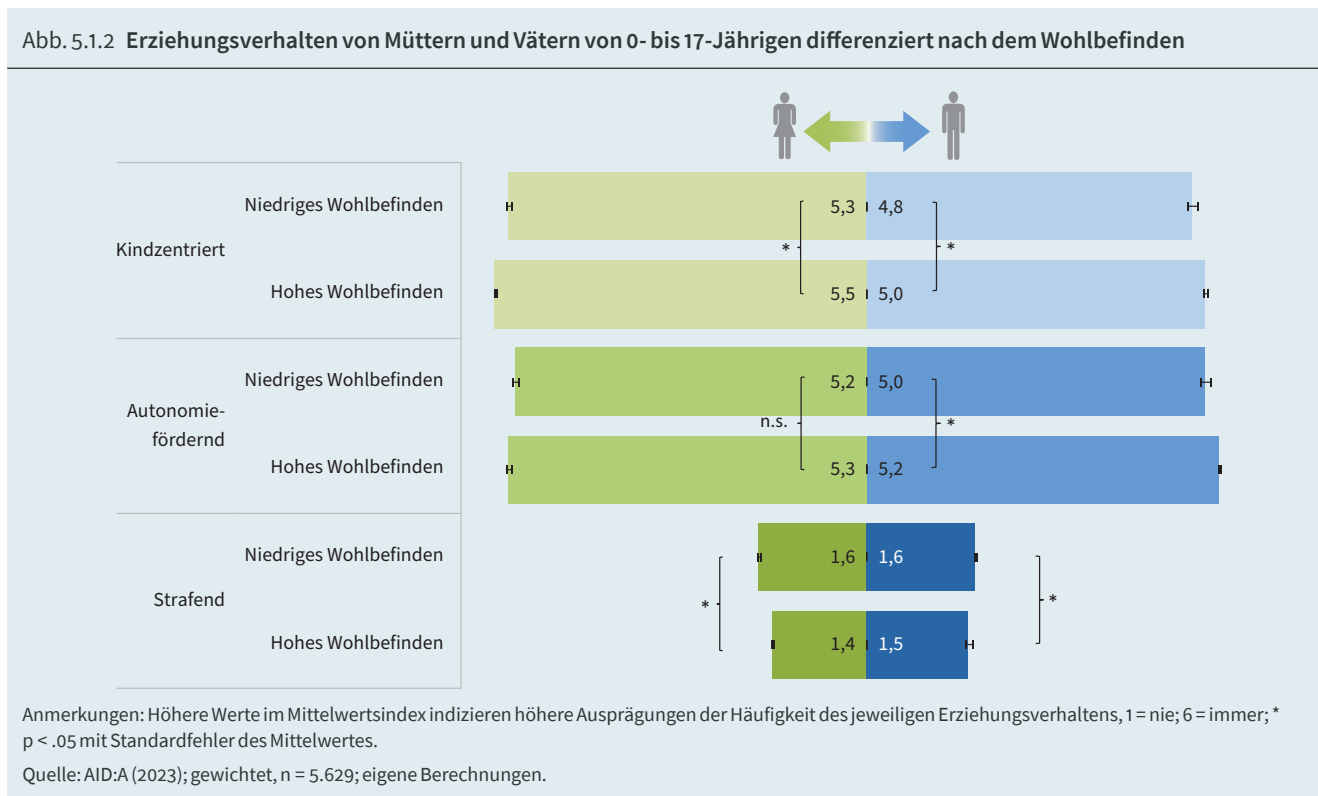
Die AID:A 2023-Daten bestätigen frühere Befunde (z. B. Yaffe 2020), dass sich Mütter signifikant häufiger kindzentrierter, autonomiefördernder und weniger streng im Umgang mit ihren Kindern einschätzen als Väter. Diese Unterschiede fallen jedoch gering aus und insgesamt überwiegt bei beiden Eltern eine hohe Kindzentrierung wie auch ein hohes Maß an Autonomieförderung (siehe Abb. 5.1.1).

Vergleicht man das Erziehungsverhalten von Eltern mit hohem und niedrigem Wohlbefinden (siehe Abb. 5.1.2), so zeigen sich ebenfalls signifikante Unterschiede: Sowohl Mütter als auch Väter mit reduziertem Wohlbefinden berichten etwas weniger kindzentriertes Erziehungsverhalten und gleichzeitig häufigeres strafendes Verhalten, dennoch scheint es ihnen mehrheitlich zu gelingen, ein insgesamt günstiges Erziehungsklima aufrechtzuerhalten, da sich die Werte nach wie vor auf einem hohen Niveau befinden.

Neben dem Wohlbefinden der Eltern gibt es weitere Lebensbedingungen, die in signifikantem Zusammenhang mit dem Erziehungsverhalten stehen, z. B. der Mangel an finanziellen Ressourcen und die damit häufig verbundenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten sowie die elterlichen Bildungsressourcen, die oft mit einem besseren Zugang zu Informationen über Unterstützungsangebote verbunden sind (BMBFSJ 2021; Taraban/Shaw 2018). So zeigen auch

Abb. 5.1.1 Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern von 0- bis 17-Jährigen im Vergleich





die AID:A 2023-Daten deutlich, dass es für Eltern mit formal niedrigerem Bildungsabschluss und Eltern unter ökonomischem Druck schwerer ist, in der Erziehung autonomiefördernd zu sein, wenngleich dies nicht für kindzentriertes und strafendes Verhalten gilt.

Fazit

Zusammenfassend sprechen die Befunde für geringe Unterschiede auf den drei untersuchten Dimensionen strafenden, kindzentrierten und autonomiefördernden Erziehungsverhaltens zwischen Müttern und Vätern. Gleichzeitig untermauern sie, wie wichtig bereits existierende Bestrebungen auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Formaten sind, die Erziehungskompetenzen sowohl von Müttern als auch Vätern nachhaltig zu stärken. Obwohl Väter als auch Mütter, wie eingangs angenommen, mit niedrigem Wohlbefinden weniger autonomiefördernd und kindzentriert in ihrem Erziehungsverhalten sind, fallen die Unterschiede gering aus. Das deutet darauf hin, dass sie dennoch ein gutes Erziehungsklima aufrechterhalten, um möglicherweise ihre Kinder nicht spüren zu lassen, wie belastet sie sind. Vielleicht ist aber auch umgekehrt das Bemühen um ein positives Erziehungsklima mit „Kosten“ für das elterliche Wohlbefinden verbunden. Beide Interpretationen werden sich in

weiterführenden Analysen mit AID:A-Längsschnittdaten prüfen lassen.

Literatur

- BMBFSJ – Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2021): Neunter Familienbericht „Eltern sein in Deutschland“. Berlin
- Larzelere, Robert E./Morris, Amanda Sheffield/Harrist, Amanda (Hrsg.) (2013): *Authoritative parenting: Synthesizing nurturance and discipline for optimal child development*. Washington, D.C
- Liel, Christoph/Seilbeck, Carolin/Lux, Ulrike/Lorenz, Simon/Ulrich, Susanne Marlene (2022): *Dysfunktionales Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern mit kleinen Kindern. Ergebnisse der Folgestudie Kinder in Deutschland – KiD 0–3*, 25. Jg., H. 1, S. 1529–1552
- Maly-Motta, Hanna (2023): *Gestresste Eltern. Belastungsaspekte in unterschiedlichen Entwicklungsphasen der Familie*. Wiesbaden
- Raithel, Jürgen/Dollinger, Bernd/Hörmann, Georg (2009): *Einführung Pädagogik. Begriffe – Strömungen – Klassiker – Fachrichtungen*. 3. überarb. Aufl. Wiesbaden
- Taraban, Lindsay/Shaw, Daniel S. (2018): *Parenting in context: Revisiting Belsky's classic process of parenting model in early childhood*. In: *Developmental Review*, 48. Jg., S. 55–81
- Yaffe, Yosi (2020): *Systematic review of the differences between mothers and fathers parenting styles and practices*. In: *Current Psychology*, S. 1–14

5.2 Gute Freundinnen und Freunde

Andreas Herz

Im Heranwachsen junger Menschen sind Beziehungen zu unterschiedlichen Personen von Bedeutung. Neben den Beziehungen zur Familie sind es insbesondere soziale Beziehungen zu Gleichaltrigen, welchen eine wesentliche Bedeutung für die Bewältigung der Kernherausforderungen des Jugendalters zukommt (Grunert 2022). Die Anzahl der Freund:innen wird dabei häufig zur Beschreibung dieser Peernetzwerke herangezogen, da hierüber zum Ausdruck kommt, wie umfangreich junge Menschen in Interaktion mit anderen treten können und welche Ressourcen potenziell über Beziehungen zur Verfügung stehen. Forschung hat wiederholt gezeigt, dass es Beziehungen zu engen und weiter entfernten Freund:innen sind, die im Jugendalter quantitativ an Bedeutung gewinnen und dass diese mit dem Alter und Geschlecht variieren (Wrzus u. a. 2013). Erstens ist mit der Anzahl an Freund:innen die Quantität als Struktureigenschaft von Peergefügen bei Jugendlichen beschrieben. Die Qualität der Freundschaften beispielsweise in Form von Anerkennung und wechselseitiger Unterstützung – also die Funktionen von Beziehungen – bleibt häufig außer Acht. Zweitens sind Peerbeziehungen, insbesondere deren Funktion, unzureichend vergleichend zwischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen beschrieben. Der Beitrag stellt daher folgende Fragen: Wie unterscheidet sich der Umfang an Freundschaftsbeziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter und in welchem Umfang leisten Peerbeziehungen soziale Unterstützung, wobei neben dem Alter auch Geschlecht als Vergleichsmerkmal herangezogen wird.

Erfassung von Freundschaftsbeziehungen

Um sowohl die Quantität als auch die Qualität von Freundschaftsbeziehungen zu erfassen, wurden in AID:A 2023 Fragen folgendermaßen eingeführt: „Im Folgenden geht es um deine guten Freundinnen und Freunde. Das sind Freundinnen und Freunde, auf die du dich verlassen kannst, wenn du sie brauchst.“ Die Größe des Freundschaftsnetzwerks wurde über die Frage „Wie viele gute Freundinnen und Freunde hast du etwa? Nicht eingeschlossen sind hier fester Freund / feste Freundin.“, also als Anzahl der Freund:innen erfasst. Als Antwort auf diese Frage konnten die Befragten eine Zahl nennen, die nicht vorab kategorisiert war. Sofern die Befragten angegeben haben, mindestens eine Freundin oder einen Freund zu haben, erfolgte eine Abfrage auf dyadischer Ebene für bis

zu drei Freundesbeziehungen. Hierzu wurde – um weitere Fragen für die Befragten übersichtlich zuordnen zu können – erst um Angabe von Namen oder Kürzeln der besten Freund:innen gefragt, die in den Folgefragen zu spezifischen Inhalten wieder eingeblendet wurden. Die Fragen zu den Freund:innen bezogen sich auf soziodemografische Informationen (z. B. Migrationshintergrund) und zur Beziehung zwischen den Befragten und deren Freund:innen (Dauer, Häufigkeit gemeinsam verbrachte Freizeit (siehe auch den Beitrag von Lisa Hasenbein und Andreas Herz in diesem Band, Kap. 7.3). Von den $n = 4.923$ befragten 12- bis 32-Jährigen machten 3 % keine Angabe zur Anzahl der Freund:innen ($n = 137$). Für diese Befragten erfolgte daher keine dyadische Freundschaftsabfrage. Wurde zur Anzahl eine oder zwei Freund:innen genannt, so bezog sich die dyadische Abfrage auf einen bzw. zwei Freund:innen. Innerhalb der dyadischen Abfrage geben 5 % ($n = 225$) keine Auskunft insbesondere bei der Nennung von Namen oder Kürzeln zu den Freund:innen, wodurch für insgesamt $n = 4.467$ 12- bis 32-Jährige dyadische Informationen für bis zu drei Freundschaftsbeziehungen vorliegen. Damit besteht mit AID:A 2023 eine Datenbasis zu Freundschaftsbeziehungen, welche Informationen zur Größe des Peernetzwerks aggregiert über die Anzahl der guten Freund:innen und für bis zu drei beste Freund:innen auf dyadischer Ebene umfasst.

Gute Freund:innen – Jugendliche etwas mehr als junge Erwachsene

Abbildung 5.2.1 zeigt die genannte Freundesanzahl anteilig für die jungen Menschen, die zwischen den 12- bis 32-Jährigen variiert. 2 % der jungen Menschen gaben an, keine guten Freund:innen zu haben. 7 % der Befragten haben einen guten Freund oder eine gute Freundin; 16 % haben zwei gute Freund:innen, 76 % Prozent der Befragten geben drei oder mehr Freund:innen an. Zehn oder mehr gute Freund:innen gaben etwa ein Zehntel der Befragten an. Am häufigsten wurden fünf Freund:innen von etwa einem Fünftel der jungen Menschen berichtet.

Im Mittel nannten die jungen Menschen vier gute Freund:innen (Median). Männliche Jugendliche (12 bis 17 Jahre) berichteten mit einem Mittel von 5 eine gute Freundin oder einen guten Freund mehr. Weibliche junge Erwachsene (18 bis 25 Jahre) mit einem Mittel von 3 eine gute Freundin oder einen guten Freund weniger gegenüber dem Gesamtmittel von 4. Entlang des arithmetischen

Mittels zeichnet sich weiterhin ab, dass die Anzahl der guten Freund:innen für junge Erwachsene (4,2) statistisch signifikant geringer ist als bei Jugendlichen (4,7). Die Anzahl unterstreicht einerseits im Einklang mit bisherigen Studien die Relevanz von Peers im Jugendalter und zeigt Differenzierungen zwischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Dabei muss offen bleiben, ob es die gleichen besten Freund:innen sind, von denen nur die besten im jungen Erwachsenenalter fortbestehen oder ob sich lediglich die Anzahl der guten Freund:innen beispielsweise aufgrund von gestiegenen Anforderungen in Arbeit und dem Eingehen partnerschaftlicher Beziehungen im Verlauf der Zeit reduziert und beste Freund:innen immer wieder ausgetauscht werden. Andererseits ist mit der reinen Anzahl der guten Freund:innen noch nicht benannt, welche Bedeutung diese für junge Menschen haben.

Unterstützung durch gute Freund:innen für junge Erwachsene häufiger als für Jugendliche

Ausgehend von der Anzahl der Freund:innen stellt sich damit die Frage nach der Qualität der Peergefüge. Mit einem Fokus auf soziale Unterstützung, die die jungen Menschen angeben, durch gute Freund:innen zu erfahren, betrachten wir deren Bedeutung. Dabei konzentrieren wir uns auf die emotionale Funktion sozialer Unterstützung (House 1987), womit Zuwendung, Trost und Beruhigung etwa in Form von Gesprächen über persön-

liche Dinge zusammengefasst ist. Hierzu werden Aussagen der dyadischen Abfrage zu einzelnen Freundschaftsbeziehungen für die Befragten danach zusammengefasst,

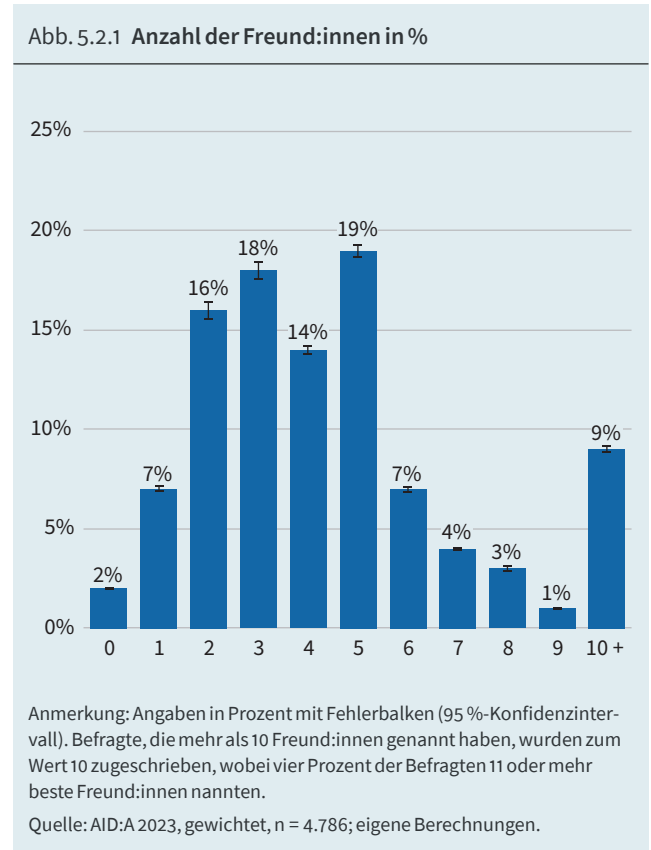
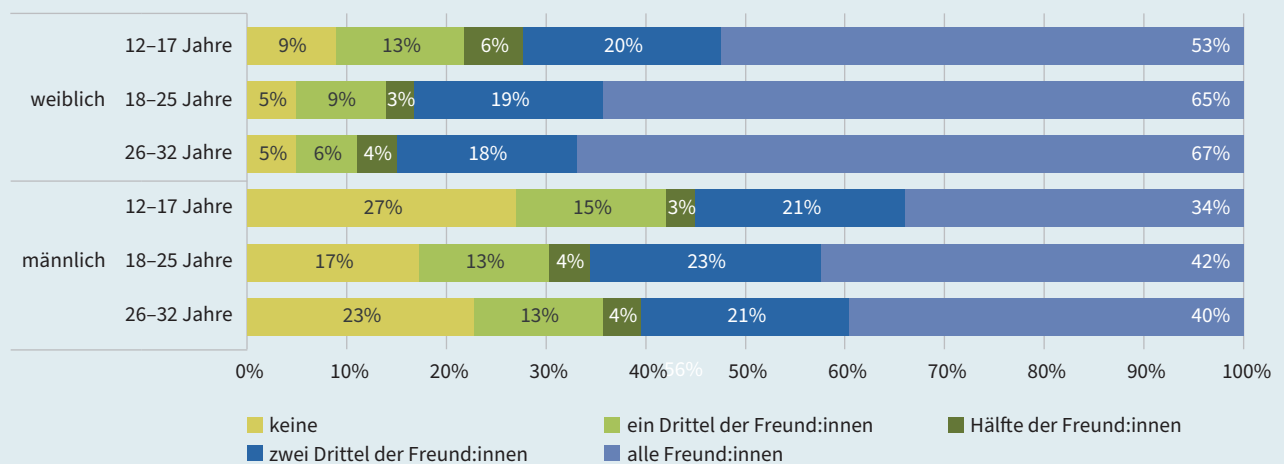


Abb. 5.2.2 Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit einem bestimmten Anteil ihrer besten Freund:innen „sehr oft“/„oft“ persönliche Dinge besprechen, nach Geschlecht und Altersgruppen



Anmerkungen: Die Frage lautete: „Wie oft sprichst du mit <NAME des Freundes/der Freundin> über persönliche Dinge?“, wobei die Antwortkategorien „sehr oft“ und „oft“ für bis zu drei gute Freund:innen zusammengefasst wurden. Die Kategorien „keine“, „ein Drittel der Freund:innen“, „Hälfte der Freund:innen“, „zwei Drittel der Freund:innen“ sowie „alle Freund:innen“ geben die aggregierten Angaben zu den besten Freund:innen an, die Befragte für bis zu drei Freundschaftsbeziehungen machen konnten. Abhängig von der genannten Anzahl der besten Freund:innen der Befragten, sind folgende Kategorien möglich: Bei drei besten Freund:innen sind die Kategorien „alle“, „zwei Drittel“, „ein Drittel“ oder „keine“ möglich; bei zwei besten Freund:innen sind „alle“, „Hälfte“, „keine“ möglich; bei einer besten Freundin oder einem besten Freund trifft entweder „alle“ oder „keine“ zu.

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, n = 2.329; eigene Berechnungen.

wie oft mit einzelnen Freund:innen über persönliche Dinge gesprochen wird („sehr oft“, „oft“, „manchmal“, „selten“, „nie“). Dargestellt wird folgend der Anteil der besten Freund:innen, mit denen „sehr oft“ oder „oft“ über persönlich wichtige Dinge gesprochen wird – d. h. der Anteil an Freund:innen, für die bei der Frage nach emotionaler Unterstützung eine der beiden höchsten Häufigkeitskategorien genannt wurden.

Die Hälfte der befragten jungen Menschen spricht mindestens „oft“ mit allen besten Freund:innen, 20 % mindestens „oft“ mit zwei Dritteln der Freund:innen über persönlich wichtige Dinge, was die Bedeutung von engen Freundschaftsbeziehungen für Jugendliche und junge Erwachsene deutlich aufzeigt. Nur ein geringer Anteil von 14 % der jungen Menschen tauscht mit keiner oder keinem der besten Freund:innen „sehr oft“ oder „oft“ emotionale Unterstützung aus.

Abbildung 5.2.2 zeigt den Anteil der besten Freund:innen, mit denen „sehr oft“ oder „oft“ über persönliche Dinge gesprochen wird differenziert nach Geschlecht und Altersgruppen.

In Abhängigkeit der Altersgruppen zeigt sich, dass der Anteil der Jugendlichen, die mit allen besten Freund:innen mindestens „oft“ über persönliche Dinge spricht, geringer ist als bei jungen Erwachsenen. Bei den weiblichen Befragten im Alter von 26 bis 32 Jahren sind es mit 67 % zwei Drittel, die mit allen Freund:innen „oft“ über persönlich wichtige Dinge sprechen – und damit deutlich mehr als bei weiblichen Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 17 Jahren mit 53 %. Bei männlichen Befragten ist mit 40 % der 26- bis 32-Jährigen der Anteil derer, die mindestens „oft“ mit allen Freund:innen über persönliche Dinge sprechen, ebenfalls höher als für männliche Jugendliche im Alter zwischen 12 und 17 Jahren mit einem Anteil von 34 %. Weiterhin zeigt sich ein Unterschied zwischen den Geschlechtern, da für alle Altersgruppen der Anteil an Befragten, die „oft“ oder „sehr oft“ mit allen Freund:innen emotionale Unterstützung austauschen, bei weiblichen Befragten höher ist.

Damit zeigen sich Unterschiede zwischen den Altersgruppen und dem Geschlecht, was aber insgesamt nicht die Bedeutung von guten Freund:innen mindert. Für die hier betrachtete emotionale Unterstützung sind für die Mehrheit der jungen Menschen Beziehungen zu den besten Freund:innen wichtig, was sich auch daran zeigt, dass nur 1 % der Befragten nie mit einer oder einem der genannten besten Freund:innen über persönlich wichtige Dinge spricht.

Fazit

Peernetzwerken kommt eine hohe Bedeutung im Jugendalter zu. Nicht nur für die Betrachtung deren Quantität, sondern auch für die Qualität von Beziehungen zu guten Freund:innen bietet der AID:A-Survey die Möglichkeit, Beschreibungen für Netzwerke Jugendlicher und junger Erwachsener anzustellen. Zusammengenommen zeigt sich, dass die Anzahl der guten Freund:innen zwar mit zunehmendem Alter etwas abnimmt, sich aber Unterschiede nach Geschlecht und Altersgruppen insbesondere für die Qualität – hier entlang der emotionalen Unterstützung durch Beziehungen – zeigen. Emotionale Unterstützung ist für junge Erwachsene häufiger Bestandteil von Freundschaftsgefügen als für Jugendliche sowie für Mädchen und junge Frauen häufiger als für männliche Befragte. Auch kann festgehalten werden, dass emotionale Unterstützung für die große Mehrheit der jungen Menschen (auch) von guten Freund:innen ausgeht. Der Unterschied zwischen den Altersgruppen mag unter anderem auf emotionalen Beistand in der Bearbeitung von Kernherausforderungen des Jugendalters hindeuten, wonach sich junge Erwachsene und weibliche junge Menschen stärker gesellschaftlichen Erwartungen gegenübersehen. Gleichzeitig bedeuten die Ergebnisse nicht, dass gute Freund:innen für Jugendliche und männliche Befragte nicht relevant sind, da mit dem Fokus auf emotionale Unterstützung nur eine Form sozialer Unterstützung neben z. B. dem Verbringen von gemeinsamer Freizeit dargestellt ist (siehe hierzu den Beitrag von Lisa Hasenbein und Andreas Herz in diesem Band, Kap. 7.3). Kritisch ist hervorzuheben, dass 2 % der Befragten angeben, keine guten Freund:innen zu haben – und so in der Bewältigung von Kernherausforderungen des Jugendalters potenziell auf andere Beziehungen zurückgreifen oder insgesamt weniger Unterstützung erfahren, weil ein Peergefüge nicht verfügbar ist.

Literatur

- Grunert, Cathleen (2022): Peerbeziehungen. In: Berngruber, Anne/ Gaupp, Nora (Hrsg.): *Erwachsenwerden heute. Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen*. Stuttgart, S. 103–112
- House, James S. (1987): Social Support and Social Structure. In: *Sociological Forum*, 2. Jg., H. 1, S. 135–146
- Wrzus, Cornelia/Hänel, Martha/Wagner, Jenny/Neyer, Franz J. (2013): Social network changes and life events across the life span: a meta-analysis. In: *Psychological Bulletin*, 139. Jg., H. 1, S. 53–80

5.3 Betreuung der Kinder durch ihre Väter mit Blick auf Zeit und Rahmenbedingungen

Thomas Eichhorn und Claudia Zerle-Elsäßer

Das politische und gesellschaftliche Ziel einer partnerschaftlicheren Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit kann nur durch ein stärkeres Engagement von Vätern im Rahmen der Kinderbetreuung verwirklicht werden (BMFSFJ 2023). Bisherige Forschung hat gezeigt, dass ein stärkeres Involvement von Vätern mit und für ihre Kinder von zentralen Rahmenbedingungen abhängt: Von den väterlichen Einstellungen und Geschlechterrollenvorstellungen, von der Arbeitsmarktintegration bzw. der Erwerbstätigkeit der Väter – und von ihren Partnerinnen (Zerle-Elsäßer/Li 2017). An all diesen Stellschrauben wurde in den letzten Jahren gedreht: Die gesellschaftlichen Vorstellungen haben sich in Richtung einer wohlwollenden bis fördernden Grundhaltung zu einer aktiven Vaterschaft entwickelt (Martín-García/Seiz/Castro-Martín 2023; Harrington 2022). Mütter steigen heute früher und umfassender nach der Geburt der Kinder wieder in den Arbeitsmarkt ein (BMFSFJ 2024) und Väter nehmen sich mehr Auszeiten im Rahmen der Elternzeit (Destatis 2023). Gleichzeitig hat der Ausbau der Kinderbetreuungsangebote zu besseren Möglichkeiten einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung geführt. Trotzdem wird deutlich, dass sich

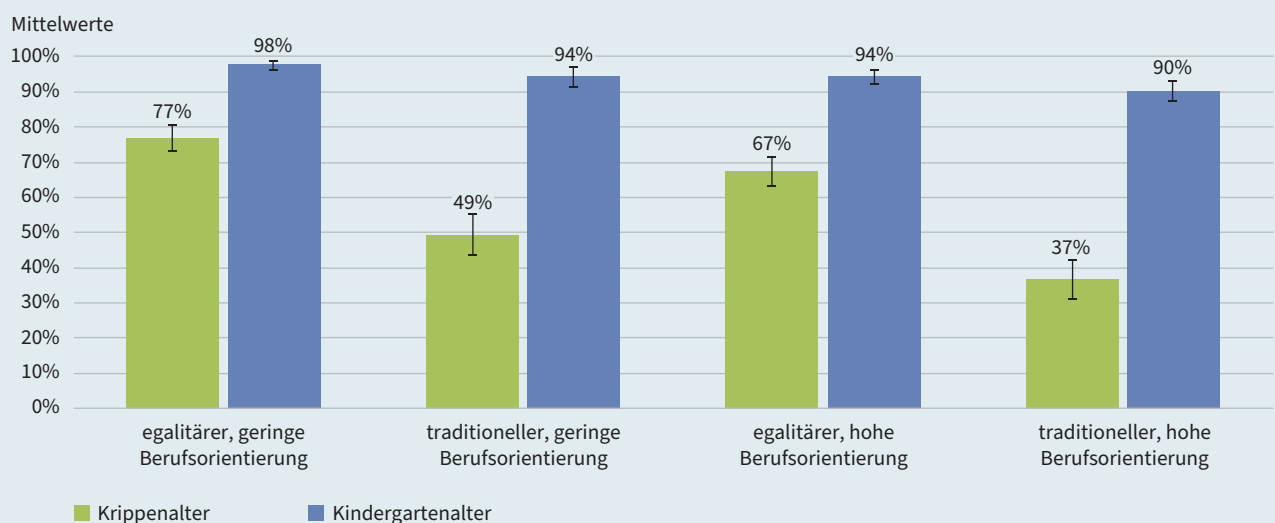
nur etwa ein Drittel der Paare die Kinderbetreuung gleichmäßig aufteilt und in nur etwas weniger als zwei Dritteln der Paare die Mutter den überwiegenden oder ganzen Teil der Kinderbetreuung übernimmt (Boll/Müller/Schüller 2023).

Wir stellen uns daher die Fragen, 1) welche Väter sich zeitlich mehr in die Kinderbetreuung einbringen als andere sowie 2) welche Väter sich ähnlich viele Stunden einbringen wie Mütter. Dabei gehen wir zunächst darauf ein, wie karriereorientiert die Väter der AID:A-Studie sind. Auch interessieren wir uns dafür, welche Einstellungen sie in Bezug auf Geschlechterrollen haben – und wie dies damit zusammenhängt, ob und wie lange sie für ihre Kinder eine (ganztägige) außerfamiliale Betreuung nutzen, worunter wir in diesem Beitrag neben Krippe und Kindergarten auch die Kindertagespflege fassen.

Wen wir befragt haben

Unsere Analyse basiert auf Angaben von 1.453 Vätern und ihren Partnerinnen mit mindestens einem noch nicht eingeschulten Kind, die gemeinsam in einem Haushalt leben

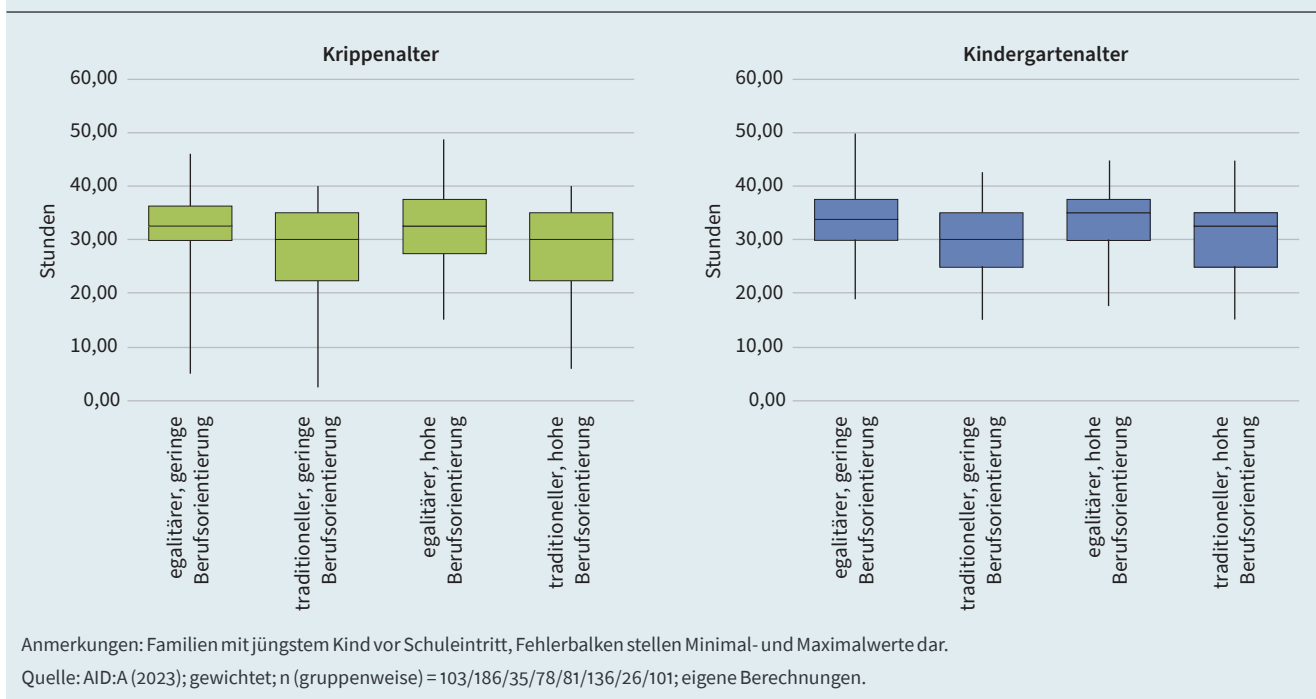
Abb. 5.3.1 Anteil der Väter, deren jüngste Kinder in institutioneller Betreuung sind nach Geschlechterrolleneinstellungen und Berufsorientierung des Vaters



Anmerkungen: Familien mit jüngstem Kind vor Schuleintritt, Fehlerbalken stellen Standardfehler dar.

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, n (gruppenweise) = 142/207/80/97/131/158/84/126; eigene Berechnungen.

Abb. 5.3.2 Wöchentlicher Betreuungsumfang des jüngsten Kindes unter allen außerfamilial betreuten Kindern nach Geschlechterrolleneinstellungen und Berufsorientierung des Vaters



und im Rahmen von AID:A 2023 befragt wurden. Sowohl die befragten Väter als auch ihre Partnerinnen haben dabei angegeben, in welchem Umfang sie an einem normalen Wochentag Zeit für die Betreuung ihrer Kinder aufbringen und in einer normalen Woche einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Darüber hinaus wurden sie gebeten anzugeben, wie wichtig ihnen ihr berufliches Vorankommen ist: (1) „(sehr) wichtig“ = hohe Berufsorientierung, (2) „teils-teils“ oder (3) „überhaupt nicht wichtig“ = geringe Berufsorientierung. Die Befragten sollten ebenfalls angeben, inwiefern sie denken, dass Männer und Frauen gleichermaßen geeignet sind, sich um ihre Kinder zu kümmern, gleich viel Verantwortung im Haushalt und für die Kinderbetreuung übernehmen und sich stärker um ihre Familie als um ihren Beruf kümmern sollten. Aus diesen Angaben berechneten wir einen Summenindex, den wir am Median teilten, um zwischen traditioneller und egalitärer eingestellten Vätern und Müttern zu unterscheiden. Außerdem wurden die befragten Eltern gebeten, über die Betreuungssituation ihrer Kinder Auskunft zu geben, d. h. ob und in welchem Umfang ihre Kinder außerfamilial betreut werden.

Einstellungen geben Aufschluss über Zeitverwendung

Zuerst betrachten wir, welche Faktoren einen Einfluss auf die Betreuungssituation der Kinder in den untersuchten Haushalten haben. Dabei lassen wir strukturelle Heraus-

forderungen wie die Verfügbarkeit von Betreuungsplätzen, die u. a. danach variiert, ob eine Familie auf dem Land, in der Stadt, in Ost- oder Westdeutschland lebt, unberücksichtigt und fokussieren zunächst die Einstellungen der Eltern. Wir beziehen uns in unseren Analysen immer auf das jüngste im Haushalt lebende Kind.

Es zeigt sich, dass sowohl die Geschlechterrolleneinstellungen der Väter sowie ihre Berufsorientierung eng damit zusammenhängen, ob ein Kind im Krippenalter in Betreuung geht oder nicht (siehe Abb. 5.3.1): Eine egalitäre Einstellung geht mit einem deutlich höheren Anteil an Kindern in Betreuung einher; einige Prozentpunkte Unterschied zeigen sich nochmal, wenn die Berufsorientierung niedrig ist. So sind 77 % der Kinder egalitär eingestellt und beruflich eher gering orientierter Väter in Betreuung, aber nur 67 % der Kinder mit egalitär eingestellten, aber gleichzeitig stark beruflich orientierten Vätern. Sind die Väter eher traditionell eingestellt und haben eine niedrige Berufsorientierung, sind nur 49 % der Kinder in Betreuung. Sind sie traditionell eingestellt und hoch beruflich orientiert, sind es nur noch 37%. Keine derart großen Unterschiede zeigen sich erwartungsgemäß im Kindergartenalter, denn dort sind, unabhängig von Berufs- und Geschlechterrollenorientierung, ca. 90 bis 100 % der Kinder in Betreuung.

Auch die Frage, ob die Kinder halb- oder ganztägig betreut werden, hängt mit den Einstellungen der Väter zusammen (siehe Abb. 5.3.2). So macht es sowohl für die gering beruflich orientierten, als auch für die stark beruflich

orientierten Väter einen Unterschied, ob sie eine egalitäre oder eine traditionellere Idee von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung haben. Die jüngsten Kinder von egalitäreren und geringer berufsorientierten Vätern werden in der Regel zwischen 30 und 37 Stunden (Krippenalter) bzw. 30 und 38 Stunden (Kindergartenalter) pro Woche betreut (unteres bis oberes Ende der Box umfasst 50 % der Väter dieser Gruppe). Demgegenüber werden die jüngsten Kinder der traditioneller eingestellten und geringer berufsorientierten Väter wöchentlich in der Regel zwischen 22 und 35 Stunden im Krippen- bzw. zwischen 25 und 35 Stunden im Kindergartenalter betreut. Die Werte/Unterschiede sind ähnlich bei den stark beruflich orientierten Vätern.

Nun beleuchten wir, welche Merkmale der befragten Väter und Mütter mit unterschiedlichen Zeitverwendungen für Erwerbsarbeit und institutioneller Kinderbetreuung zusammenhängen. Sowohl egalitärer als auch traditioneller eingestellte Väter arbeiten in Vollzeit, im Median um die 40 Stunden pro Woche. Auch in Abhängigkeit davon, ob ihre Partnerinnen egalitärer oder traditioneller eingestellt sind, ändert sich der Erwerbsumfang der Väter nicht (siehe Abb. 5.3.3). Wir sehen jedoch deutliche Unterschiede in den Erwerbsumfängen der Mütter, abhängig davon, ob nur diese selbst oder ob auch die Väter egalitärer eingestellt sind. Die Mütter arbeiten im Median 27 Stunden pro Woche, wenn sie selbst und die Väter egalitärer eingestellt sind, aber nur 20 Stunden pro Woche,

wenn die Väter egalitärer, sie selbst aber traditioneller eingestellt sind. Auch wenn die Väter traditioneller, sie selbst aber egalitärer eingestellt sind, arbeiten die Mütter im Schnitt nur 20 Stunden pro Woche. Im Median 4 Stunden pro Woche, also nur geringfügig bis gar nicht, arbeiten die Mütter, wenn sowohl der Vater als auch die Mutter traditioneller eingestellt sind.

Demgegenüber ist das Engagement der Väter in der Kinderbetreuung am höchsten, wenn sie selbst weniger als 38 Stunden pro Woche erwerbstätig sind (siehe Abb. 5.3.4). Dann können die Stunden, die sie selbst an der Kinderbetreuung beteiligt sind, im Mittel bis zu 4 bis 5 Stunden pro Tag betragen. Sie bleiben jedoch auch in dieser Konstellation weit hinter dem Engagement der Mütter zurück. Am egalitärsten zu den Müttern ist die Aufteilung, nach der die Kinder umfassend betreut sind (bis zu 30 Stunden pro Woche, am stärksten jedoch bei mehr als 30 Stunden pro Woche). Diese harmonischere Verteilung korrespondiert vor allem mit einem entsprechenden Rückgang der Stunden der Kinderbetreuung bei den Müttern.

Fazit

Väter sind heute nach wie vor überwiegend in Vollzeit erwerbstätig; trotzdem zeigen sich kleinere Unterschiede in den Stunden der Kinderbetreuung je nach Alter der Kinder, nach Umfang ihrer tatsächlichen Erwerbsstunden

Abb. 5.3.3 Tatsächliche Arbeitszeit nach Geschlechterrolleinstellungen im Elternpaar

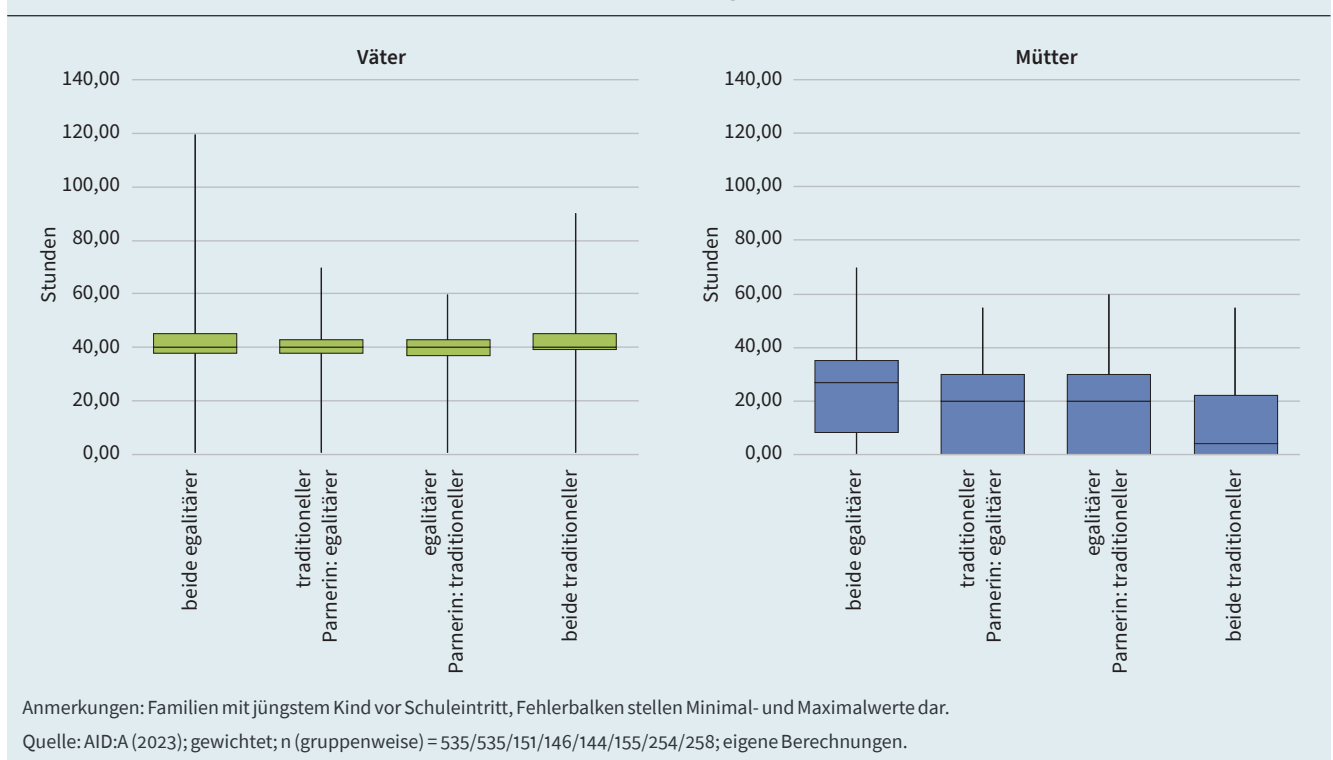
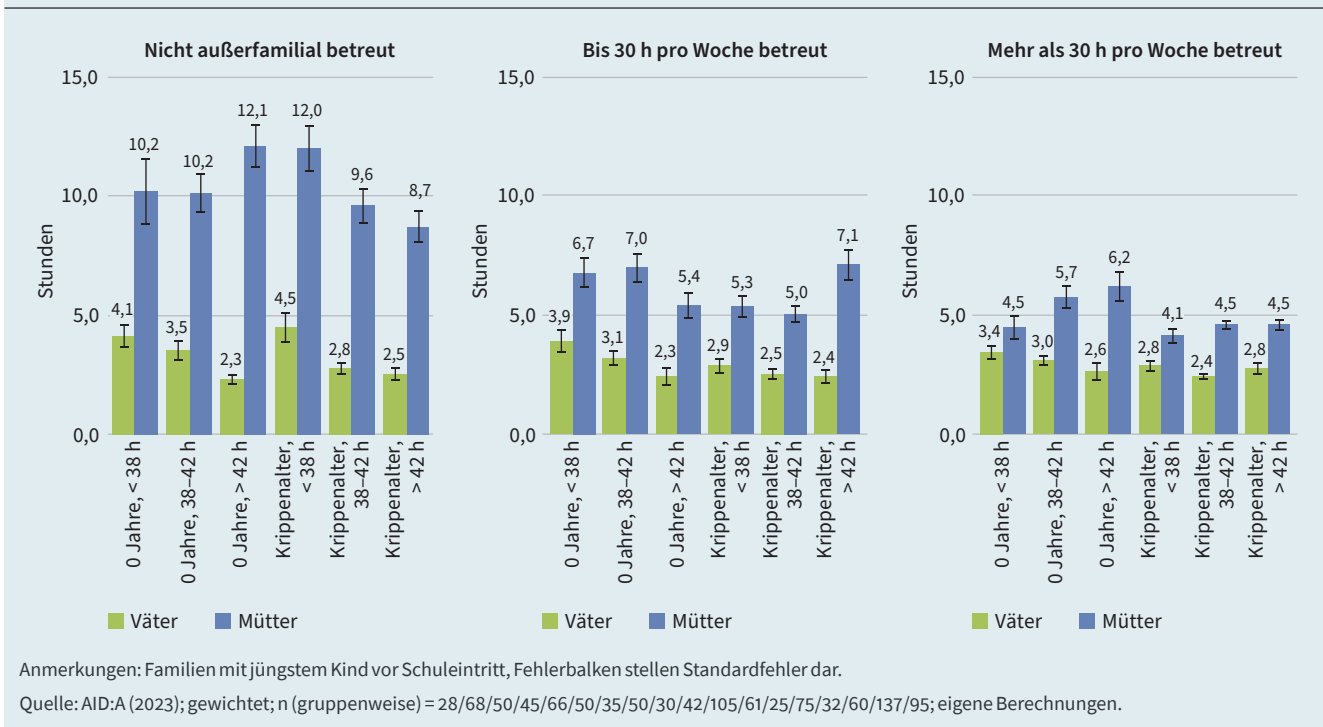


Abb. 5.3.4 Umfang der Kinderbetreuung zu Hause nach Erwerbsumfang des Vaters sowie Betreuungssituation und Alter des jüngsten Kindes



sowie der Frage, ob die Kinder (bereits) außerfamiliär betreut werden oder nicht. Am längsten bringen sich die Väter ein, wenn sie selbst weniger als 38 Stunden pro Woche erwerbstätig sind – besonders, wenn die Kinder noch nicht außerfamiliär betreut werden. Allerdings ist gerade in diesen Gruppen die Zahl der Stunden, welche die Mütter (zusätzlich) an Kinderbetreuung leisten, am höchsten und die Verteilung zwischen Müttern und Vätern damit am wenigsten harmonisch. Die Betreuung der Kinder bleibt in diesen Gruppen Familien- und damit häufig überwiegend Müttersache. Am vergleichbarsten zu ihren Partnerinnen bringen sich Väter ein, wenn die Kinder auch außerfamiliär mehr als 30 Stunden pro Woche betreut sind – getrieben durch die Zahl der Stunden, die dann auch ihre Partnerinnen erwerbstätig sind. Die Entscheidung für (mehr) institutionelle Betreuung treffen Paare wiederum am häufigsten dort, wo mindestens eine von beiden Personen eine egalitäre Vorstellung von Geschlechterrollen in der Familie hat, zumeist jedoch, wenn beide diese haben.

Was das kindbezogene Engagement von Vätern betrifft, wurde häufig eine starke Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit konstatiert. Die hier vorliegenden Ergebnisse zeigen nun, dass egalitäre Einstellungen von Vätern und Müttern, einhergehend mit einer geringeren Berufsorientierung des Vaters und einer guten Betreuungsinfrastruktur durchaus dazu beitragen können, eine egalitäre Zeitaufteilung von Paaren zu verwirklichen.

Literatur

- BMBFSJ – Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2023): Väterreport 2023. Berlin
- BMBFSJ – Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2024): Familienreport 2024. Berlin
- Boll, Christina/Müller, Dana/Schüller, Simone (2023): Neither backlash nor convergence: dynamics of intra-couple childcare division during the Covid-19 pandemic in Germany. In: Journal for Labour Market Research, 57. Jg., H. 1
- Destatis (2023): Statistik zum Elterngeld – Beendete Leistungsbezüge nach Geburtszeiträumen. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Elterngeld/Tabellen/zeitreihe-elterngeld.html> (19.06.2024)
- Harrington, Brad (2022): The New Dad: The Career-Caregiving Conundrum. In: Grau Grau, Marc/las Heras Maestro, Mireia/Riley Bowles, Hannah (Hrsg.): Engaged Fatherhood for Men, Families and Gender Equality. Healthcare, Social Policy, and Work Perspectives. Cham, S. 197–212
- Martín-García, Teresa/Seiz, Marta/Castro-Martín, Teresa (2023): Ideals and norms related to fatherhood in Europe: A comparative perspective from the European Social Survey. In: Journal of Family Research, 35. Jg., S. 17–36
- Zerle-Elsäßer, Claudia/Li, Xuan (2017): Väter im Familienalltag – Determinanten einer aktiven Vaterschaft. In: Journal of Family Research, 29. Jg., H. 1, S. 11–31

6 Bildung an vielfältigen Orten

Die vielfältigen Anregungen und Erfahrungen, die junge Menschen während des Aufwachsens machen, tragen alle gemeinsam zu ihrem erfolgreichen Aufwachsen und ihrer Bildung bei. Ein so breit gefasster Bildungsbegriff berücksichtigt die zentrale Stellung formaler Bildung in Schule, Hochschule und anderen Bildungsinstitutionen, betont aber auch die Bedeutung non-formaler und informeller Bildungsorte wie der Familie in frühester Kindheit, der Vereine, Horte oder Musikschulen neben der Schule sowie der Betriebe und Weiterbildungsangebote nach der Schule.

Angesichts einer verhältnismäßig guten Datenlage zur schulzentrierten Bildungsforschung in anderen Erhebungen blickt AID:A eher auf die außerschulische Bildung bzw. das Zusammenspiel der Kontexte im Aufwachsen. Gerade

in der gemeinsamen Betrachtung der elterlichen Unterstützung für das schulische Lernen, dem täglichen Wechsel zwischen Bildungsorten im Rahmen des Ganztags oder der Orchestrierung von Schule, Freunden und Freizeitaktivitäten wird die Kumulation von Erfahrungen analysierbar. Auch Peer-Netzwerke und Medien sind wichtige Lernorte für Heranwachsende und werden in AID:A berücksichtigt, in diesem Band jedoch in anderen Kapiteln betrachtet. Anhand seiner Anlage kann AID:A dabei auch Übergänge zwischen Bildungsabschnitten betrachten, innerfamiliäre Unterschiede in der Unterstützung für Bildungsaktivitäten der Kinder untersuchen sowie in den Blick nehmen, wie sich (junge) Eltern gezielt für ihre Elternrolle fortbilden.

6.1 Häusliche Schulunterstützung durch die Eltern

Hannah Sinja Steinberg

Auch ein Vierteljahrhundert nach dem ersten PISA-Schock bleibt in Deutschland der enge Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft der Familie und dem Bildungserfolg von Kindern bestehen (Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2024). In den letzten Jahren hat die Forschung zunehmend die Bedeutung herkunftsabhängiger Unterstützungsmöglichkeiten (primäre Effekte) hervorgehoben, die sich etwa in informellen Lernprozessen innerhalb der Familie manifestieren (Jude u. a. 2015; Lareau 2003). Ein zentraler Aspekt dieser informellen Bildungsprozesse ist das elterliche Schulinvolvement, das als Einsatz von Ressourcen wie Zeit und Energie für den schulischen Kontext der Kinder definiert wird (Epstein 1987). Dieses multidimensionale Konzept umfasst sowohl das schulbezogene Engagement der Eltern (schoolbased involvement) als auch deren Aktivitäten im häuslichen Umfeld (homebased involvement) (Barger u. a. 2019). Beides grenzt sich von anderen informellen Lernaktivitäten im familialen Kontext wie beispielsweise dem gemeinsamen Lesen oder Musizieren (siehe dazu den Beitrag von Anja Linberg und Hanna Maly-Motta in diesem Band, Kap. 6.3) ab.

Studien verweisen auf positive Zusammenhänge zwischen elterlichem Schulinvolvement und dem Bildungserfolg der Kinder (Barger u. a. 2019). Dabei zeigt sich, dass elterliches Schulinvolvement sozial differenziert ist: Sozial privilegierte Elternhäuser weisen oft ein höheres Engagement auf als benachteiligte Familien, was zur Verstärkung von Bildungsungleichheiten beitragen kann (Benner u. a. 2016). Bisherige empirische Studien fokussieren überwiegend das schulische Involvement eines Elternteils – zumeist der Mutter – und vernachlässigen damit eine umfassende Familienperspektive. Dies ist unter anderem deswegen problematisch, da das (Erziehungs-)Verhalten von Vätern und Müttern nicht notwendigerweise deckungsgleich ist und zudem differentielle Effekte auf die Kinder haben kann (siehe dazu den Beitrag von Anja Linberg und Hanna Maly-Motta in diesem Band, Kap. 6.3). Die Daten von AID:A 2023 erlauben es, diese Problemlage zu beleuchten, indem sie eine differenzierte Betrachtung des schulischen Involvements von Müttern und Vätern ermöglichen. Ziel dieses Beitrags ist es, erste Befunde dazu zu präsentieren und zugleich die Relevanz einer solchen Familienperspektive zu verdeutlichen.

Erfassung des elterlichen Schulinvolvements

Für die empirische Analyse des elterlichen Schulinvolvements liegen Daten zu 922 Grundschulkindern im Alter von 5 bis 12 Jahren aus 766 Familien vor, in denen beide Elternteile Angaben zu ihrer Schulunterstützung im häuslichen Umfeld (homebased involvement) gemacht haben. Diese umfasst Tätigkeiten wie das gemeinsame Besprechen von Aufgaben, die für die Schule erledigt werden müssen, sowie die Hilfestellung bei deren Bearbeitung durch die Eltern. Die Häufigkeit dieser Aktivitäten geben die Eltern für jedes ihrer Schulkinder auf einer sechsstufigen Skala an, die von (1) „nie“ bis (6) „täglich“ reicht.

Unterschiede in der häuslichen Schulunterstützung von Vätern und Müttern

Abbildung 6.1.1 illustriert die Verteilung der Häufigkeit der häuslichen Schulunterstützung, die Grundschul Kinder von ihren Vätern und Müttern erfahren. Dabei zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Elternteilen, insbesondere in Bezug auf die tägliche Einbindung: Tägliche

schulische Unterstützung wird häufiger von Müttern als von Vätern geleistet. Wöchentliche (aber nicht tägliche) Unterstützung in schulischen Angelegenheiten wird hingegen tendenziell eher von Vätern als von Müttern geleistet. Besonders hervorzuheben ist das hohe Engagement der Mütter bei der täglichen Besprechung von Aufgaben, die für die Schule erledigt werden müssen (Median = 6). Knapp drei Viertel der Mütter leisten diese Unterstützung täglich. Auch das Überprüfen, ob die Hausaufgaben erledigt wurden, wird von deutlich mehr als der Hälfte der Mütter täglich geleistet. Väter erreichen diese Häufigkeit des häuslichen Involvements hingegen in keiner der untersuchten Kategorien.

Familiäre Involvement-Konstellationen im Vergleich

In einem nächsten Schritt wird die Verteilung des mütterlichen und väterlichen Involvements genutzt, um eine Familienperspektive einzunehmen. Dabei wird untersucht, wie sich die kindspezifische Bildungsunterstützung von Müttern und Vätern innerhalb einer Familie darstellt. Für diese Analyse wurde getrennt für Mütter und

Abb. 6.1.1 Häusliche Schulunterstützung von Müttern und Vätern

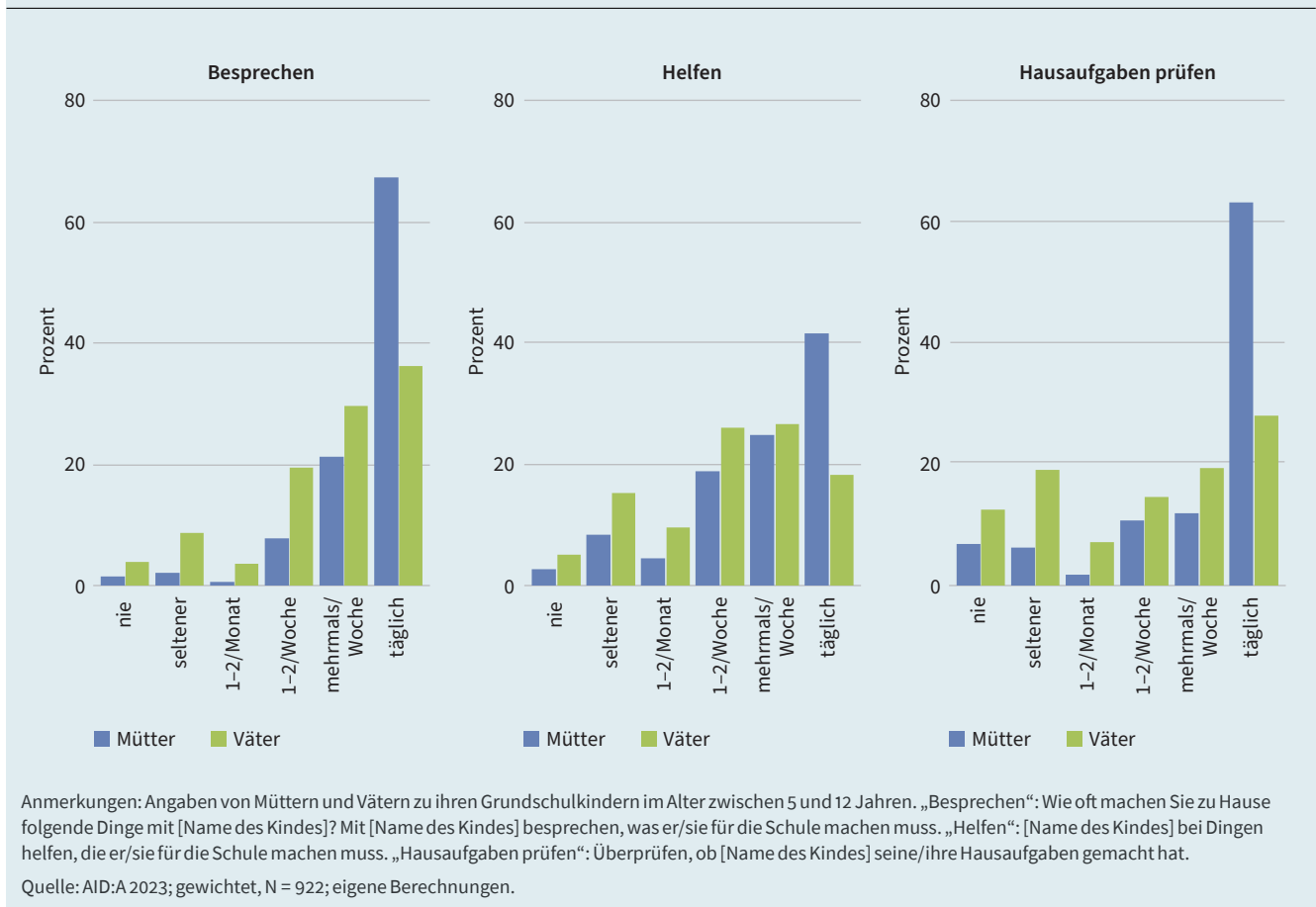
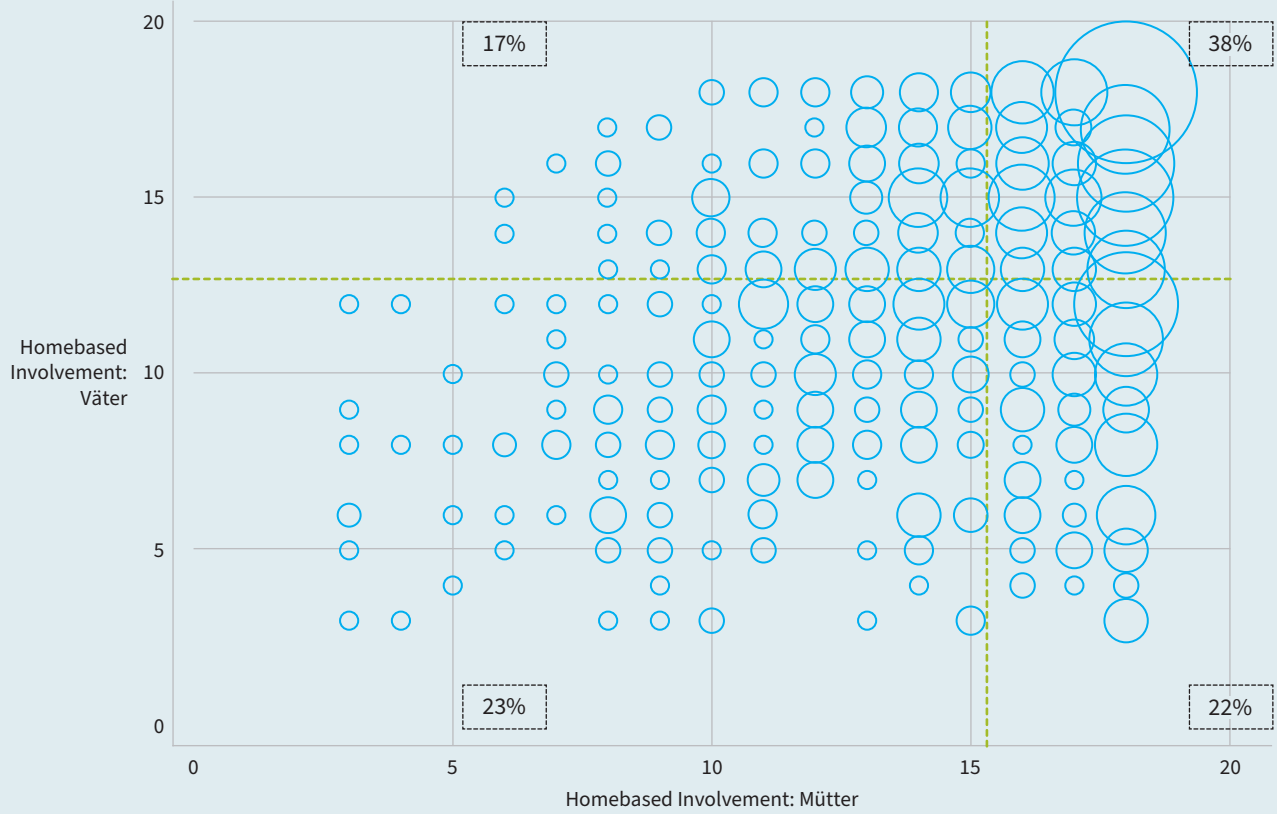


Abb. 6.1.2 Konstellationen häuslicher Schulunterstützung in der Familie



Anmerkungen: Angaben von Müttern und Vätern zu ihren Grundschulkindern im Alter zwischen 5 und 12 Jahren. Summenindex der mütterlichen bzw. väterlichen Bildungsunterstützung zuhause pro Grundschulkind im Haushalt. Je größer die jeweiligen Punkte, desto häufiger treten die entsprechenden Konstellationen von Vater- und Mutterangaben in den Daten auf. Werte oberhalb der grünen Linie spiegeln höhere Werte des väterlichen Involvements wider, während Werte rechts der grünen Linie höhere Werte der mütterlichen Unterstützung verdeutlichen.

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 922; eigene Berechnungen.

Väter ein Involvement-Faktor aus der Summe der pro Kind angegebenen Häufigkeiten der Schulinvolvement-Tätigkeiten „Besprechen“, „Helfen“ und „Hausaufgaben prüfen“ berechnet. Die mütterlichen und väterlichen Involvement-Faktoren können somit für jedes Kind gegenübergestellt werden, um die familiäre Bildungsunterstützung abzubilden.

Abbildung 6.1.2 veranschaulicht diese Gegenüberstellung, indem jeder Punkt im Koordinatensystem (mindestens) ein Kind repräsentiert, das durch den Wert des mütterlichen (x-Achse) und väterlichen (y-Achse) Involvement-Faktors gekennzeichnet ist. Werte, die jeweils über den Durchschnittswerten von Müttern bzw. Vätern liegen (grüne Linien), weisen auf ein häufigeres Involvement von Müttern bzw. Vätern hin, während Werte unterhalb dieses Mittelwertes auf ein selteneres elterliches Engagement schließen lassen. Die Ergebnisse zeigen, dass der größte Anteil der Grundschul Kinder (38 %) sowohl von ihren Müttern als auch von ihren Vätern häufig häusliche Bildungs-

unterstützung erhält. Kinder, deren Elternteile beide seltener als der Durchschnitt in die schulische Unterstützung zuhause eingebunden sind, stellen mit 23 % die zweitgrößte Gruppe dar. Nahezu gleich groß fällt die Gruppe aus, in denen vor allem die Mütter ein häufiges Involvement aufweisen, während das der Väter durchschnittlich geringer ist (22 %). Kinder, die bei schulbezogenen Aufgaben zuhause häufiger von ihren Vätern unterstützt werden, während die Mütter durchschnittlich seltener in diese Aufgaben eingebunden sind, sind mit 17 % vertreten. Insgesamt lässt sich aus diesen Befunden schließen, dass Studien, die allein das häusliche Engagement von Müttern betrachten, zu kurz greifen. Für die Abbildung familialer schulbezogener Bildungsunterstützung darf das väterliche Involvement nicht vernachlässigt werden.

Wie eingangs erwähnt, weisen Studien auf eine soziale Differenzierung des elterlichen Schulinvolvements hin. In Anknüpfung daran gibt Tabelle 6.1.1 einen ersten

Überblick über die Differenzierung der verschiedenen Involvement-Konstellationen in Abhängigkeit vom Bildungshintergrund der Eltern. Eine Annäherung daran, inwiefern Eltern ihre schulbezogene Unterstützungsleistung gezielt für den Schulerfolg ihrer Kinder einsetzen, können die elterlichen Aspirationen, d. h. die Bildungswünsche der Eltern für ihre Kinder, liefern. Auch hier lassen sich in Tabelle 6.1.1 Differenzierungen hinsichtlich des Schulinvolvements erkennen.

Es zeigt sich, dass Mütter mit einem höheren Bildungsabschluss tendenziell seltener in die schulische Unterstützung eingebunden sind. Zudem ist eine eher seltenere mütterliche Unterstützung mit relativ höheren Bildungs-

aspirationen seitens der Mütter assoziiert. Neben zeitlichen Einschränkungen aufgrund beruflicher Verpflichtungen könnten ein besserer Zugang zu externen Ressourcen wie Nachhilfe sowie eine höhere Erwartung an die Selbstständigkeit der Kinder Gründe für diese Befunde sein. Innerhalb der Gruppen mütterlichen Involvements zeigen sich interessante Differenzierungen je nach Involvement der Väter: Gegeben das Niveau mütterlichen Involvements, sind es die häufig unterstützenden Väter, die ein jeweils höheres Bildungsniveau aufweisen. Das relativ häufigere Involvement der Väter ist zudem mit höheren Bildungsaspirationen assoziiert.

Tab. 6.1.1 Unterschiedliche Merkmale familiärer Involvement-Konstellationen

	Involvement-Konstellationen			
	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4
Involvement-Faktor <i>Mutter</i> :	seltener	seltener	häufiger	häufiger
Involvement-Faktor <i>Vater</i> :	seltener	häufiger	seltener	häufiger
Bildung Mutter: mind. (Fach-)Hochschulreife	63	58	35	44
Bildung Vater: mind. (Fach-)Hochschulreife	56	61	37	48
Bildungsaspiration Mutter: Abitur	85	82	62	76
Bildungsaspiration Vater: Abitur	89	88	68	77

Anmerkungen: Mütter und Väter; Angaben in %; „Bildungsaspiration“: Welchen schulischen Abschluss wünschen Sie sich für [Name des Kindes]?

Quelle: AID:A 2023, gewichtet, N = 1.658 eigene Berechnungen.

Fazit

Der vorliegende Beitrag liefert einen ersten deskriptiven Überblick über die Verteilung und Dynamik des elterlichen Schulinvolvements im Familienkontext von Paarfamilien, wobei ein besonderer Fokus auf die Unterschiede zwischen mütterlichem und väterlichem Engagement gelegt wird. Die Ergebnisse zeigen, dass Mütter im Vergleich zu Vätern häufiger täglich in die schulische Unterstützung ihrer Grundschulkinder eingebunden sind. Die gemeinsame Analyse des mütterlichen und väterlichen Involvements offenbart zudem unterschiedliche Konstellationen des familiären Engagements. Die Mehrheit der Kinder erfährt ein hohes Engagement sowohl von Müttern als auch von Vätern, was auf eine starke gemeinsame Unterstützungsleistung beider Elternteile im schulischen Kontext hinweist. Im Vergleich fällt der Anteil an Kindern, bei denen beide Elternteile ein eher selteneres Schulinvolvement zeigen, deutlich geringer aus. Kinder, die durch ihre Mütter häufiger unterstützt werden, während die Väter

seltener einbezogen sind, sind zu einem ähnlichen Anteil vertreten wie Kinder mit einem häufigerem Engagement der Väter und einem geringeren Involvement der Mütter. Diese Verteilung verdeutlicht die Vielfalt elterlicher Unterstützungsstrukturen und legt nahe, dass sowohl das mütterliche als auch das väterliche Engagement wesentliche Faktoren für die schulische Unterstützung von Kindern darstellen.

Die weiterführende Analyse dieser familiären Konstellationen weisen auf komplexe Dynamiken innerhalb von Familien hin, bei der das Engagement von Müttern und Vätern unterschiedlich ausgeprägt und nicht selten komplementär ist. Ohne eine detaillierte Untersuchung der zugrundeliegenden Ursachen für diese unterschiedlichen Konstellationen betonen diese Ergebnisse die hohe Relevanz, beide elterlichen Perspektiven im Rahmen der Bildungsunterstützung zu berücksichtigen, um ein vollständiges Bild der elterlichen Involvement-Muster zu erhalten und mögliche Ungleichheiten in der schulischen Unterstützung zu erkennen. Diese Erkenntnisse tragen zu

einem besseren Verständnis der Familiendynamik bei und bieten Ansatzpunkte für zukünftige Forschung, die sowohl die Zusammensetzung dieser Gruppen sowie die Interdependenzen zwischen väterlichem und mütterlichem Verhalten adressiert. Im Rahmen von AID:A lassen sich darüber hinaus weitere Erkenntnisse etwa bezüglich der Bedeutung komplexer Stieffamilienkonstellationen oder Alleinerziehendenfamilien gewinnen.

Literatur

Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung (2024). Bildung in Deutschland 2024. Ein Indikatoren-gestützter Bericht mit einer Analyse zu beruflicher Bildung. Bielefeld

- Barger, Michael M./Kim, Elizabeth Moorman/Kuncel, Nathan R./Pomerantz, Eva M. (2019): The relation between parents' involvement in children's schooling and children's adjustment: A meta-analysis. In: *Psychological bulletin*, 145. Jg., H. 9, S. 855–890
- Benner, Aprile D./Boyle, Alaina E./Sadler, Sydney (2016): Parental involvement and adolescents' educational success: The roles of prior achievement and socioeconomic status. In: *Journal of youth and adolescence*, 45. Jg., H. 6, S. 1053–1064
- Epstein, Joyce L. (1987): Parent Involvement. In: *Education and Urban Society*, 19. Jg., H. 2, S. 119–136
- Jude, Nina/Hertel, Silke/Kuger, Susanne/Sälzer, Christine (2016): Die Lernumgebung in der Familie und die elterliche Unterstützung. In: Schiepe-Tiska, Anja/Köller, Olaf/Sälzer, Christiane/Klieme, Eckhard/Reiss, Kristina (Hrsg.): PISA 2015. Eine Studie zwischen Kontinuität und Innovation. Münster

6.2 Perspektiven nach der Schule

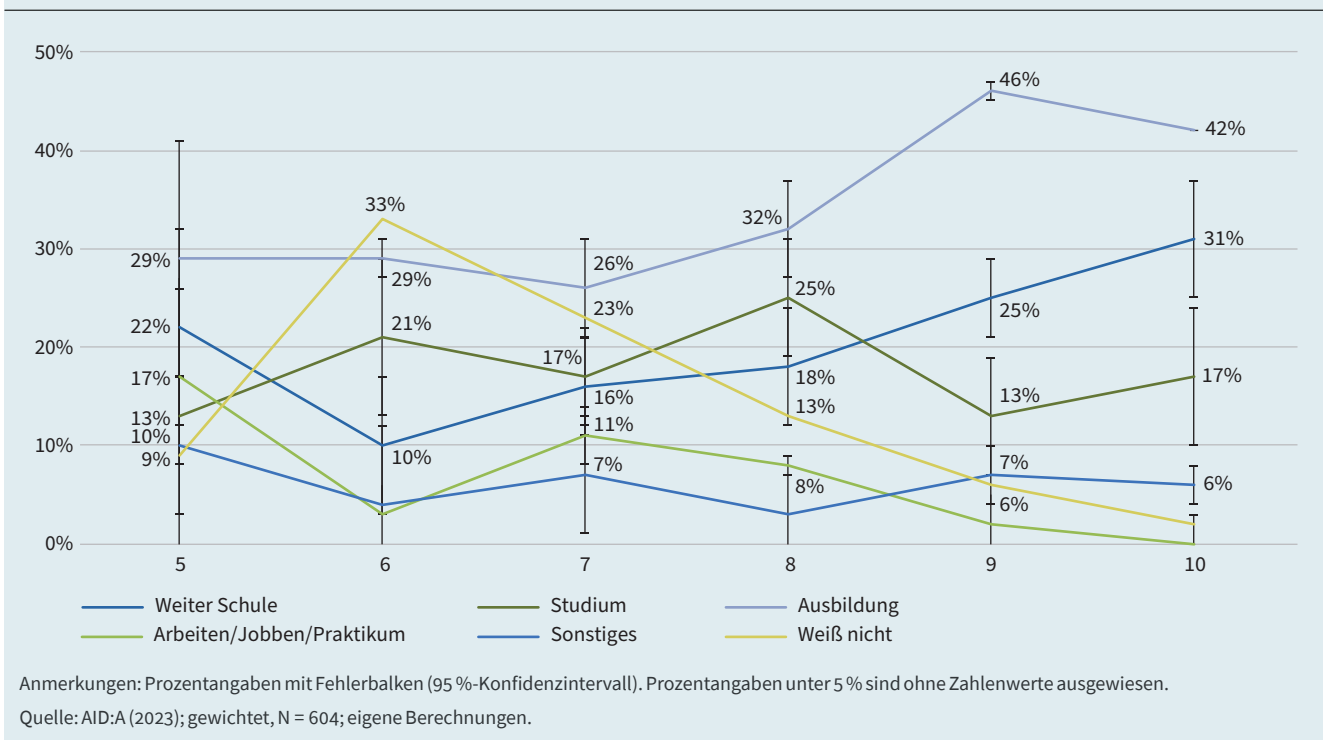
Stefan Hofherr

Die Entwicklung beruflicher Perspektiven stellt eine zentrale Aufgabe des Jugendalters dar. Nachdem Schülerinnen und Schüler zum ersten Mal eine allgemeinbildende Schule verlassen haben, steht diesen eine Reihe von direkten Anschlussoptionen offen (Michaelis u. a. 2022): Sie können weiter eine allgemeinbildende oder berufliche Schule besuchen, um einen (höheren) Schulabschluss zu erlangen, eine Berufsausbildung beginnen oder ein Studium aufnehmen. Diese Bildungsangebote beginnen jeweils zu institutionell festgelegten Zeitpunkten (z. B. zum Start eines neuen Schuljahres oder eines Semesters). Bevor Schulabsolventinnen und Schulabsolventen ein solches Bildungsangebot beginnen, können sie auch zeitlich flexiblere nicht bildungsbezogenen Tätigkeiten ausüben wie einen Freiwilligendienst im In- oder Ausland oder das Sammeln erster Berufserfahrungen beim Jobben oder in einem Praktikum. Nachschulische Bildungsangebote sind dabei nicht allen Jugendlichen zugänglich, sondern unterliegen Zugangsbeschränkungen. So setzt beispielsweise ein Studium den Erwerb der (Fach-)Hochschulreife voraus oder eine duale Berufsausbildung einen erfolgreichen Bewerbungsprozess bei einem Ausbildungsbetrieb. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, welche Anschlussperspektive Schülerinnen und Schüler sich unmittelbar für die Zeit nach dem erstmaligen Verlassen der Schule wünschen.

Besuchte Schulart zentral für die Perspektiven nach der Schule

Der Forschungsstand zeigt, dass Schülerinnen und Schüler verschiedener Schularten sich stark in ihren Plänen für die Zeit nach der Schule unterscheiden. So streben unter Schülerinnen und Schülern in den Abschlussklassenstufen 9 und 10 an Mittelschulen in Bayern 25 % einen weiteren Schulbesuch an, 64 % die Aufnahme einer Berufsausbildung und 7 % wissen noch nicht, was sie tun möchten (Braun/Lex/Steiner 2019). Schülerinnen und Schüler aus dem gesamten Bundesgebiet, die im aktuellen Schuljahr den Erwerb einer (Fach-)Hochschulreife anstreben, möchten dagegen zu 67 % ein Studium, und nur zu 23 % eine Berufsausbildung beginnen (Schneider u. a. 2017). In beiden Studien wurden Schülerinnen und Schüler verschiedener Schularten am Ende ihrer Schulzeit über ihre Perspektive für die Zeit direkt nach der Schule befragt. Wenig ist dagegen bekannt, wie sich diese Perspektive im Laufe der Sekundarstufe entwickelt. Der Beitrag geht deswegen folgenden Fragestellungen nach: Welche Perspektive nach der Schule haben Schülerinnen und Schüler und wie unterscheidet sich diese nach besuchtem Bildungsgang und Klassenstufe? Wie unterscheidet sich diese Perspektive am Ende der Schulzeit nach dem Geschlecht und dem Migrationshintergrund der Schülerinnen und Schüler?

Abb. 6.2.1 Perspektiven nach der Schule in nicht-gymnasialen Bildungsgängen nach Klassenstufen in %



Erfassung von Perspektiven nach der Schule in AID:A 2023

Die Frage nach der Perspektive für die Zeit unmittelbar nach der Schule haben in AID:A 2023 alle Schülerinnen und Schüler zwischen 12 und 21 Jahren beantwortet. Unter acht Plänen konnte eine Antwortkategorie ausgewählt werden, wobei für die folgenden Analysen die Kategorien „arbeiten oder jobben“ und „Praktikum“ zusammengefasst wurden. Es wird davon ausgegangen, dass Jugendliche aus einer dieser beiden Kategorien nach der Schule erst einmal berufliche Erfahrungen sammeln und/oder Geld verdienen möchten. Außerdem wurden die Kategorien „Freiwilligendienst“, „Work & Travel“ und „Sonstiges“ zusammengefasst. Es wird davon ausgegangen, dass Jugendliche aus einer dieser Kategorien nach der Schule erstmal eine Auszeit nehmen wollen und nicht direkt eine (Aus-)Bildungs- oder Erwerbsepisode beginnen möchten. In den Analysen wird außerdem „Weiß nicht“ als inhaltliche Kategorie ausgewiesen, um auch Jugendliche zu erfassen, welche sich noch unsicher sind bezüglich ihrer nachschulischen Perspektive.

Die Perspektive wird dabei vor allem durch den aktuell besuchten Bildungsgang der Schülerinnen und Schüler geprägt (Bittmann 2021): So setzt beispielsweise die Aufnahme eines Studiums voraus, dass vorab die (Fach-) Hochschulreife erworben wurde. Es werden im Folgenden zwei Bildungsgänge unterschieden: Nicht-gymna-

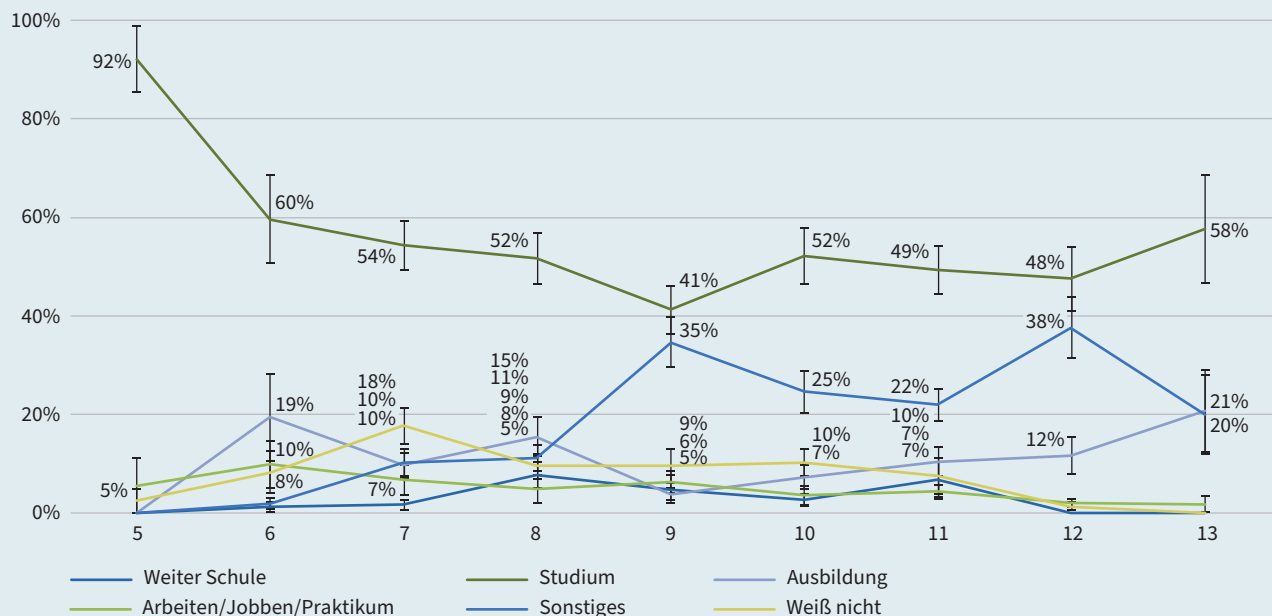
siale Bildungsgänge umfassen die Schularten Hauptschule, Realschule, verbundene Haupt- und Realschule sowie Gesamtschule, falls die Jugendlichen dort einen Haupt- oder Realschulzweig besuchen. Gymnasiale Bildungsgänge existieren an Gymnasien sowie an gymnasialen Zweigen von Gesamtschulen.

Perspektiven nach der Schule an nicht-gymnasialen und gymnasialen Bildungsgängen

In den Abbildungen 6.2.1 und 6.2.2 sind die Antworten der befragten Schülerinnen und Schüler aus den beiden Bildungsgängen und verschiedenen Klassenstufen dargestellt:

Man erkennt in Abbildung 6.2.1, dass der größte Anteil der Befragten in allen Klassenstufen in nicht-gymnasialen Bildungsgängen nach der Schule eine Ausbildung beginnen möchte. Dieser Anteil steigt in den Abschlussklassenstufen 9 und 10 noch einmal auf knapp die Hälfte an. Ein Grund könnte darin liegen, dass Jugendliche in den 9. und 10. Klassenstufen durch Berufsorientierungsmaßnahmen und Praktika bereits einen konkreten Berufswunsch entwickelt haben und sich bereits im Bewerbungsprozess um einen Ausbildungsplatz befinden. Der zweitgrößte Anteil der Schülerinnen und Schüler möchte weiter zur Schule gehen, um vermutlich einen höheren Schulabschluss zu erreichen. In höheren Klassenstufen steigen

Abb. 6.2.2 Perspektiven nach der Schule in gymnasialen Bildungsgängen nach Klassenstufen in %



Anmerkungen: Prozentangaben mit Fehlerbalken (95%-Konfidenzintervall). Prozentangaben unter 5 % sind ohne Zahlenwerte ausgewiesen.

Quelle: AID:A (2023); gewichtet, N = 1.149; eigene Berechnungen.

diese beiden Anteile an, währenddessen der Anteil an Jugendlichen ohne konkreten nachschulischen Plan („Weiß nicht“) kontinuierlich abnimmt. Erfreulich ist, dass am Ende der Sekundarstufe I in Klassenstufe 9 bzw. 10 nur 6 bzw. 2 % noch nicht wissen, was sie nach der Schule tun möchten. Nur eine sehr kleine Minderheit verlässt damit die Schule ohne konkreten Anschlussplan. Bemerkenswert ist, dass der drittgrößte Anteil aus Schülerinnen und Schülern besteht, welche ein Studium aufnehmen möchten und damit hohe Bildungsaspirationen äußern. Diese müssen aber in einem ersten Schritt an derselben oder einer anderen Schule die (Fach-)Hochschulreife erwerben, bevor sie diese Studienperspektive realisieren können.

Die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler in gymnasialen Bildungsgängen will in jeder Klassenstufe am liebsten nach der Schule ein Studium beginnen. Allerdings nimmt der Studienwunsch von Klassenstufe 5 mit 92 % ab auf 48 % in Klassenstufe 12, bevor er in Klassenstufe 13 wieder auf 58 % ansteigt. Über alle Klassenstufen hinweg möchten rund 11 % der Schülerinnen und Schüler eine Ausbildung beginnen, wobei dieser Anteil mit 21 % in Klassenstufe 13 am höchsten ausfällt. Gegenläufig ist die Entwicklung für sonstige Aktivitäten wie Freiwilligendienste oder Work & Travel, welche über die gesamte Gymnasialzeit von 0 % in Klassenstufe 5 auf 38 % in Klassenstufe 12 ansteigt, um in Klassenstufe 13 wieder auf 20 %

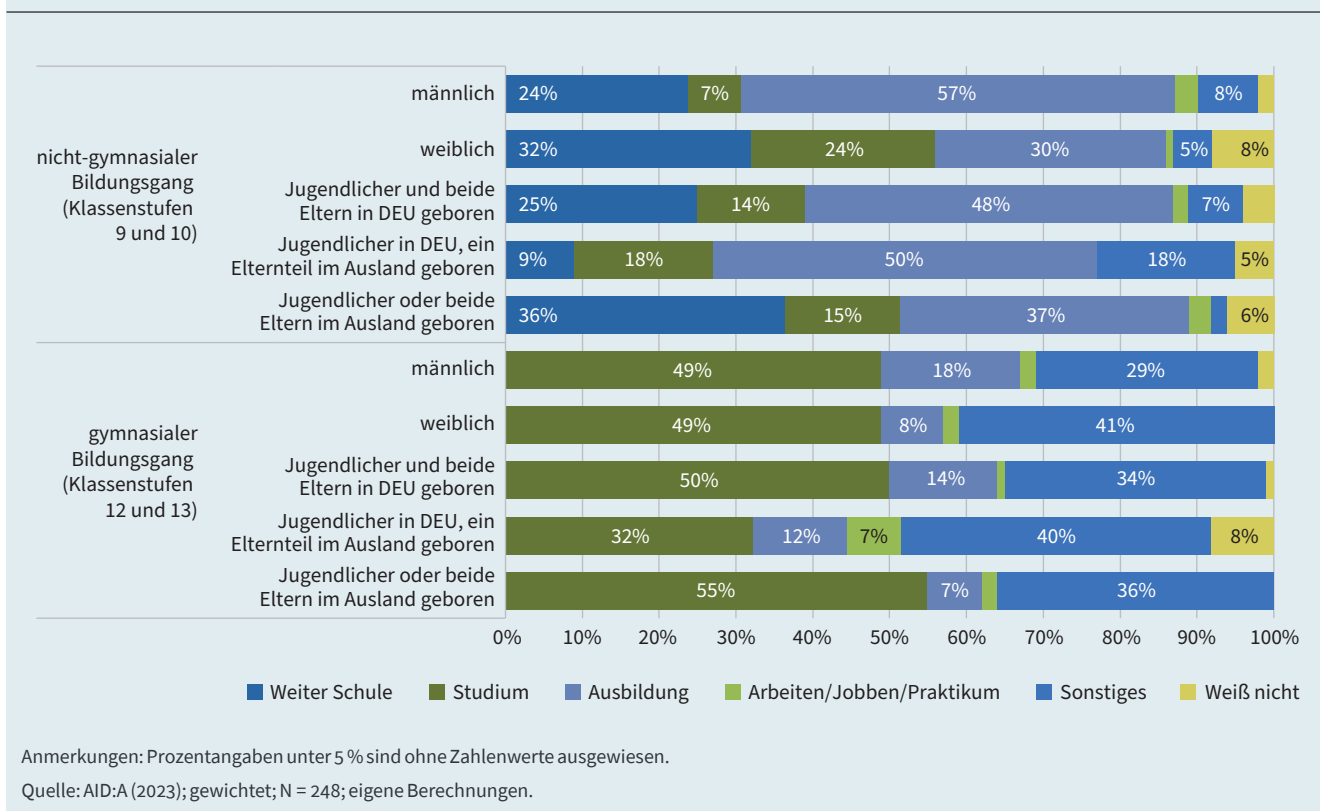
zu fallen. Auch in gymnasialen Bildungsgängen weiß nur 1 % der Schülerinnen und Schüler in Klassenstufe 12 und sogar noch weniger in Klassenstufe 13 gar nicht, was sie nach der Schulzeit machen möchten. Veränderungen zwischen Klassenstufen 12 und 13 sind inhaltlich schwierig zu interpretieren, weil sie möglicherweise auch Ausdruck unterschiedlicher bundesländerspezifischer Regelungen zum 8- bzw. 9-jährigen Gymnasium sein können (Kultusministerkonferenz 2024).

Beim Vergleich der beiden Bildungsgänge fällt auf, dass am Ende der Schulzeit die meisten Schülerinnen und Schüler eine Bildungsaktivität anstreben, wobei in nicht-gymnasialen Bildungsgängen eine Ausbildung, in gymnasialen dagegen ein Studium die wichtigste Anschlussoption ist. In beiden Bildungsgängen geht im Laufe der Schulzeit der Anteil der Jugendlichen zurück, welcher sich noch nicht für einen Anschluss entschieden hat. Die meisten haben dadurch am Ende ihrer Schulzeit eine konkrete Vorstellung davon, was sie unmittelbar nach der Schule machen möchten.

Soziodemografische Unterschiede in den Perspektiven nach der Schule am Ende der Schulzeit

Zuletzt soll betrachtet werden, inwiefern sich die nachschulische Perspektive der Schülerinnen und Schüler am

Abb. 6.2.3 Perspektiven nach der Schule in den Abschlussklassenstufen in nicht-gymnasialen und gymnasialen Bildungsgängen nach Soziodemografie in %



Ende der Schulzeit nach ausgewählten Personenmerkmalen unterscheiden.

Nicht-gymnasiale Bildungsgänge: Statistisch signifikante Unterschiede in den nachschulischen Perspektiven finden sich in den Abschlussklassen beim Geschlecht ($X^2(5) = 31,911, p = 0,002$), jedoch nicht beim Migrationshintergrund ($X^2(10) = 15,541, p = 0,364$): Jungen möchten fast doppelt so häufig wie Mädchen eine Berufsausbildung beginnen (57 % vs. 30 %), während Mädchen dagegen häufiger weiter eine Schule besuchen oder ein Studium beginnen möchten, also hohe Bildungsaspirationen aufweisen. Mädchen wissen allerdings zugleich viel häufiger noch nicht, was sie unmittelbar nach der Schule machen möchten (8 % vs. 2 %).

Gymnasiale Bildungsgänge: In den Abschlussklassen finden sich bezüglich der nachschulischen Perspektiven keine Unterschiede hinsichtlich des Geschlechts der Befragten ($X^2(4) = 6,766, p = 0,326$) und Jugendliche unterschiedlicher kultureller Hintergründe ($X^2(8) = 12,218, p = 0,274$).

Während es in gymnasialen Bildungsgängen nur marginale Unterschiede im Studienwunsch zwischen Schülerinnen und Schülern gibt, äußern Schülerinnen in nicht-gymnasialen Bildungsgängen höhere Bildungsaspirationen, weil sie häufiger weiter die Schule besuchen oder ein Studium beginnen möchten.

Fazit

Die Ergebnisse des Beitrags zeigen, dass die nachschulischen Perspektiven von Schülerinnen und Schülern vor allem durch ihren besuchten Bildungsgang geprägt werden: Jugendliche in nicht-gymnasialen Bildungsgängen streben vor allem eine Berufsausbildung oder einen weiteren Schulbesuch an, während in gymnasialen Bildungsgängen ein Studium der vorrangige Anschlusswunsch ist. Allerdings spielen auch soziodemografische Merkmale teilweise eine Rolle: So möchten in nicht-gymnasialen Bildungsgängen Jungen häufiger eine Ausbildung beginnen, während Mädchen einen weiteren Schulbesuch oder ein Studium präferieren. Positiv ist, dass der Anteil der Jugendlichen ohne konkrete Anschlussperspektive in beiden Bildungsgängen über die Sekundarschulzeit konstant abnimmt. Allerdings gibt es auch hier wieder Geschlechtsunterschiede: Mädchen haben am Ende der Schulzeit etwas häufiger noch keine Perspektive für die Zeit nach der Schule. Dieses Ergebnis legt nahe, dass auch Jugendliche in derselben Klassenstufe unterschiedlich weit im Entscheidungsprozess für die Zeit nach der Schule sein können und Berufsorientierungsmaßnahmen in der Schule deswegen individuell auf die Schülerinnen und Schüler angepasst werden sollten (Ohlemann 2020). Forschungsarbeiten im Längsschnitt sollten zukünftig

untersuchen, ob die geäußerten Anschlussperspektiven der Schülerinnen und Schülern nach dem Verlassen der Schule auch tatsächlich umgesetzt werden können.

Literatur

Bittmann, Felix (2021): Eine Analyse über die Veränderung von Bildungsaspirationen von SchülerInnen nach dem Übergang in die Sekundarstufe. In: Zeitschrift für Pädagogik, 67. Jg., H. 4, S. 573–590

Braun, Frank/Lex, Tilly/Steiner, Christine (2019): Bayerische Mittelschüler*innen auf dem Weg in die Ausbildung. Eine Expertise des Deutschen Jugendinstituts im Auftrag des DGB Bayern. München

Kultusministerkonferenz (KMK) (2024): Sekundarstufe II / Gymnasiale Oberstufe und Abitur. Berlin. <https://www.kmk.org/themen/allgemeinbildende-schulen/bildungswege-und-abschluesse/sekundarstufe-ii-gymnasiale-oberstufe-und-abitur.html>

Michaelis, Christian/Busse, Robin/Seeber, Susan/Eckelt, Marcus (2022): Nachschulische Bildungsverläufe in Deutschland. Schulentlassene zwischen institutionalisierten Idealwegen und schwierigen Umwegen. Bielefeld

Ohlemann, Svenja (2020): Berufliche Orientierung zwischen Heterogenität und Individualisierung. Beschreibung, Messung und Konsequenzen zur individuellen Förderung in Schule. Dissertation. Wiesbaden

Schneider, Heidrun/Franke, Barbara/Woisch, Andreas/Spangenberg, Heike (2017): Erwerb der Hochschulreife und nachschulische Übergänge von Studienberechtigten. Studienberechtigte 2015 ein halbes Jahr vor und ein halbes Jahr nach Schulabschluss. Hannover

6.3 Beitrag von Müttern und Vätern zum Bildungsort Familie

Anja Linberg und Hanna Maly-Motta

Bildung beginnt bereits in der frühesten Kindheit, wobei die Familie der erste und zentrale Bildungsort ist, der mit zunehmendem Alter durch weitere Bildungsorte wie die Kindertagesbetreuung ergänzt wird (Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2024). Dabei tragen sowohl Mütter als auch Väter maßgeblich zur Gestaltung dieses familialen Bildungsortes bei. Durch Aktivitäten mit den Eltern, wie dem gemeinsamen Vorlesen oder Musizieren, erwerben Kinder wichtige Kompetenzen, die beispielsweise für den Spracherwerb bedeutend sind (Linberg/Attig/Weinert 2020). Aktivitäten wie gemeinsame Spaziergänge oder Sport sind wiederum richtungsweisend für die Entwicklung unterschiedlicher motorischer Fertigkeiten (Maly-Motta u. a. 2024).

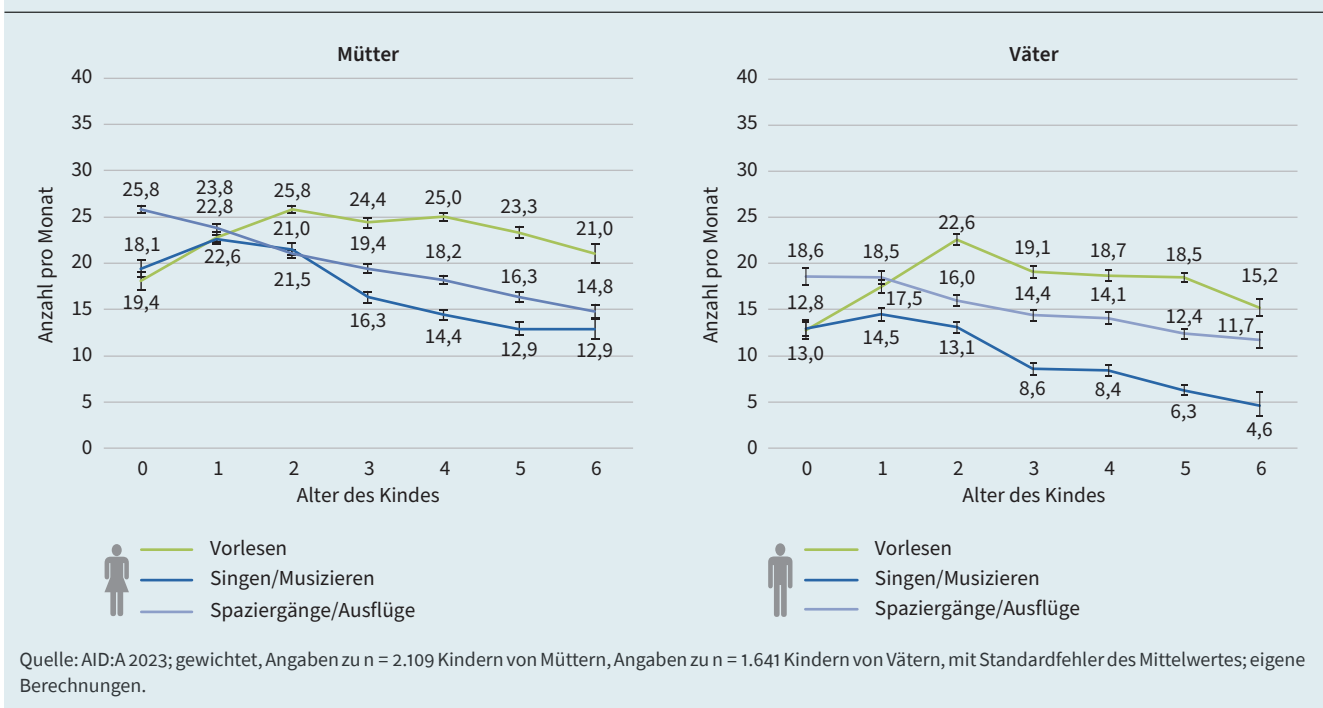
Wie und wie häufig Bildungsprozesse mit Kindern in der Familie gestaltet werden, hängt dabei von unterschiedlichen Faktoren ab. So gibt es eine Vielzahl an zeitkonstanten sogenannten Strukturmerkmalen, die bewiesenermaßen bedeutsam für die häusliche Lernumwelt sind, wie die sozioökonomische Lage oder der Bildungshintergrund der Eltern. Beide Aspekte stehen mit der Qualität und Häufigkeit gemeinsamer Eltern-Kind Aktivitäten in Zusammenhang (Kluczniok u. a. 2013). Neben sozioökonomischen Strukturmerkmalen spielen auch indi-

viduelle Merkmale, wie das Geschlecht der Eltern, eine Rolle. Studien zeigen in diesem Zusammenhang: Mütter machen gemeinsame Eltern-Kind-, oder Bildungsaktivitäten, wie das Vorlesen, grundsätzlich häufiger als Väter (Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2024; Foster u. a. 2016) und die Intensität und Art der Eltern-Kind Aktivitäten orientiert sich eng am Alter und Entwicklungsstand des Kindes (Linberg/Maly-Motta 2021).

Auch der aktuelle Bildungsbericht 2024 (Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2024) weist unter Rückgriff auf Daten des AID:A 2023-Surveys auf Unterschiede in den Häufigkeiten von bildungsrelevanten Aktivitäten mit Kindern zwischen Müttern und Vätern hin.

Für den vorliegenden Beitrag bieten die detaillierten Informationen des AID:A-Surveys die Möglichkeit einer vertiefenden Analyse, in dem die Häufigkeiten verschiedener gemeinsamer Mutter- als auch Vater-Kind Aktivitäten nun zusätzlich über das Alter der Kinder hinweg in einem systematischen, geschlechterdifferenzierten Vergleich dargestellt werden können. In diesem Beitrag wird eine Auswahl von gemeinsamen Eltern-Kind-Aktivitäten betrachtet: Im Sinne einer ganzheitlichen Entwicklung werden neben bildungsförderlichen Aktivitäten, wie Vorlesen und Musizieren, auch die Häufigkeit gemeinsamer

Abb. 6.3.1 Häufigkeit gemeinsamer Aktivitäten von Müttern und Vätern mit Kindern von 0 Jahren bis zum Schuleintritt



Spaziergänge und Ausflüge aufgrund des hohen Stellenwerts regelmäßiger Bewegung im Freien für die kindliche Entwicklung untersucht.

Erfassung gemeinsamer Aktivitäten

Für AID:A 2023 liegen insgesamt für 2.109 Kinder im Alter von 0 Jahren bis zum Schuleintritt Mütterinformationen über die genannten bildungs- bzw. entwicklungsförderlichen Aktivitäten vor. Von beantwortenden Vätern liegen insgesamt für 1.641 Kinder desselben Alters Informationen vor. Für eine höhere Vergleichbarkeit der Mütter- und Väterangaben wurden in die Analysen keine gleichgeschlechtlichen Elternteile aufgenommen, obwohl der AID:A-Survey die Vielfalt unterschiedlicher Familienformen abdeckt. Der jeweilige Elternteil konnte die Häufigkeit der ausgewählten Aktivitäten auf einer fünfstufigen Skala von „nie“ bis „täglich“ einstufen. Diese Skala wurde in die Anzahl der jeweiligen Aktivität pro Monat umgewandelt.

Unterschiedliche Gestaltung des Bildungsorts Familie

In den ersten zwei Lebensjahren sind Spaziergänge oder Ausflüge noch vor dem Vorlesen und Musizieren ein wichtiger Bestandteil mütterlicher und väterlicher Aktivitäten mit ihren Kindern (siehe Abb. 6.3.1). Sowohl Mütter als auch Väter geben an, sehr häufig Zeit im Freien mit ihren

Kindern zu verbringen. Der Zugang zu frischer Luft und Bewegung sind zentrale Eckpfeiler frühkindlicher Gesundheit und motorischer Entwicklung (Maly-Motta u. a. 2024). Ab einem Alter von etwa 2 Jahren und mit zunehmender Sprachentwicklung wandelt sich dieses Bild und das Vorlesen ist, den Elternangaben zufolge, die häufigste Beschäftigung von Müttern und Vätern mit ihren Kindern, auch wenn es bis zum Schuleintritt leicht abnimmt. Mit dieser gemeinsamen Aktivität unterstützen Mütter und Väter die Entwicklung zentraler Kompetenzen, die den Grundstein für spätere Bildungsprozesse legen (Novita/Kluczniok 2022). Während Häufigkeitsunterschiede für das Musizieren oder Singen, insbesondere im Vergleich zum Vorlesen, in den Altersgruppen der 0- bis 2-Jährigen noch nicht so deutlich hervortreten, weist diese Aktivität in den Gruppen der 3- bis 6-Jährigen, den Informationen sowohl der Mütter als auch der Väter entsprechend, die geringsten Häufigkeiten auf.

Insgesamt gestalten Mütter und Väter die Zusammensetzung der abgefragten gemeinsamen Aktivitäten mit ihren Kindern über alle Altersgruppen hinweg erstaunlich ähnlich. Insbesondere bei den 2- bis 6-Jährigen zeichnet sich dies durch einen hohen Anteil gemeinsamen Vorlesens, häufiger Spaziergänge im Freien und durch einen geringeren Anteil gemeinsamen Musizierens aus. Trotz dieser Ähnlichkeit zeigt sich ein bereits bekannter Befund, dass nämlich Mütter die genannten Aktivitäten prinzipiell häufiger machen als Väter (z. B. Foster u. a. 2016). Dies mag auch daran liegen, dass Mütter trotz ihrer eigenen

Erwerbstätigkeit und eines grundsätzlich gestiegenen familiären Engagements der Väter den größeren Teil der Hausarbeit und Kinderbetreuung übernehmen (BMFSFJ 2023; siehe auch Kapitel 5.3).

Rolle von Erwerbstätigkeit, Einkommen und Bildung

Mit den vorliegenden AID:A 2023-Daten lässt sich die Rolle der Erwerbstätigkeit in einer weiterführenden Analyse nun noch detaillierter untersuchen. Je mehr Stunden Mütter tatsächlich für Erwerbsarbeit aufwenden, desto stärker reduzieren sie zwar die Häufigkeit gemeinsamer Ausflüge und das gemeinsame Musizieren mit ihren Kindern. Das Vorlesen bleibt davon jedoch unberührt und wird von ihnen selbst bei höheren Erwerbsstunden konstant häufig praktiziert. Zudem zeigt sich bei Müttern für gemeinsame Spaziergänge, dass diese Aktivität sowohl von ihren eigenen als auch den Erwerbsstunden ihres Partners abhängt. Wenn Väter nicht erwerbstätig sind oder in Teilzeit arbeiten, übernehmen sie diese Aktivität offenbar häufiger, da Mütter in diesen Familien gemeinsame Spaziergänge oder Ausflüge am meisten einschränken, je höher ihre tatsächlich gearbeitete Stundenanzahl ausfällt.

Bei begrenzten Zeitressourcen konzentrieren sich Mütter somit auf bildungsrelevante Aktivitäten wie das Vorlesen. Berufstätige Mütter scheinen zudem bestimmte Aktivitäten noch stärker zu reduzieren, wenn Väter durch ein geringeres Arbeitsvolumen mehr Zeit für die gemeinsame Freizeit mit den Kindern haben.

Über die Befunde in Abbildung 6.3.1 hinaus untermauern die Analysen den engen Zusammenhang zwischen Eltern-Kind-Aktivitäten und der familiären Lebenslage. Geringere finanzielle oder Bildungsressourcen können bedeuten, dass Familien weniger Zugang zu bestimmten Kulturgütern wie Büchern oder Musikinstrumenten haben. Zudem gelingt es Eltern unter großen finanziellen Belastungen oft nicht, ein hohes häusliches Anregungsniveau aufrechtzuerhalten (Kluczniok u. a. 2013), denn ein geringes Einkommen bedeutet für viele Familien, dass beide Elternteile einer Erwerbstätigkeit in hohem Umfang nachgehen müssen, um den Lebensunterhalt aufrecht zu erhalten. Berufstätigkeit und Familie „unter einen Hut zu bringen“, ist mitunter mit hohem Alltagsstress verbunden, der Zeitkonflikte mit sich bringt, etwa weniger gemeinsame Eltern-Kind-Zeit. Die Analysen bestätigen, dass Kindern aus Familien mit formal niedrigerem Bildungsniveau über alle Altersstufen hinweg signifikant seltener vorgelesen wird. Zudem singen und musizieren diese Elternteile in den ersten zwei Lebensjahren, die die frühkindliche Entwicklung besonders prägen,

seltener mit ihren Kindern. Eltern mit geringerem finanziellem Spielraum musizieren zudem ebenfalls signifikant seltener mit ihren Kindern, insbesondere im Alter des Kindes von einem Jahr.

Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass beide Elternteile einen substantiellen Anteil an der Gestaltung des Bildungsortes Familie haben und sie diese eng an der Entwicklung, dem Alter und damit an den Bedürfnissen ihrer Kinder ausrichten. Gleichzeitig sind es Mütter, die die Bildungsprozesse über alle Aktivitäten und Altersgruppen hinweg häufiger gestalten. Wie häufig Kinder bildungsförderliche Aktivitäten mit ihren Eltern erleben, ist dabei jedoch immer noch stark von den finanziellen und Bildungsressourcen der Familie abhängig als auch davon, wie sich Mütter und Väter im Alltag die Zeit für Beruf, Hausarbeit und Kinderbetreuung aufteilen.

Literatur

- Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung (2024): Bildung in Deutschland 2024. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu beruflicher Bildung. Bielefeld
- BMFSFJ – Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2023): Väterreport 2023. Berlin
- Foster, Tricia D./Froyen, Laura C./Skibbe, Lori E./Bowles, Ryan P./Decker, Kalli B. (2016): Fathers' and mothers' home learning environments and children's early academic outcomes. In: *Reading and Writing*, 29. Jg., H. 9, S. 1845–1863
- Kluczniok, Katharina/Lehrl, Simone/Kuger, Susanne/Rosbach, Hans-Günther (2013): Quality of the home learning environment during preschool age – Domains and contextual conditions. In: *European Early Childhood Education Research Journal*, 21. Jg., H. 3, S. 420–438
- Linberg, Anja/Maly-Motta, Hanna (2021): Bildungsort Familie: Bildungsförderliche Aktivitäten in der Familie. In: Kuger, Susanne/Walper, Sabine/Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): *Aufwachsen in Deutschland 2019*. Bielefeld, S. 45–51
- Linberg, Anja/Attig, Manja/Weinert, Sabine (2020): Social disparities in the vocabulary of 2-year-old children and the mediating effect of language-stimulating interaction behavior. In: *Journal for educational research online*, 12. Jg. H. 2, S. 12–35
- Maly-Motta, Hanna/Fackler, Sina/Grgic, Mariana/Neuberger, Franz (2024): Wir gehen gleich raus! Die familiäre Wohnsituation sowie Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten von kleinen Kindern während der Coronapandemie. In: *Kindheit und Entwicklung*, 33. Jg., H.2, S. 1–10
- Novita, Shally/Kluczniok, Katharina (2022): Receptive vocabulary of preschool children with migration backgrounds: the effect of home literacy activities. In: *Early Child Development and Care*, 192. Jg., H. 11, S. 1728–1743

6.4 Inanspruchnahme von Angeboten der Familienbildung und -beratung sowie digitalen Angeboten

Selina Schelian und Susanne Ulrich

Ungleiche Startbedingungen in der Kindheit prägen das Aufwachsen und spätere Erwachsenenleben maßgeblich. Faktoren wie die familiäre Situation, der Bildungsstand der Eltern und der Zugang zu Ressourcen können die kindliche Entwicklung beeinflussen. Zudem ist auch das elterliche Schulinvolvement durch eine soziale Differenzierung geprägt (siehe auch den Beitrag von Hannah Steinberg diesem Band, Kap. 6.1). Eine häufig damit einhergehende materielle Deprivation bringt Einschränkungen in der Freizeitgestaltung mit sich sowie eine geringere allgemeine Lebensunzufriedenheit (siehe auch den Beitrag von Lisa Hasenbein und Anne Berngruber in diesem Band, Kap. 4.3), was die Chancen auf eine erfolgreiche Zukunft mindern kann.

Daher ist es wichtig, durch gezielte Maßnahmen und Unterstützungsangebote frühzeitig gegenzusteuern, um ähnliche Startbedingungen zu fördern. Diverse Unterstützungsangebote der Familienbildung und -beratung stehen häufig kostenfrei zur Verfügung und haben den Anspruch, durch niedrigschwelligen Zugang möglichst alle Familien zu erreichen. Das sogenannte Präventionsdilemma (Bauer 2005) beschreibt, dass derzeit Familien mit weniger sozioökonomischen Ressourcen und höherem Hilfebedarf seltener Angebote nutzen und Familien mit mehr sozioökonomischen Ressourcen und geringerem Hilfebedarf häufiger Angebote nutzen. Laut dem Prognos-Bericht zur Familienbildung und -beratung 2021 hat das Präventionsdilemma in den letzten 20 Jahren abgenommen (Juncke u. a. 2021). Jedoch beruhen diese Angaben auf Selbsteinschätzungen befragter Fachkräfte aus Einrichtungen der Familienbildung, -beratung, Familienzentren. Anhand der Datenanalyse von AID:A 2023 lässt sich nun die Sicht der Eltern darstellen. Zentrale Fragestellung im vorliegenden Beitrag ist daher, wie sich die Inanspruchnahme verschiedener Angebote (Familienbildung, Familienberatung sowie digitale Angebote) gestaltet und in welchem Zusammenhang sie mit Familienformen und Bildung stehen.

Erfassung der Inanspruchnahme

Die Analysen der Inanspruchnahme verschiedener Unterstützungsangebote nach Bildung basieren auf Angaben von insgesamt 4.022 Müttern mit mindestens einem minderjährigen Kind im Haushalt. Die in der Studie erhobene Fragestellung lautete: „Bitte geben Sie für jedes Angebot

an, ob Sie es kennen und wenn ja, ob Sie es bereits genutzt haben.“

Grob können die dargestellten Angebote gruppiert werden in Familienbildung (Elternkurs, z. B. „Starke Eltern – starke Kinder“), Familienberatung (Beratung in Familien- oder Erziehungsfragen in einer Beratungsstelle, Beratung bei Sorgerechts-/Umgangsfragen, Beratung oder Hilfe durch das Jugendamt, d. h. Gespräche über die familiäre Situation, bei denen Informationen über Hilfsangebote erhalten oder diese durch das Jugendamt vermittelt wurden) und digitale Angebote (Telefonberatung zu Familien- oder Erziehungsfragen, z. B. Elterntelefon, „Nummer gegen Kummer“, Onlineberatung zu Familien- oder Erziehungsfragen, z. B. bke-Onlineberatung). Die Inanspruchnahme dieser Angebote wurde in Abhängigkeit des höchsten Bildungsabschlusses (nach CASMIN) der befragten Mütter als zentraler Indikator der sozioökonomischen Lage und Sozialberichterstattung in den Blick genommen.

Zusammenhang zwischen Bildung und Familienform

Die Darstellung des Zusammenhangs zwischen dem höchsten Bildungsabschluss der Mutter und der Familienform (siehe Tab. 6.4.1) verdeutlicht die schwierigere soziale Situation von Alleinerziehenden und Stiefvaterfamilien (siehe auch den Beitrag von Yasmin Öztürk in diesem Band, Kap. 2.5), die überdurchschnittlich häufig von niedriger Bildung betroffen sind: 11% der Mütter aus

Tab. 6.4.1 Familienform nach Bildung

	Niedrige Bildung	Mittlere Bildung	Hohe Bildung
Kernfamilien	11%	42%	48%
Alleinerziehende	28%	47%	24%
Stiefvaterfamilien	24%	50%	25%

Anmerkungen: Mütter mit mindestens einem minderjährigem Kind im Haushalt. Zur Bestimmung der Familienform wurden Angaben zur Anwesenheit eines Partners im Haushalt und ob dieser der leibliche Elternteil des Kindes ist, genutzt. Hierbei wurden nur leibliche Mütter berücksichtigt, die mit einem Kind zusammenleben. Zur Bestimmung des Bildungshintergrunds der Mutter wurde die CASMIN-Klassifikation herangezogen.

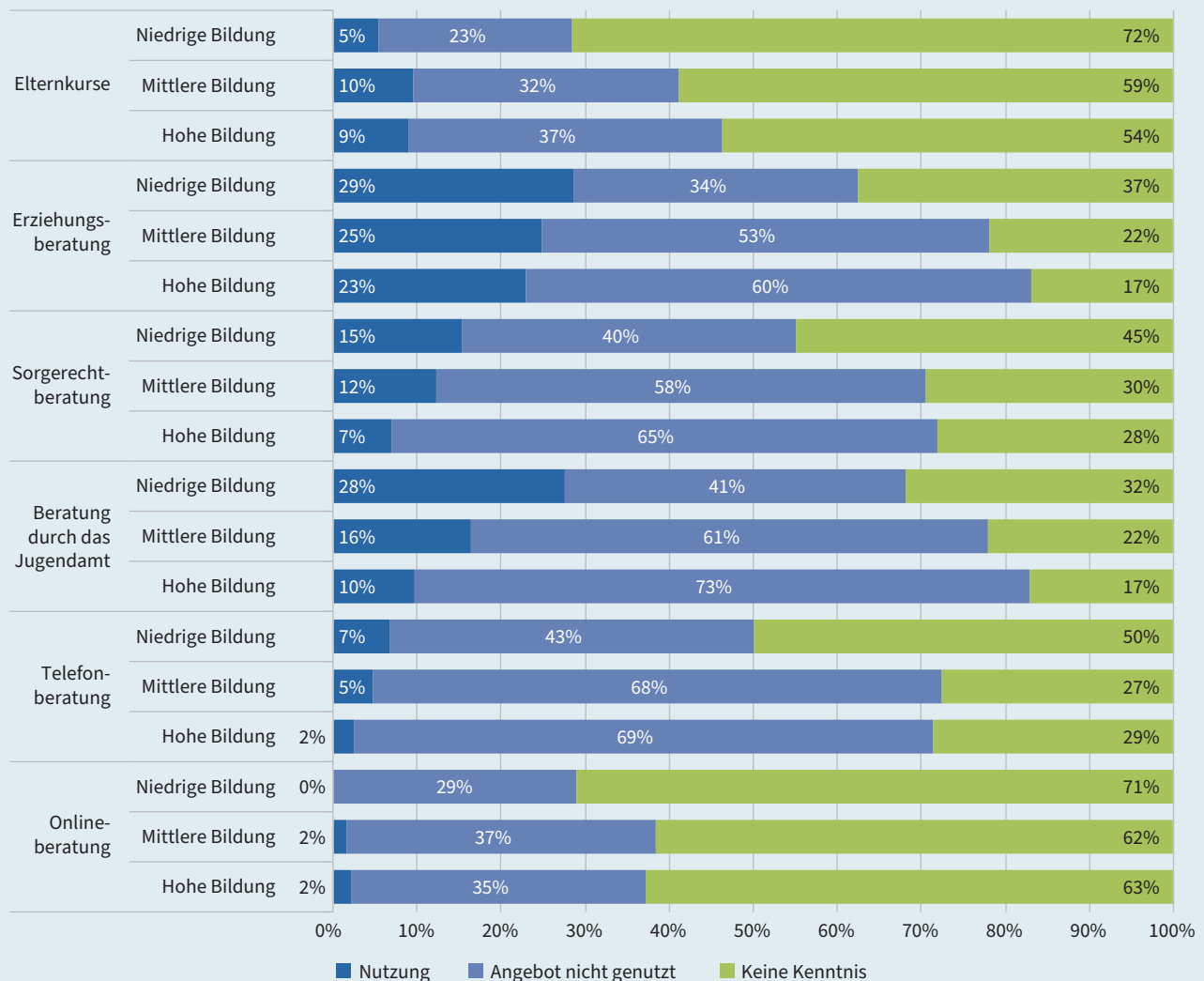
Quelle: AID:A (2023); gewichtet; N = 3.434; eigene Berechnungen.

Kernfamilien gaben an, maximal einen Hauptschulabschluss und damit eine niedrige Bildung zu besitzen, während es bei Alleinerziehenden (28 %) und Müttern aus Stieffamilien (24 %) deutlich mehr waren. Während bei Kernfamilien ein hoher Bildungsabschluss am häufigsten angegeben wurde, wiesen Alleinerziehende und Stiefvaterfamilien einen mittleren Bildungsabschluss am häufigsten auf. Auch andere Studien mit einem Fokus auf Mütter mit Kindern bis zu sechs Jahren kommen zum Schluss, dass Alleinerziehende und teilweise Stieffamilien durch eine besonders hohe Belastungslage betroffen sind und von gezielten Angeboten besonders profitieren könnten (Lux u. a. 2023).

Kenntnis und Nutzung verschiedener Angebote nach Bildung

Im Folgenden sind verschiedene Angebote nach dem höchsten Bildungsabschluss von Müttern mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt dargestellt (siehe Abb. 6.4.1). Elternkurse gelten weitgehend als universell zugänglich und damit für alle Eltern nützlich (Neumann u. a. 2023). Dieses Angebot wird am häufigsten von Familien mit hohem (9 %) und mittlerem Bildungshintergrund (10 %) genutzt und seltener von Familien mit niedrigem Bildungshintergrund (5 %). Auch sind es deutlich mehr Familien mit niedriger Bildung (72 %), die das Angebot

Abb. 6.4.1 Inanspruchnahme unterschiedlicher Angebote in Abhängigkeit von Bildung



Anmerkungen: Mütter mit mindestens einem minderjährigem Kind im Haushalt. Abweichungen in der Fallzahl bestehen je nach betrachtetem Angebot. Zur Bestimmung des Bildungshintergrunds der Mutter wurde die CASMIN-Klassifikation herangezogen.

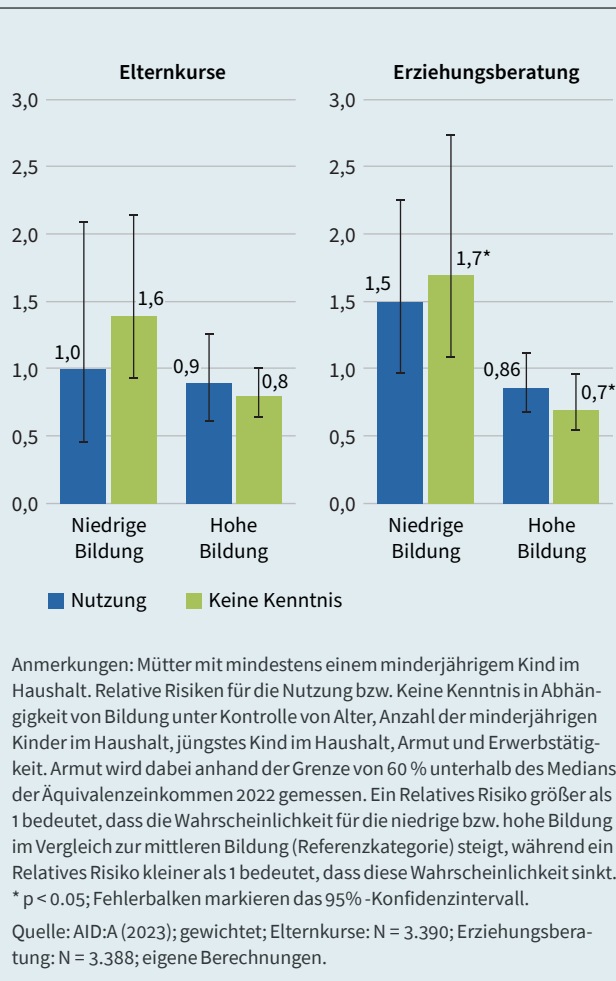
Quelle: AID:A (2023); gewichtet, N = 3.434; eigene Berechnungen.

im Vergleich zu Familien mit mittlerer (59 %) und hoher Bildung (54 %) nicht kennen. Die höhere Nutzung frei zugänglicher universeller Angebote vermeintlich sozial besser gestellter Familien zeigt sich hier also entsprechend dem Präventionsdilemma. Dennoch ist es auffällig, dass über die Hälfte der befragten Mütter in allen Bildungsgruppen das Angebot nicht kennt. Zumindest mit Blick auf Familien mit jüngeren Kindern konnte an anderer Stelle gezeigt werden, dass die Kenntnis von universellen Angeboten der Familienbildung und universellen medizinischen Angeboten im Allgemeinen höher ausfällt (Ulrich u. a. 2022).

Bei den restlichen Angeboten, außer bei der Onlineberatung, zeigt sich ein anderes Muster als bei den Elternkursen. Familien mit niedriger Bildung nutzen die Angebote häufiger als Familien mit mittlerer Bildung, und diese nutzen die Angebote wiederum häufiger als Familien mit hoher Bildung. Umgekehrt dazu kennen Familien mit niedriger Bildung die Angebote seltener als Familien mit mittlerer Bildung, und diese kennen die Angebote – zumeist – seltener als Familien mit hoher Bildung. Dementsprechend kennen mehr Familien mit mittlerer und hoher Bildung die Angebote als Familien mit niedriger Bildung und können sich entscheiden, diese nicht zu nutzen. So wird beispielsweise die Erziehungsberatung von 29 % der Familien mit niedriger Bildung am häufigsten im Vergleich zu Familien mit mittlerer Bildung (25 %) und hoher Bildung (23 %) genutzt. Während 60 % der Familien mit hoher Bildung das Angebot kennen, aber nicht nutzen, sind es bei Familien mit niedriger Bildung nur 34 %. Entsprechend kennen mehr Familien mit niedriger Bildung (37 %) das Angebot nicht, während es bei Familien mit hoher Bildung nur 17 % sind. Diese Zusammenhänge können dadurch erklärt werden, dass es sich bei den beschriebenen Beratungsangeboten vornehmlich um selektive Angebote handelt, bei denen umrissene Zielgruppen mit einem vermuteten überdurchschnittlichen Risiko angesprochen werden sollen (Franzkowiak 2022). So kann an anderer Stelle belegt werden, dass Erziehungsberatung und Sorgerechtsberatung überdurchschnittlich häufig von Alleinerziehenden und Stieffamilien im Vergleich zu Kernfamilien in Anspruch genommen wird, da dort vermutlich eine gezielte Ansprache und themenspezifische Beratung erfolgt (Lux u. a. 2023). Die vergleichsweise höheren Nutzungsquoten von selektiven Beratungsangeboten durch Familien mit niedriger Bildung weisen auf eine gute Annahme der Angebote hin, jedoch ist neben einem Ausbau der Angebote auch eine Ausweitung des Kenntnisstandes notwendig.

Um weitere Barrieren abzubauen, werden häufig Telefon- und Onlineberatungsangebote als niedrigschwellige Alternativen diskutiert. Der durch die Corona-Pandemie

Abb. 6.4.2 Inanspruchnahme ausgewählter Angebote im bildungsbezogenen Vergleich



bedingte Digitalisierungsschub hat diese Diskussion befeuert. Jedoch zeigen sich in den AID:A 2023-Daten kaum nennenswerte Nutzungsquoten. Noch können Familien also nur schwer über (rein) telefonische oder Onlineangebote erreicht werden. Onlineberatung scheint in der Tendenz von höher gebildeten Familien besser angenommen zu werden als von niedrig gebildeten Familien – zur Akzeptanz dieser Angebote mangelt es allerdings an wissenschaftlichen Studien.

Verschiedene Angebotsformen nach Bildung und weiteren Kontrollvariablen

Exemplarisch vertieft die Analyse der folgenden Abbildung (siehe Abb. 6.4.2) die oben beschriebenen Befunde anhand von zwei ausgewählten Angeboten (Elternkurse, Erziehungsberatung). Mögliche Bildungsunterschiede bezüglich der Inanspruchnahme wurden auch unter Einbezug des Alters der Mutter und des jüngsten Kindes, der Anzahl der minderjährigen Kinder im Haushalt, Armut sowie der Erwerbstätigkeit der Mutter multivariat geprüft.

Die relativen Risiken weisen Unterschiede in der Nutzung und Bekanntheit der Angebote im Vergleich zu Müttern mit mittlerer Bildung aus.

Eine vergleichsweise höhere Nutzung der Angebote durch die Familien zeigt sich in der vorliegenden Abbildung durch Werte > 1 , eine geringere Nutzung durch Werte < 1 . Bei der Nutzung der Elternkurse zeigen sich keine signifikanten Unterschiede. Familien mit hoher Bildung weisen die Tendenz auf, Elternkurse seltener ($RR = 0,9$) zu nutzen als Familien mit niedriger und mittlerer Bildung. Die Erziehungsberatung hingegen nutzen Familien mit niedriger Bildung tendenziell häufiger ($RR = 1,6$) als Familien mit mittlerer Bildung. Familien mit hoher Bildung nutzen das Angebot seltener ($RR = 0,9$) – vermutlich, da sie keinen vordergründigen Beratungsbedarf haben bzw. diesem anders nachgehen können. Die Kenntnis der Angebote wird genau andersrum erfasst: Eine vergleichsweise höhere Kenntnis der Angebote zeigt sich durch Werte < 1 , eine niedrigere Kenntnis durch Werte > 1 . In Bezug auf Elternkurse kennen Familien mit niedriger Bildung das Angebot signifikant seltener ($RR = 1,6$). Familien mit hoher Bildung kennen – ohne statistisch signifikanten Unterschied – das Angebot häufiger ($RR = 0,8$) als Familien mit mittlerer Bildung. Die Erziehungsberatung kennen Familien mit niedriger Bildung signifikant seltener ($RR = 1,7$), Familien mit hoher Bildung dagegen kennen das Angebot signifikant häufiger ($RR = 0,7$) als Familien mit mittlerem Bildungshintergrund.

Fazit

Die Ergebnisse zeigen, dass universell zugängliche Angebote nach wie vor weniger gut von Familien mit niedrigem Bildungshintergrund genutzt und gekannt werden. Im Gegensatz dazu sprechen einige selektive Beratungsangebote vermehrt Familien mit niedrigem Bildungshintergrund und damit einhergehend vermehrt Alleinerziehende und Stiefvaterfamilien an, weniger dafür Familien aus mittleren und höheren Bildungsmilieus. Somit zeigt sich hier aus elterlicher Perspektive eine Verschiebung des Präventionsdilemmas von Nicht-Nutzung zu Nicht-

Kenntnis. Diese Ergebnisse verdeutlichen nochmals den Wert von niedrigschwelligen selektiven Beratungsangeboten für Familien mit Unterstützungsbedarf sowie die Notwendigkeit, die Angebote auszubauen und die Ansprache potenzieller Zielgruppen beispielsweise durch aufsuchende Angebote oder die Angliederung an Kitas in Form von Familienzentren zu erhöhen. Die Nutzung von Telefon- und Onlineangeboten bleibt trotz des vermeintlich digitalen Aufschwungs während der Corona-Pandemie gering. Gründe dafür sind in zukünftigen Untersuchungen zu eruieren. Auch vertiefende Analysen im Hinblick auf Unterstützungsbedarfe von Alleinerziehenden, Stief- und Kernfamilien schließen sich hier an.

Literatur

- Bauer, Ullrich (2005): Das Präventionsdilemma. Potenziale schulischer Kompetenzförderung im Spiegel sozialer Polarisierung. Wiesbaden
- Franzkowiak, Peter (2022): Prävention und Krankheitsprävention. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (Hrsg.). Leitbegriffe der Gesundheitsförderung und Prävention. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden. <https://doi.org/10.17623/BZGA:Q4-i091-3.0> (24.09.2024)
- Juncke, David/Lehmann, Klaudia/Nicodemus, Johanna/Stoll Evelyn/Weuthen Ulrich (2021): Familienbildung und Familienberatung in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme. Düsseldorf
- Lux, Ulrike/Entleitner-Phleps, Christine/Langmeyer, Alexandra/Löchner, Johanna/Walper, Sabine/Ulrich, Susanne Marlene (2023): Belastungslagen von Alleinerziehenden-, Stief- und Kernfamilien und Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten. Befunde aus zwei repräsentativen deutschen Studien. *Das Gesundheitswesen*, Bd. 85, H. 11, S. 975–981
- Neumann, Anna/Ulrich, Susanne Marlene/Hänelt, Maria/Chakraborty, Digo/Lux, Ulrike/Renner, Ilona (2023): Zur Erreichbarkeit junger Familien vor und während der Corona-Pandemie: Welche Unterstützungsangebote werden von wem genutzt? Faktenblatt 4 zur Studie »Kinder in Deutschland 0–3 2022«. Herausgegeben vom Nationalen Zentrum Frühe Hilfen (NZFH). Köln, <https://doi.org/10.17623/NZFH:KiD-2022-FB4> (24.09.2024)
- Ulrich, Susanne Marlene/Renner, Ilona/Lux, Ulrike/Walper, Sabine/Löchner, Johanna (2022): Familien mit erhöhtem elterlichen Stress und Konfliktpotential: Eine Zielgruppe für psychosoziale Unterstützungsangebote? *Das Gesundheitswesen*, Bd. 85, H. 5, S. 436–443

7 Mediatisierte und digitalisierte Alltagswelten

Die Digitalisierung unserer Lebenswelten schreitet weiter voran. Immer deutlicher werden dabei die Vorteile digitaler Kommunikation, z. B. zur Organisation des Familienalltags, aber auch deren Nachteile, z. B. ständige Erreichbarkeit. Während für „digital Immigrants“, zu denen viele Personen der heutigen Elterngeneration gehören, digitale Kommunikation noch etwas herausfordernd Neues war, das sich im Lauf des Lebens zusätzlich angeeignet werden musste, stellt der hohe Grad an Mediatisierung und Digitalisierung unserer Welt für „digital Natives“ schon immer den Normalzustand dar.

AID:A begleitet die damit einhergehenden tiefgreifenden Änderungen unseres Lebens unter verschiedenen

Schwerpunktsetzungen: Aufgrund der Generationenunterschiede ist das Elternverhalten, d. h. die elterliche Medien-erziehung und -anleitung, sowie die Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf durch die Digitalisierung von besonderem Interesse. Zugleich stellen digitale Medien für viele Jugendliche in Zeiten erhöhter Mobilität sowie hinsichtlich der Verfolgung spezifischer Interessen eine verbesserte Möglichkeit dar, mit ihren Freund:innen Zeit zu verbringen, Kontakte zu knüpfen und zu unterhalten, sich Informationen zu beschaffen und Kenntnisse anzueignen sowie an Gesellschaft teilzuhaben, die ohne digitale Medien außerhalb ihrer Reichweite läge.

7.1 Mediennutzung in der Familie

Thorsten Naab

Digitale Medien sind aus dem Alltag der meisten Familien nicht mehr wegzudenken. Nahezu alle Haushalte verfügen über eine umfassende Medienausstattung, mit der sie ein reichhaltiges Menü von Inhalten nutzen (z. B. mpfs 2024). Dementsprechend sind Medien oftmals mit den Dynamiken im Kontext familiärer Bindungen, Kommunikation, gemeinsamer Aktivitäten und der Alltagsorganisation verwoben (Zerle-Elsäßer u. a. 2021). Mehr noch haben der Umgang mit Medien in der Familie und die elterliche Mediennutzung einen erheblichen Einfluss auf das Medienverhalten von Kindern (ebd.; Boll/Lagemann 2018). Die Regulierung kindlicher Mediennutzung ist in diesem Zusammenhang zu einem wichtigen Bezugspunkt für elterliches Bildungs- und Erziehungshandeln geworden. Neben klaren Regeln und den Möglichkeiten der technischen Kontrolle wird in der Forschungsliteratur die Bedeutung gemeinsamer Medienerfahrungen von Eltern und Kindern hervorgehoben (Naab/Wendt/Langmeyer-Tornier 2024).

Die gemeinsame Nutzung von Medieninhalten erleichtert nicht nur das elterliche Verständnis für den Medienkonsum der Kinder, sondern kann positive emotionale und kognitive Erfahrungen für Kinder fördern, die die Be-

ziehungen zwischen Eltern und Kindern stärken und die Kommunikation innerhalb der Familie verbessern (Ewin u. a. 2021). Bedeutsam ist dabei, dass Normen und Kompetenzen implizit im Rahmen des gemeinsamen Medienhandelns vermittelt werden. Allerdings geht die gemeinsame Nutzung nicht immer mit kritischen Diskussionen über die konsumierten Medien einher. Ein zusätzlicher Dialog über Medien und deren Nutzung wird in der Forschungsliteratur als günstig beurteilt (Naab/Wendt/Langmeyer-Tornier 2024), da Kinder die Nuancen der Medienbotschaften ohne elterlichen Beitrag möglicherweise nicht vollständig erfassen, was zu einer ungeprüften Rezeption sowie Akzeptanz von Botschaften führen kann einschließlich potenziell schädlicher Inhalte.

Vor diesem Hintergrund bieten die AID:A-Daten im Vergleich zu anderen Studien besondere Auswertungsmöglichkeiten. Neben der Erfassung des individuellen Mediennutzungs- und elterlichen Medienerziehungsverhaltens (Naab 2021) lassen sich die Daten im Kontext von Familienstrukturen und -dynamiken analysieren. Der vorliegende Beitrag greift diese Möglichkeit auf, indem ein Schlaglicht auf die gemeinsame Mediennutzung im Kontext alternativer Freizeitaktivitäten geworfen wird.

Erfassung von Mediennutzung und gemeinsamem Freizeitverhalten

In AID:A 2023 wurden Personen ab 12 Jahren um Auskunft über ihre Mediennutzung gebeten. Darüber hinaus hat je Familie ein Elternteil Fragen zur Mediennutzung der Kinder im Haushalt im Alter von unter 12 Jahren beantwortet. In beiden Fällen wurde nach der Zeit gefragt, die die jeweilige Person an einem durchschnittlichen Tag mit Medienangeboten verbringt (erhoben in Stunden und Minuten), wobei in Video-, Audio-, Text-, Gaming- und Social Media-Angebote differenziert wurde. Für die vorliegende Analyse wurden Angaben von 5.201 Personen ab 12 bis 67 Jahren in Form von Selbstauskünften und für 2.552 Kinder im Alter bis einschließlich 11 Jahren die Angaben eines Elternteils genutzt. Darüber hinaus wurden die Angaben von 3.517 Müttern und 2.538 Vätern zu den Freizeitaktivitäten, die sie gemeinsam mit ihren Kindern unternahmen, genutzt. Hier wurde neben der gemeinsamen Nutzung von Medienangeboten (Video, Musik, (Vor)Lesen, Videospiele und im Internet surfen) nach weiteren Aktivitäten wie beispielsweise Sport oder handwerklich-künstlerischen Aktivitäten gefragt.

Medien sind ab der frühen Kindheit von Bedeutung

Wie Abbildung 7.1.1 zeigt, sind Medien bereits bei jüngsten Familienmitgliedern von Bedeutung und deren Nutzung intensiviert sich mit steigendem Alter. Die Jüngsten

verbringen bereits 83 Minuten an einem durchschnittlichen Tag mit Medienangeboten, bei den 4- bis- bis 6-Jährigen sind es im Durchschnitt eine Stunde und 58 Minuten, Kinder im Alter zwischen 7 und 9 Jahren beschäftigen sich durchschnittlich 2 Stunden und 44 Minuten mit Medien. Bei den 10- und 11-Jährigen liegt die Nutzungszeit an einem durchschnittlichen Tag bereits bei 3 Stunden und 51 Minuten. In der Jugend steigen die Nutzungszeiten nochmals deutlich an: Jugendliche im Alter zwischen 12 und 14 Jahren nutzen die unterschiedlichen Medienangebote im Durchschnitt für 6 Stunden und 27 Minuten am Tag und im Alter zwischen 15 und 17 Jahren für 7 Stunden und 51 Minuten. Dabei ist zwar zu berücksichtigen, dass ein Teil der Medienangebote gleichzeitig genutzt wird (z. B. Videos und Social Media), allerdings liegt die Nutzung deutlich über den allgemeinen Empfehlungen für ein gesundes Mediennutzungsverhalten (z. B. bei der vom BMSFJF geförderten Initiative SCHAU HIN!; SCHAU HIN! o. J.).

Mit Blick auf die einzelnen Medienangebote entfällt bei der jüngsten Altersgruppe ein wesentlicher Teil auf die Nutzung von Audioangeboten. In der Altersgruppe der ab 4-Jährigen werden Audio- durch Videoangebote als bedeutendstes Medium bei allen folgenden Altersgruppen abgelöst.

Während Kinder bereits im Kleinkind- und Kindergartenalter erste Erfahrungen mit digitalen Spieleangeboten sammeln (durchschnittlich 3 bzw. 11 Minuten), gewinnen diese ab dem Grundschulalter deutlich an Relevanz. Mit Blick auf die Social Media-Aktivitäten von Kindern zeigt

Abb. 7.1.1 Durchschnittliche Mediennutzung bei Kindern und Jugendlichen bis 17 Jahre in Minuten nach Altersgruppe

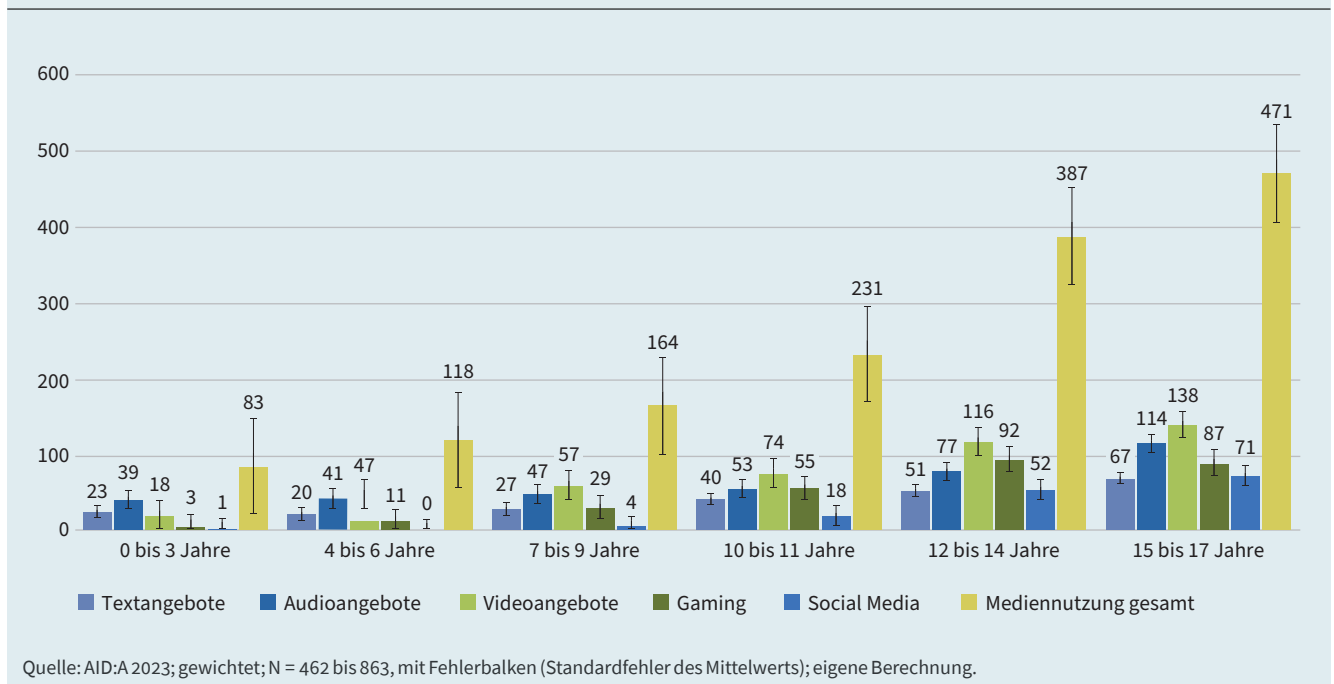
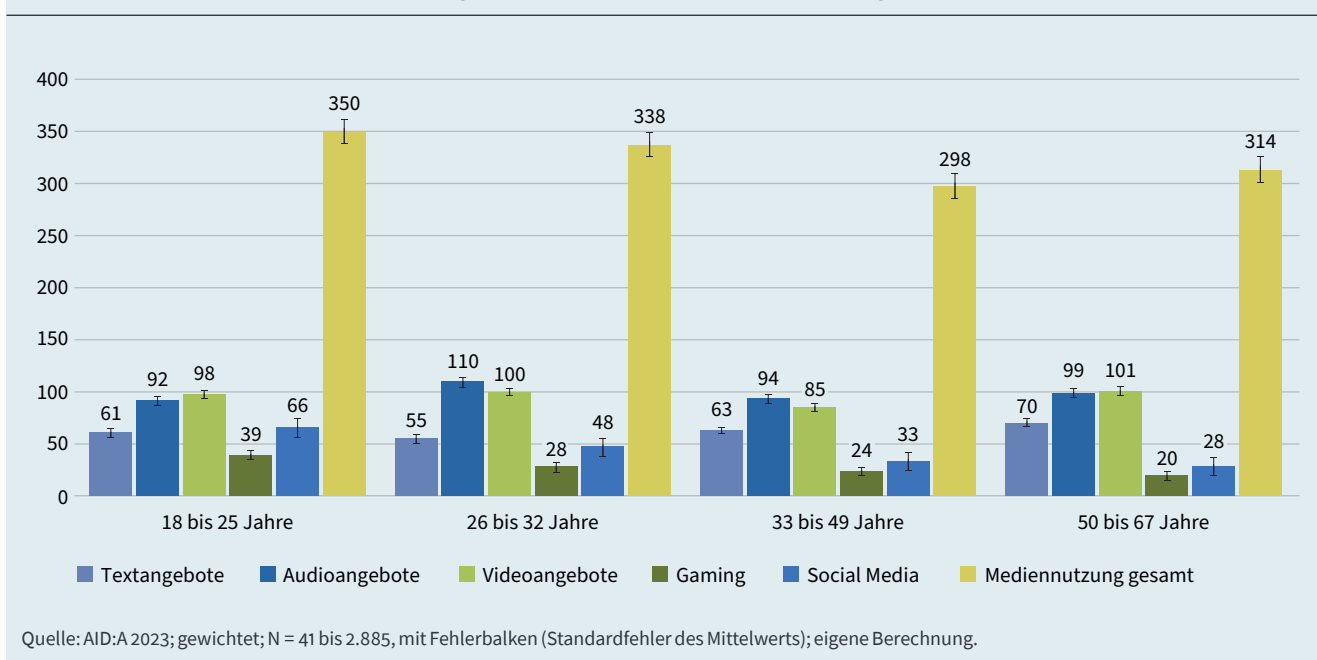


Abb. 7.1.2 Durchschnittliche Mediennutzung bei Erwachsenen in Minuten nach Altersgruppe



sich in den Daten deutlich die „Mobiltelefongrenze“ beim Wechsel von der Grundschule in die Sekundarstufe. Mit dem Wechsel in die weiterführende Schule erhalten viele Kinder ein erstes eigenes Mobiltelefon, mit dem sie über Social Media mit Eltern und Freunden in Kontakt bleiben können, ohne die Geräte der Eltern nutzen zu müssen. Während Kinder im Alter von 10 Jahren Social Media-Angebote im Durchschnitt für 13 Minuten nutzen, hat sich die Zeit bei den 11-Jährigen auf 22 Minuten beinahe verdoppelt. Hier dürften die von den Anbietern in deren Geschäftsbedingen üblicherweise gesetzten Altersgrenzen (z. B. 13 Jahre bei Whatsapp) sowie die technischen Kontrollmöglichkeiten der Eltern noch Hindernisse für eine umfänglichere Nutzung sein. Im Vergleich dazu nutzen Jugendliche Social Media-Angebote deutlich umfangreicher und verbringen etwa eine Stunde (52 Minuten bei 12- bis 14-Jährigen; 71 Minuten bei 15- bis 17-Jährigen) mit den entsprechenden Anwendungen.

Medien sind wichtiger Begleiter im Alltag von Erwachsenen

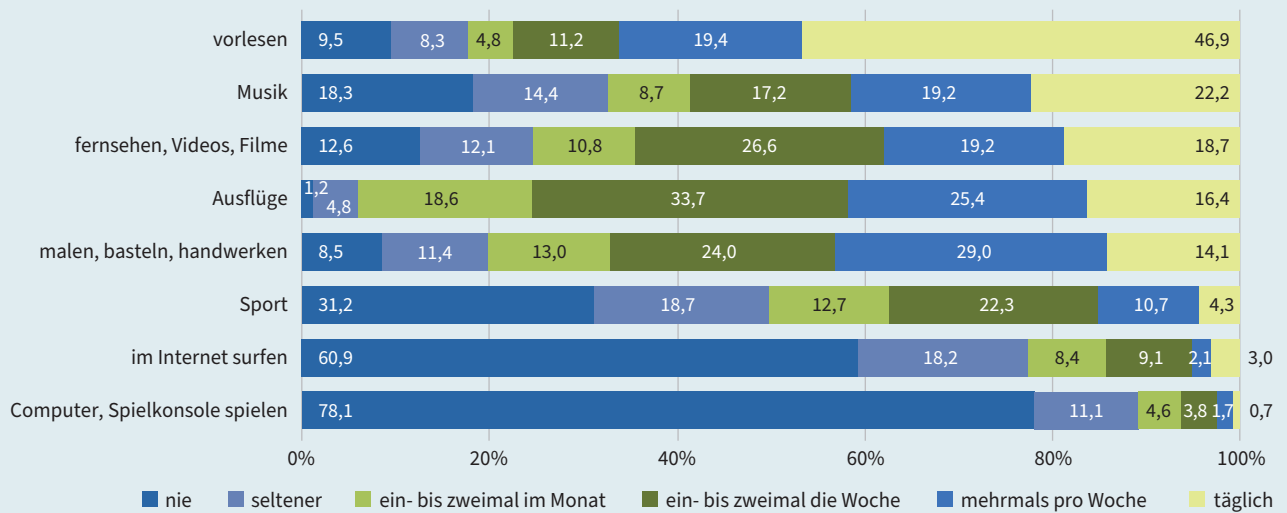
Wenngleich der Umfang der Mediennutzung bei Erwachsenen im Vergleich zu Jugendlichen geringer ist, sind Medien auch für diese Altersgruppe ein wichtiger Begleiter im Alltag. Während für junge Erwachsene (bis 25 Jahre) Videoangebote das wichtigste Angebot im Medienmenü sind, nehmen bei den anderen Altersgruppen Audioangebote diese Rolle ein. Diese lassen sich als Tagesbegleiter neben Berufstätigkeit und Care-Arbeit sowie während Wegezeiten mit dem eigenen Auto nutzen. Hervorzuhe-

ben ist ebenfalls, dass zum einen Computer- und Videospiele von den ab 18-Jährigen mit durchschnittlich 39 Minuten am Tag deutlich weniger gespielt werden als von den bis 17-Jährigen (87 Minuten). Zum anderen verlieren Social Media-Angebote bei den ab 26-Jährigen an Bedeutung. Während junge Erwachsene zwischen 18 und 25 Jahren diese durchschnittlich noch für etwas mehr als eine Stunde am Tag nutzen, sind dies bei den 26- bis 32-Jährigen 48 Minuten, bei den älteren Zielgruppen noch weniger.

Gemeinsame Mediennutzung im Kontext gemeinsamer Freizeitaktivitäten

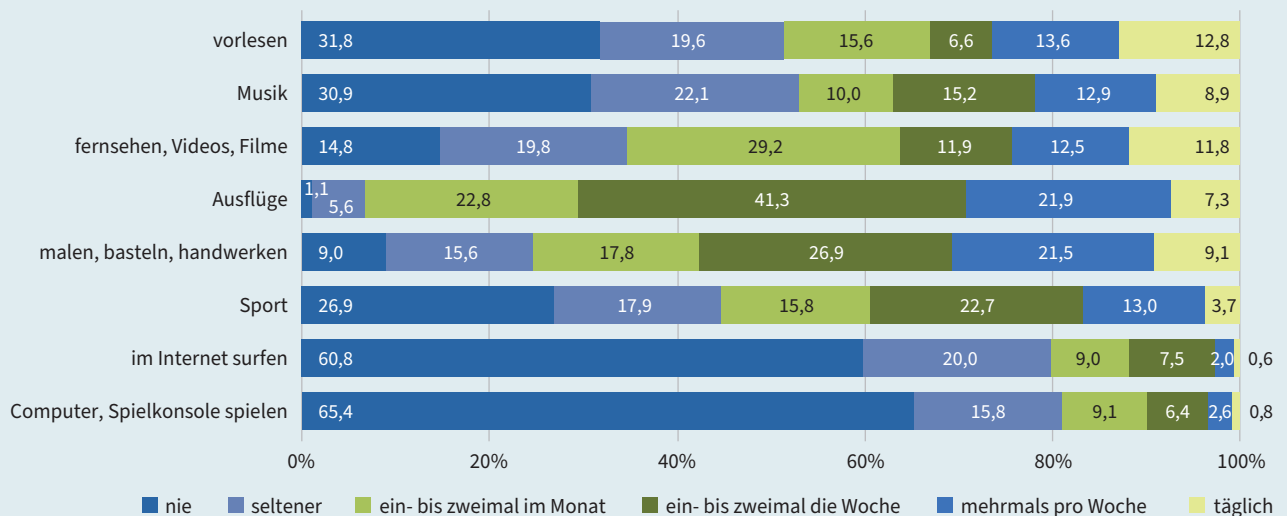
Gemeinsame Mediennutzung kann ein wichtiger Baustein elterlicher Medienbildung und -erziehung sein (Naab/Wendt/Langmeyer-Tornier 2024, siehe auch den Beitrag von Thomas Eichhorn und Claudia Zerle-Elsässer in diesem Band, Kap. 5.3). Analog zu anderen gemeinsamen Aktivitäten kann zum einen die Eltern-Kind-Bindung gestärkt werden, zum anderen können durch geteilte Nutzungserfahrungen implizit Nutzungsnormen ausgehandelt und Kompetenzen vermittelt werden. Im Menü gemeinsamer Aktivitäten spiegelt sich dabei die allgemeine Bedeutung von Medien im Alltag von Familien wieder (siehe Abb. 7.1.3a und 7.1.3b). Mindestens mehrmals pro Woche lesen 66,3% der befragten Mütter gemeinsam mit ihrem Kind, 41,4% hören gemeinsam Musik und 37,8% schauen mindestens mehrmals die Woche gemeinsam fern. Von den nicht-medialen Aktivitäten werden künstlerisch-handwerkliche Tätigkeiten von 43,1%

Abb. 7.1.3a Gemeinsame Freizeitaktivitäten von Müttern mit ihren Kindern (in %)



Quelle: AID:A 2023; gewichtet; N = 2.452–3.517; eigene Berechnung.

Abb. 7.1.3b Gemeinsame Freizeitaktivitäten von Vätern mit ihren Kindern (in %)



Quelle: AID:A 2023; gewichtet; N = 1.785–2.538; eigene Berechnung.

sowie gemeinsame Ausflüge von 41,8 % in gleicher Häufigkeit unternommen. Sportliche Aktivitäten (15 %), Internet- (3,3 %), und Computerspielnutzung (2,4 %) finden deutlich seltener statt.

Bei den Vätern zeigt sich ein ähnliches Bild mit geringen Unterschieden zu Müttern in der Rangfolge in Bezug auf die Häufigkeit mindestens mehrmals pro Woche gemeinsam unternommener Aktivitäten (siehe Abb. 7.1.3). Hervorzuheben ist jedoch, dass Väter nahezu alle Aktivitäten seltener mit ihren Kindern unternehmen als Mütter. Lediglich beim Sport (16,8 % der Väter vs. 15 % der Mütter)

und bei der Computerspielnutzung (3,4 % der Väter vs. 2,4 % der Mütter) ist der Anteil der Väter, die diese Aktivität mindestens mehrmals pro Woche unternehmen, höher als bei den Müttern.

Zur Wirksamkeit gemeinsamer Mediennutzung

Im Zusammenspiel der Befunde zu Nutzungshäufigkeit und -dauer lassen sich zwei wesentliche Herausforderungen mit Blick auf die regulative Wirksamkeit gemeinsamer Mediennutzung aufzeigen. Analog zur bestehenden

Forschungsliteratur (Naab/Wendt/Langmeyer-Tornier 2024) weisen die Daten darauf hin, dass Eltern die Mediennutzung ihrer Kinder mit steigendem Alter seltener begleiten. Dies erscheint mit Blick auf Lesen, Musik und Fernsehen plausibel und wünschenswert, schließlich werden Kinder im Laufe der Zeit sicherer im Umgang mit den jeweiligen Angeboten und können sich Inhalte selbst explorativ erschließen. Problematischer ist dies mit Blick auf die Nutzung von Computerspielen sowie internetbasierten Angeboten. Während Abbildung 7.1.1 zeigt, dass die Nutzung im späten Grundschulalter deutlich ansteigt, verdeutlicht Abbildung 7.1.3, dass Mütter und Väter die Nutzung selten begleiten. Zu vermuten ist, dass der Besitz eines eigenen Smartphones, der bei vielen Kindern mit dem Wechsel in die Sekundarstufe einhergeht, die Gelegenheiten zur gemeinsamen Nutzung reduziert, da sie Kindern eine orts-, zeit- und vor allem auch elternunabhängige Nutzung internetbasierter Inhalte ermöglichen. Insbesondere Social Media sowie von Algorithmen geprägte Medieninhalte erfordern jedoch weitergehende Kompetenzen im Vergleich zum (Vor)Lesen, Musik hören, Videos sehen oder bei der Computerspielenutzung.

Darüber hinaus zeigen die Daten, dass Mütter und Väter ein unterschiedliches Portfolio an Eltern-Kind-Aktivitäten haben. Mütter nutzen Medienangebote in der Tendenz häufiger gemeinsam mit ihren Kindern als Väter dies tun. Wenngleich die AID:A-Daten keine Rückschlüsse auf die genutzten Inhalte schließen lassen, zeigen Forschungsarbeiten, dass sich Väter und Mütter erheblich in ihren Ansichten zur Angemessenheit von Medieninhalten unterscheiden. So neigen Mütter beispielsweise eher zu einer restriktiven Mediation, bei der sie Regeln für die Mediennutzung aufstellen, während Väter einen freizügigeren Ansatz wählen (Sandstig 2013). Mütter sind tendenziell sensibler für die Auswirkungen der Medien auf die Gesundheit und das Verhalten ihrer Kinder und bringen den Medienkonsum ihrer Kinder häufig mit körperlicher Fitness und Ernährungsgewohnheiten in Verbindung (Tommasi u. a. 2022). Im Gegensatz dazu zeigen Väter im Allgemeinen möglicherweise nicht dasselbe Maß an Besorgnis, was zu Unterschieden in der Wahrnehmung von und dem Umgang mit Medien bei Kindern führen kann (ebd.).

Fazit

Zusammenfassend zeigen die Daten, dass Medien einen hohen Stellenwert im Alltag von Familien haben, der mit Blick auf den Umfang deutlich über den üblichen Empfehlungen liegt. Wenngleich in der Forschungsliteratur die gemeinsame Mediennutzung als wichtiger Baustein elterlicher Medienbildung und -erziehung gilt, deuten die AID:A-Daten darauf hin, dass Eltern gerade bei Computer-

spielen und der Internetnutzung eine untergeordnete Rolle bei der impliziten Vermittlung von Normen und Werten der Mediennutzung spielen. Aus den AID:A-Daten geht zwar nicht hervor, wie Kinder und Jugendliche ihre Kompetenzen in diesen Bereichen selbst-sozialisatorisch entwickeln, dennoch wäre ein pädagogisch begleitetes Ausfüllen dieser Leerstelle familialer Medienbildung wünschenswert. Schließlich zeigen sich Unterschiede zwischen Müttern und Vätern in ihrem Aktivitätenportfolio insbesondere mit Blick auf die Häufigkeit ihres Engagements. Es besteht weiterer Forschungsbedarf, um zu klären, in welchen Aspekten das Medienbildungs- und Medienerziehungshandeln von Müttern und Vätern komplementär und in welchen konträr zueinander ist.

Literatur

- Boll, Christina/Lagemann, Andreas (2018): Wie die Eltern, so die Kinder? Ähnlichkeiten in der Zeitverwendung auf bildungsnahe Aktivitäten. In: *Journal of Family Research*, 30. Jg., H. 1, S. 50–75
- Ewin, Carrie A./Reupert, Andrea E./McLean, Louise A./Ewin, Christopher J. (2021): The impact of joint media engagement on parent-child interactions: A systematic review. In: *Human Behavior and Emerging Technologies*, 3. Jg., H. 2, S. 230–254
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2024): miniKIM-Studie 2023: Kleinkinder und Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 2- bis 5-Jähriger in Deutschland. Stuttgart
- Naab, Thorsten (2021): Zwischen Einschränkung und gemeinsamer Nutzung: Mediennutzung und Medienerziehung von Kindern im Alter von bis zu elf Jahren. In: Rauschenbach, Thomas/Kuger, Susanne/Walper, Sabine (Hrsg.): *Aufwachsen in Deutschland 2019*. Bielefeld, S. 57–63
- Naab, Thorsten/Wendt, Ruth/Langmeyer-Tornier, Alexandra (2024): Messung mütterlicher Medienerziehung für interaktive und nicht-interaktive Medien. In: *MedienPädagogik: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung*, 60. Jg., S. 51–71
- Projektbüro SCHAU HIN! (o. J.): *Bildschirmzeit. Soziale Netzwerke, Surfen, Spielen oder Serien schauen – digitale Medien üben auf Kinder und Jugendliche eine große Faszination aus. Doch wann ist viel zu viel?* <https://www.schau-hin.info/bildschirmzeiten> (29.08.2024)
- Sandstig, Gabriella (2013): The Influence of Parental Perceptions of Media Influences on Co-viewing/using Media and Instructive Mediation with Younger Children. In: *Journal of Mass Communication & Journalism*, 03. Jg., H. 05
- Tommasi, Marco/Toro, Francesca/Salvia, Alessandra/Saggino, Aristide (2022): Connections between Children's Eating Habits, Mental Health, and Parental Stress. In: *Journal of obesity*, 2022. Jg., S. 6728502
- Zerle-Elsäßer, Claudia/Schüller, Simone/Langmeyer, Alexandra N./Naab, Thorsten/Heuberger, Stephan (2021): Von solitären Interneteltern und gemeinschaftsorientierten Fernsehfamilien. In: *ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, H. 4, S. 413–431

7.2 Homeoffice und Care-Arbeitsteilung im Elternpaar

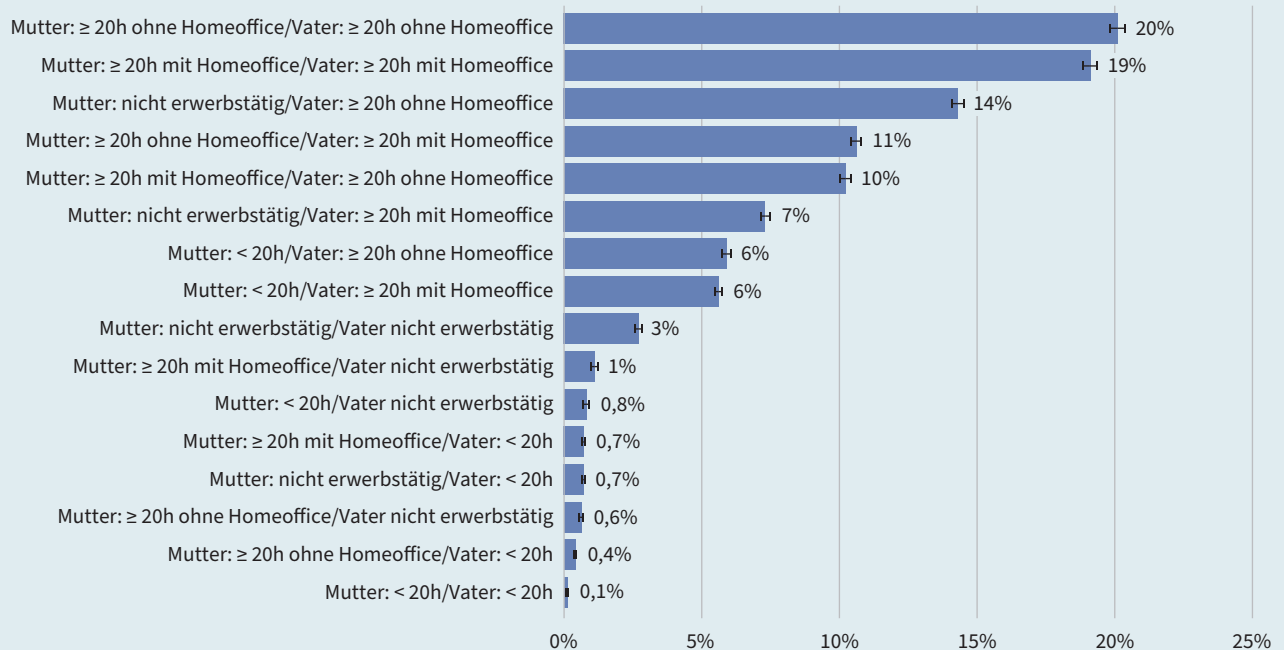
Simone Schüller

Auch in der Arbeitswelt findet die digitale Transformation in zunehmend beschleunigter Weise statt. Für Eltern ist dabei insbesondere die Möglichkeit, durch digitale Technik örtlich und zeitlich flexibel zu Arbeiten von besonderer Bedeutung. Seit der Corona-Pandemie hat das Arbeiten von Zuhause (der Einfachheit halber in der Folge „Homeoffice“ genannt) auch in Deutschland stark an Bedeutung gewonnen. Zuvor boten viele Arbeitgeber keine Homeoffice-Möglichkeiten an und die Homeoffice-Nutzung lag – trotz möglicherweise steigendem Trend von zumindest gelegentlicher Telearbeit seit Anfang der 2000er Jahre – im europäischen Vergleich deutlich unter dem Durchschnitt (Alipour u. a. 2020). Berechnungen des Homeoffice-Potenzials in Deutschland zeigen, dass etwa 56 % der abhängig Beschäftigten zumindest zeitweise von zu Hause arbeiten können (Alipour/Falck/Schüller 2023). Frauen, und insbesondere Mütter von Kindern im betreuungsbedürftigen Alter, weisen dabei relativ zu Männern ein deutlich höheres Homeoffice-Potenzial auf

(Alipour/Falck/Schüller 2020). Bisher stand in empirischen Studien die Zeit während und direkt folgend auf die pandemischen Lockdowns im Fokus, wenig ist über die aktuelle Homeoffice-Nutzung bekannt. Zudem werden zumeist Daten auf Individual-Ebene erhoben, die keine Betrachtung von Homeoffice-Konstellationen im Elternpaar bzw. im Familienkontext erlauben. Die AID:A 2023-Daten bieten sowohl Aktualität als auch eine Familienperspektive, die Einblick in die Prävalenz innerfamiliärer Homeoffice-Nutzungs-Konstellationen erlaubt.

Eine oft mit der Homeoffice-Nutzung von Eltern verbundene Hoffnung ist die Linderung von Vereinbarkeitskonflikten zwischen Familie und Beruf (Mas/Pallais 2020, 2017). Damit einher gehen Vermutungen, dass Homeoffice-Möglichkeiten einen Weg zu mehr Partnerschaftlichkeit in der familialen Sorgearbeit ebnen könnten. Vielfach wurde die Akut-Zeit der Pandemie als ein Testfeld für diese Hypothesen angesehen. Längsschnitt-Evidenz zeigte jedoch, dass sich zwar der väterliche Anteil an der

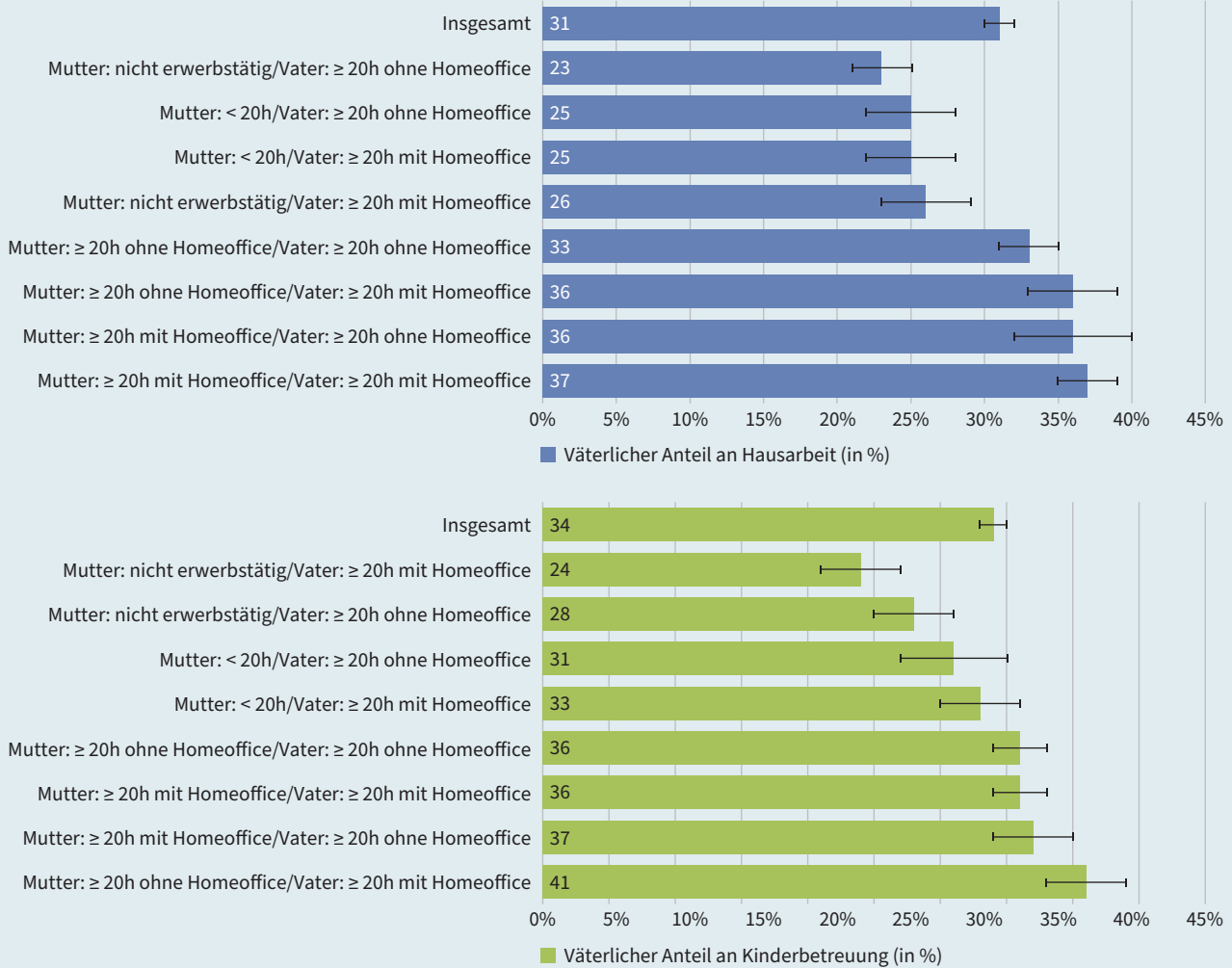
Abb. 7.2.1 Verteilung von Erwerbs- und Homeoffice-Konstellationen unter Elternpaaren mit leiblichen Kindern im Alter bis 12 Jahren



Anmerkungen: Elternpaare mit leiblichen Kindern im Alter bis 12 Jahren. „Mit Homeoffice“: mindestens wöchentliche Nutzung. „≥20h“: mindestens 20 Stunden tatsächliche wöchentliche Arbeitszeit. Bei unter 20 Stunden Wochenarbeitszeit wird nicht nach Homeoffice-Nutzung unterschieden.

Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 1.787; eigene Berechnungen.

Abb. 7.2.2 Arbeitsteilung Hausarbeit und Kinderbetreuung nach Erwerbs-/Homeoffice-Konstellation



Anmerkungen: Elternpaare mit leiblichen Kindern im Alter bis 12 Jahren. 95 % Konfidenzintervall. „Mit Homeoffice“: mindestens wöchentliche Nutzung. „≥20h“: mindestens 20 Stunden tatsächliche wöchentliche Arbeitszeit. Bei unter 20 Stunden Wochenarbeitszeit wird nicht nach Homeoffice-Nutzung unterschieden. Arbeitsteilung Hausarbeit basiert auf Angaben von Müttern und Vätern von Zeitverwendung (erhoben in Stunden/Minuten pro Tag an einem durchschnittlichen Werktag) für „Hausarbeit, z. B. waschen, kochen, putzen, aufräumen oder einkaufen“. Arbeitsteilung Kinderbetreuung basiert auf Angaben von Müttern und Vätern von Zeitverwendung (erhoben in Stunden/Minuten pro Tag an einem durchschnittlichen Werktag) für „Zeit mit den Kindern verbringen, z. B. versorgen, betreuen oder spielen“. Erwerbs-/Homeoffice-Konstellation mit Fallzahlen unter 50 sind ausgenommen: Dies betrifft alle Konstellationen, in denen der Vater nicht erwerbstätig ist oder weniger als 20 Stunden pro Woche arbeitet.

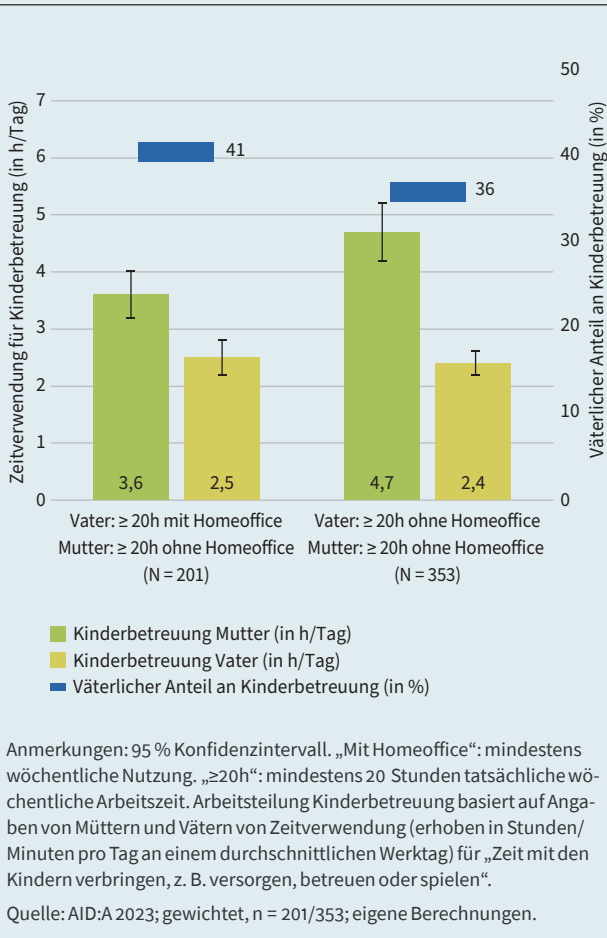
Quelle: AID:A 2023; gewichtet, N = 1.674 ; eigene Berechnungen.

Fürsorgearbeit in Zeiten von Schul- und Kita-Schließungen messbar erhöhte, diese Erhöhung jedoch von sehr geringem Umfang und von kurzer Dauer war (Boll/Müller/Schüller 2023). Es blieben vorrangig die Mütter für familiäre Sorgearbeit zuständig. Dies liegt auch daran, dass nur für einen kleinen Teil der Eltern ein unmittelbarer Anpassungsdruck in der Aufteilung der familialen Sorgearbeit während der Kita- und Schulschließungen bestand (Boll/Schüller 2020). Studien zeigen, dass sich der väterliche Anteil an der Fürsorgearbeit hauptsächlich in solchen Konstellationen erhöhte, bei denen Väter, aber nicht Mütter Homeoffice-Möglichkeiten erlangten (Boll u. a. 2024).

Erfassung von Homeoffice-Nutzung und Arbeitsteilung im Elternpaar

Zur empirischen Untersuchung liegen Angaben von Müttern und Vätern in 1.787 befragten Elternpaaren mit leiblichen Kindern im Alter bis 12 Jahren vor, die Auskunft zu ihrer aktuellen Erwerbstätigkeit und Homeoffice-Nutzung gegeben haben. Die in der Studie erhobene Fragestellung zur Homeoffice-Nutzung lautet: „Wie häufig arbeiten Sie auch von zu Hause aus?“ ((1) „täglich“, (2) „mehrmals pro Woche“, (3) „ein- bis zweimal pro Woche“, (4) „ein- bis zweimal pro Monat“, (5) „seltener“, (6) „nie“). Zur Bildung

Abb. 7.2.3 Elterliche Zeitverwendung für Kinderbetreuung in ausgewählten Erwerbs-/Homeoffice-Konstellationen



von Konstellationen im Elternpaar vereinfachen wir die Angaben in die Kategorien „mindestens 20 Stunden Wochenarbeitszeit mit Homeoffice-Nutzung“, „mindestens 20 Stunden Wochenarbeitszeit ohne Homeoffice-Nutzung“, „weniger als 20 Stunden Wochenarbeitszeit“ und „nicht erwerbstätig“ für jeweils Mütter und Väter, wobei „mit Homeoffice“ als mindestens wöchentliche Nutzung definiert ist. Die Care-Arbeitsteilung im Elternpaar basiert auf Angaben von Müttern und Vätern zu ihrer Zeitverwendung (erhoben in Stunden/Minuten pro Tag an einem durchschnittlichen Werktag) für „Hausarbeit, z. B. waschen, kochen, putzen, aufräumen oder einkaufen“ und „Zeit mit den Kindern verbringen, z. B. versorgen, betreuen oder spielen“ (siehe auch den Beitrag von Thomas Eichhorn und Claudia Zerle-Elsäßer in diesem Band, Kap. 5.3).

Aktuelle Homeoffice-Nutzung in Familien

Unter Zwei-Eltern-Familien mit leiblichen Kindern im Alter bis 12 Jahren in Deutschland sind die am häufigsten

auf tretenden Konstellationen Doppelverdiener-Elternpaare (mit jeweils mindestens 20 Stunden wöchentlicher Arbeitszeit), in denen entweder kein Elternteil (20,1%) oder beide Elternteile Homeoffice regelmäßig (d. h. mindestens wöchentlich) nutzen (19,1%) (siehe Abb. 7.2.1). Mit 14,3% folgt an dritter Stelle die Konstellation nicht erwerbstätiger Mütter und Väter ohne Homeoffice-Nutzung. Dahinter, mit 10,6% und 10,2% folgen die Doppelverdiener-Konstellationen, bei denen lediglich der Vater oder lediglich die Mutter Homeoffice nutzt. In 7,3% der Elternpaare ist die Mutter nicht erwerbstätig und der Vater nutzt Homeoffice. Konstellationen von in Teilzeit (mit weniger als 20 Stunden Wochenarbeitszeit) erwerbstätigen Müttern und Vätern mit bzw. ohne Homeoffice-Nutzung kommen respektive auf Anteile von 5,9% und 5,6%. Die restlichen Konstellationen, in denen der Vater nicht erwerbstätig ist oder weniger als 20 Stunden pro Woche arbeitet, machen insgesamt 7% der Elternpaare aus. Bemerkenswert ist, dass dies die erste bevölkerungsrepräsentative Evidenz von Erwerbs- und Homeoffice-Konstellationen in Elternpaaren darstellt.

Der Zusammenhang zwischen Homeoffice-Nutzung und Aufteilung der familialen Sorgearbeit

Deskriptive Ergebnisse auf Basis der AID:A 2023-Daten zeigen, dass der väterliche Anteil an Hausarbeit und Kinderbetreuung insgesamt bei 31% und respektive 34% liegt (siehe Abb. 7.2.2). Bei der Darstellung nach Erwerbs-/Homeoffice-Konstellationen im Elternpaar zeigt sich erwartungsgemäß, dass der väterliche Anteil eher unterdurchschnittlich in denjenigen Konstellationen ausfällt, in denen die Mutter nicht oder nur in Teilzeit (unter 20 Wochenarbeitsstunden) erwerbstätig ist, und eher überdurchschnittlich ausgeprägt ist in Konstellationen, in denen die Mutter mit mehr als 20 Wochenarbeitsstunden erwerbstätig ist. Diese überdurchschnittliche väterliche Beteiligung kommt dabei mit maximal 37 bzw. 41% nicht an eine partnerschaftliche Aufteilung heran. Auffällig ist auch, dass sich nicht eindeutig eine systematisch höhere väterliche Beteiligung an familialer Care-Arbeit in denjenigen Konstellationen feststellen lässt, in denen Väter Homeoffice nutzen. Die väterliche Homeoffice-Nutzung scheint letztlich für den väterlichen Fürsorgeanteil weit weniger ausschlaggebend als das Ausmaß der mütterlichen Erwerbsbeteiligung.

Fazit

Punktuell bestätigt sich bezüglich der Kinderbetreuung die aktuelle Studienlage, dass ein höherer väterlicher

Fürsorgeanteil am ehesten dort zu erwarten ist, wo Väter einseitig Homeoffice-Möglichkeiten haben: Die Doppelverdiener-Konstellation, bei der nur die Väter Homeoffice nutzen, die Mütter jedoch nicht, liegt mit 41 % statistisch signifikant über dem Durchschnitt väterlicher Beteiligung. Schaut man sich allerdings die absoluten Zeitverwendungen von Müttern und Vätern für Kinderbetreuung an (siehe Abb. 7.2.3), so wird deutlich, dass dieses Ergebnis tendenziell nicht auf einer höheren Fürsorgeanstrengung der Väter mit Homeoffice-Nutzung beruht, sondern auf einer niedrigeren Zeitaufwendung der Mütter. Diesen deskriptiven Befund gilt es in nun anstehenden vertiefenden Analysen, möglichst unter Anwendung von Methoden der kausalen Inferenz, eingehender zu untersuchen. Das Homeoffice scheint bisher zumindest nur sehr eingeschränkt als „Universal-Heilmittel“ zur Förderung von mehr Partnerschaftlichkeit in der familialen Sorgearbeit zu taugen.

Literatur

Alipour, Jean-Victor/Falck, Oliver/Mergener, Alexandra/Schüller, Simone (2020): Wiring the Labor Market Revisited: Working from Home in the Digital Age. In: CESifo Forum, 21. Jg., H. 3, S. 10–14

- Alipour, Jean-Victor/Falck, Oliver/Schüller, Simone (2023): Germany's Capacity to Work from Home. In: European Economic Review, 151. Jg., H. 104354
- Alipour, Jean-Victor/Falck, Oliver/Schüller, Simone (2020): Homeoffice während der Pandemie und die Implikationen für eine Zeit nach der Krise. In: ifo Schnelldienst, 73. Jg., H. 7, S. 30–36
- Boll, Christina/Müller, Dana/Schüller, Simone (2023): Neither backlash nor convergence: dynamics of intra-couple childcare division during the Covid-19 pandemic in Germany. In: Journal for Labour Market Research, 57. Jg., Artikel Nr. 27
- Boll, Christina/Schüller, Simone (2020): Quo vadis paarinterne Arbeitsteilung post coronam? Wirtschaftsdienst, 100. Jg., H. 7, S. 556–558
- Boll, Christina/Müller, Dana/Osiander, Christopher/Schüller, Simone (2024): Working From Home and Parental Childcare Division: Evidence From Two Years Covid-19 Pandemic. Social Politics. Im Erscheinen.
- Mas, Alexandre Mas/Pallais, Amanda (2020): Alternative Work Arrangements. In: Annual Review of Economics, 12. Jg., S. 631–658
- Mas, Alexandre Mas/Pallais, Amanda (2017): Valuing Alternative Work Arrangements. In: American Economic Review, 107. Jg., H. 12, S. 3722–3759

7.3 Online-Freizeitaktivitäten unter Freundinnen und Freunden

Lisa Hasenbein und Andreas Herz

Peer- und Freundschaftsbeziehungen spielen eine wichtige Rolle für Jugendliche und sind zentrale Bezugspunkte während des Erwachsenwerdens (Grunert 2022; Schobin u. a. 2016) (siehe dazu auch den Beitrag von Andreas Herz in diesem Band, Kap. 5.2). Mit der zunehmenden Digitalisierung der Lebenswelten junger Menschen (Feierabend u. a. 2023), hat sich auch die Gestaltung von Freundschaftsbeziehungen verändert und viele gemeinsame Aktivitäten mit Freund:innen finden online statt (Tran/Gaupp 2021; Schobin u. a. 2016). Digitale Medien ermöglichen es, ortsunabhängig miteinander in Kontakt zu stehen. Damit stellen sie insbesondere für Jugendliche und junge Erwachsene mit räumlich weiter entfernt lebenden Freund:innen oder für junge Menschen mit eingeschränkter Mobilität oder mit besonderen Interessenslagen eine Möglichkeit dar, ihre Freizeit mit Freund:innen und Gleichgesinnten zu verbringen.

Während nur wenige Jugendliche ihre Freund:innen online kennenlernen (Tran/Gaupp 2021), sind Freundschaften ohne gemeinsame Online-Freizeitaktivitäten kaum mehr denkbar. Online verbrachte Freizeit mit Freund:innen kann dabei unterschiedlich gestaltet sein – etwa in Form von gemeinsamen Online-Spielen, Chatten oder dem Austauschen von Musik, Bildern und Videos. Anhand der AID:A 2019-Daten konnte mit Bezug auf online verbrachte Freizeit bereits gezeigt werden, dass die Mehrheit der Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren täglich oder sogar mehrmals täglich mit den Freund:innen chattet, wobei dies mit rund 70 % etwas mehr für die befragten Mädchen zutrifft. Männliche Jugendliche spielen dagegen häufiger gemeinsam online Spiele; rund 24 % tun dies täglich oder mehrmals täglich. Musik, Bilder oder Videos teilen Mädchen und Jungen etwa gleich häufig mit den Freund:innen; rund 20 % machen dies täglich oder mehrmals täglich (Tran/Gaupp 2021).

Gemeinsame Freizeitaktivitäten, die mit Freund:innen online stattfinden, wurden damit bisher insbesondere für Jugendliche untersucht. Eine Betrachtung von digitalen Freizeitaktivitäten von jungen Erwachsenen mit deren Freund:innen blieb hingegen weitestgehend aus. Dabei könnten Online-Freizeitaktivitäten gerade für junge Erwachsene eine potenziell wichtige Möglichkeit darstellen, um mit Freund:innen in Kontakt zu bleiben, da die Lebensphase des jungen Erwachsenenalters vermehrt von Mobilität geprägt ist (z. B. Umzug zum Ausbildungs-/Studienort nach erfolgtem Schulabschluss, Zusammenziehen mit Partner:in). Um dies zu adressieren, geht dieser Beitrag der Frage nach, welche Rolle die digitale Freizeitgestaltung mit Freund:innen im Jugend- bis ins junge Erwachsenenalter – also mit Blick auf junge Menschen von 12 bis 32 Jahren – spielt. Dabei wird auch berücksichtigt, inwiefern sich junge Menschen hinsichtlich anderer Differenzierungsmerkmale, wie etwa Geschlecht, Bildungs- oder Migrationshintergrund, in ihren Online-Freizeitaktivitäten mit Freund:innen unterscheiden.

Erfassung von Online-Freizeitaktivitäten

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen wurden in AID:A 2023 für deren bis zu drei besten Freund:innen gebeten, nähere Angaben zu den Freundschaften zu machen (für eine genaue Beschreibung, wie Freundschaftsbeziehungen in AID:A erfragt werden, siehe den Beitrag von Andreas Herz in diesem Band, Kap. 5.2). Insgesamt gaben 4.467 Befragte zwischen 12 und 32 Jahren an, mindestens eine gute Freundin oder einen guten Freund zu haben und beantworteten die Fragen innerhalb der dyadischen Freundschaftsabfrage. 231 machten keine Angabe zur Anzahl ihrer Freund:innen oder gaben an, keine besten Freund:innen zu haben, und fließen dementsprechend – ebenso wie 225 Befragte, die keine Auskunft in der dyadischen Abfrage machten – nicht in die folgenden Analysen ein. Die gemeinsam mit den genannten Freund:innen online verbrachte Freizeit wurde folgendermaßen erfragt: „Wie häufig verbringst du online gemeinsam deine Freizeit mit <NAME des Freundes/der Freundin>, z. B. beim Online-Spiele spielen, übers Internet Musik hören, Bilder oder Videos anschauen? Es ist egal, ob die Aktivitäten mit den Freunden in einem Raum oder an getrennten Orten ausgeübt werden“, wobei die Antwortalternativen (1) „täglich“, (2) „mehrmals pro Woche“, (3) „ein- bis zweimal pro Woche“, (4) „ein- bis zweimal pro Monat“, (5) „seltener“ oder (6) „nie“ waren. Damit sind in dieser Variable sehr unterschiedliche Aktivitäten abgebildet, was eine allgemeine Aussage über Online-Freizeitaktivitäten ermöglicht.

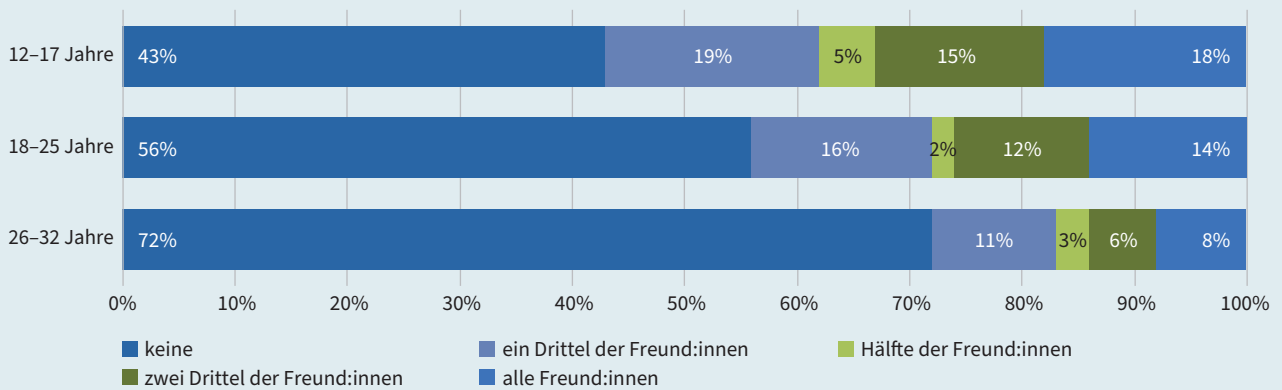
Entsprechend liegen mit AID:A 2023 für bis zu drei genannte und näher betrachtete Freundschaftsbeziehungen Informationen vor, die Analysen zu den besten Freund:innen auf dyadischer Ebene erlauben. Für die hier vorgestellten Auswertungen wurde eine Aggregation der dyadischen (jeweils auf einzelne der bis zu drei genannten Freundschaften bezogenen) Informationen vorgenommen, um Aussagen zusammengefasst für die genannten Peers zu machen. Dargestellt wird folgend der Anteil der besten Freund:innen, mit denen täglich oder mehrmals pro Woche gemeinsam online Freizeit verbracht wird – d. h. der Anteil an Freund:innen, für die bei der Frage nach Online-Freizeitaktivitäten eine der beiden höchsten Häufigkeitskategorien genannt wurden.

Junge Menschen verbringen regelmäßig Freizeit online mit besten Freund:innen – aber nicht alle mit allen gleichermaßen viel

Gemeinsame Online-Aktivitäten sind bei den 12- bis 32-jährigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwar von Bedeutung für die Freizeitgestaltung und Kommunikation mit Freund:innen, gleichzeitig zeigen sich deutliche Differenzierungen, ob mit allen oder nur einem Teil der besten Freund:innen häufig – also mindestens mehrmals pro Woche – online Kontakt besteht: 13 % der Befragten sind mit allen besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche über digitale Medien im Kontakt, 26 % der Befragten verbringen mit mindestens der Hälfte der besten Freund:innen mehrmals pro Woche online ihre Freizeit. Demgegenüber ist mit 59 % die Mehrheit der Befragten mit keiner oder keinem der besten Freund:innen mehrmals pro Woche online in Kontakt.

Im Geschlechtervergleich zeigt sich, dass Mädchen und junge Frauen häufiger mit den besten Freund:innen Freizeit online verbringen. So ist es ein höherer Anteil Mädchen und junge Frauen (15 %) als Jungen und junge Männer (11 %), die mit allen ihrer besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online in Kontakt sind. Ein Grund dafür könnten geschlechtsspezifische Unterschiede in der Art der Online-Aktivitäten sein, denen Mädchen und junge Frauen bzw. Jungen und junge Männer nachgehen und die sich in unterschiedlichen Häufigkeiten widerspiegeln. Beispielsweise sind Online-Spiele unter Jungen und jungen Männern weiterverbreitet, wohingegen Mädchen und junge Frauen mehr mit ihren Freund:innen chatten und Videos und Bilder teilen (Tran/Gaupp 2021).

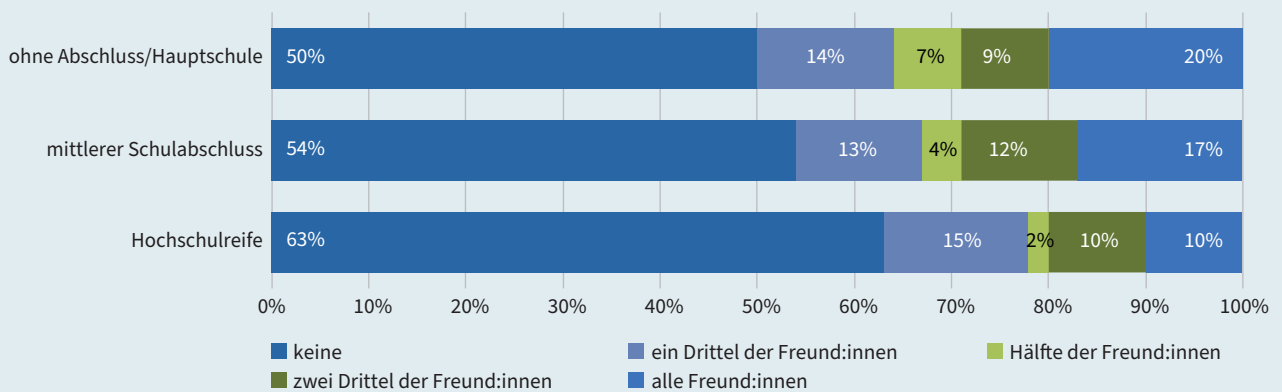
Abb. 7.3.1 Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit einem bestimmten Anteil ihrer besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online Freizeit verbracht haben, nach Altersgruppen



Anmerkung: Die Kategorien „keine“, „ein Drittel der Freund:innen“, „Hälfte der Freund:innen“, „zwei Drittel der Freund:innen“ sowie „alle Freund:innen“ geben die aggregierten Angaben zu den besten Freund:innen an, wobei Befragte für bis zu drei Freundschaftsbeziehungen Angaben machen konnten. Abhängig von der genannten Anzahl der besten Freund:innen der Befragten sind folgende Kategorien möglich: Bei drei besten Freund:innen sind die Kategorien „alle“, „zwei Drittel“, „ein Drittel“ oder „keine“ möglich; bei zwei besten Freund:innen sind „alle“, „Hälfte“, „keine“ möglich; bei einer besten Freundin oder einem besten Freund trifft entweder „alle“ oder „keine“ zu.

Quelle: AID:A 2023, gewichtet, n = 4.467, eigene Berechnungen.

Abb. 7.3.2 Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit einem bestimmten Anteil ihrer besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online Freizeit verbracht haben, nach höchstem Bildungsabschluss



Anmerkung: Bildung: CASMIN 3-stufig, für Schüler:innen wurde der gegenwärtige Schulzweig bzw. die gegenwärtige Schulart zugrunde gelegt. Erläuterung zu den Kategorien siehe Abbildung 7.3.1.

Quelle: AID:A 2023, gewichtet, n = 4.405, eigene Berechnungen.

Die Häufigkeit von Online-Freizeitaktivitäten mit Freund:innen unterscheidet sich nach Alter, Bildungsniveau und Mobilitätserfahrung junger Menschen

Sehr deutlich zeigt sich, dass Online-Freizeitaktivitäten mit den besten Freund:innen insbesondere für die 26- bis 32-Jährigen seltener sind als für junge Menschen im Alter zwischen 12 bis 25 Jahren (siehe Abb. 7.3.1). Während von den 12- bis 17-Jährigen 18 % bzw. von den 18- bis 25-Jährigen 14 % mindestens mehrmals pro Woche digital mit allen besten Freund:innen Freizeit verbringen, ist der Anteil

bei den 26- bis 32-Jährigen mit 8 % nur knapp halb so groß. Auch wenn digitale Medien aus den Lebenswelten der jungen Menschen nicht mehr weg zu denken sind, ist auf der anderen Seite – je nach Altersgruppe eine knappe bzw. deutliche – Mehrheit der Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen mit keiner oder keinem ihrer besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online in Kontakt (siehe Abb. 7.3.1). Dies spiegelt sich auch darin wider, dass 17 % der jungen Menschen nie mit ihren besten Freund:innen online gemeinsam Freizeit verbringen, wobei sich auch hier Differenzierungen zwischen den Altersgruppen zeigen: 8 % der 12- bis 17-Jährigen, 15 % der

18- bis 25-Jährigen und immerhin 25 % der 26- bis 32-Jährigen verbringen nie online Freizeit mit ihren besten Freund:innen. Während die besten Freund:innen eine wichtige Rolle für junge Menschen spielen (siehe auch Beitrag von Andreas Herz in diesem Band, Kap. 5.2), relativiert sich damit die Bedeutung von Online-Freizeitaktivitäten für Freundschaftsbeziehungen unter Jugendlichen und insbesondere jungen Erwachsenen.

Ein ähnliches Muster wie entlang der Altersgruppen zeigt sich auch für die Differenzierung der Online-Freizeitaktivitäten mit den besten Freund:innen nach dem Bildungshintergrund der Befragten (siehe Abb. 7.3.2). Bildung wurde auf Grundlage der Bildungsabschlüsse bzw. berufsspezifischen Bildung (CASMIN) dreistufig eingeteilt, wobei für Schüler:innen der gegenwärtige Schulzweig bzw. die gegenwärtige Schulart zugrunde gelegt ist. Bei jungen Menschen mit Hochschulreife bzw. im einschlägigen Schulzweig ist es ein geringer Anteil von 10 %, der mit allen Freund:innen mehrmals pro Woche digital Freizeit verbringt. Bei den Befragten ohne Schulabschluss bzw. mit Hauptschulabschluss ist der Anteil doppelt so groß (20 %), d. h. mit höherer Bildung nimmt die digital verbrachte Freizeit mit Freund:innen ab.

Auch hinsichtlich der Mobilitätserfahrungen von jungen Menschen zeigen sich Unterschiede in der Häufigkeit von Online-Freizeitaktivitäten mit den besten Freund:innen. 17 % der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die selbst außerhalb Deutschlands geboren sind, verbringen mit allen ihren besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online Freizeit. Damit sind junge Menschen mit eigener Migrationserfahrung mehr mit allen ihren besten Freund:innen online in Kontakt als Jugendliche und junge Erwachsene, die in Deutschland geboren sind, bei denen dies für 12 % zutrifft.

Zusammengenommen deuten die Ergebnisse an, dass Online-Freizeitaktivitäten mit Freund:innen mit dem Alter sowie mit höherer Bildung abnehmen, was etwa an zeitlichen Ressourcen für die Pflege dieser Kontakte oder grundsätzlichen Unterschieden im Freizeitverhalten liegen kann, die mit dem Alter und Bildungsniveau zusammenhängen. Unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Mobilitätserfahrung sind die Anteile für häufige Online-Freizeitaktivitäten mit den besten Freund:innen höher. Ein Grund dafür könnte sein, dass junge Menschen, die selbst nach Deutschland migriert sind, digital Kontakte zu Freund:innen halten, die weiter entfernt leben. Dabei ist aber offen, inwiefern die Freizeit online mit räumlich weiter entfernt lebenden Freund:innen beispielsweise auch im Herkunftskontext verbracht wird.

Fazit

Online mit den besten Freund:innen die eigene Freizeit zu verbringen, ist aus der Lebenswelt vieler junger Menschen nicht mehr wegzudenken. Und doch nehmen Online-Freizeitaktivitäten mit den besten Freund:innen für Jugendliche und junge Erwachsene unterschiedlich viel Bedeutung ein. Dabei sind insbesondere Jugendliche, junge Menschen mit niedrigerem Bildungshintergrund sowie Personen mit Mobilitätserfahrung, häufiger mit ihren besten Freund:innen während der Freizeit online in Kontakt als junge Erwachsene, Personen mit höherer Bildung und junge Menschen, die in Deutschland geboren sind. Zu einem Teil widerspricht dies der Annahme, dass Online-Freizeitaktivitäten mit Freund:innen gerade für die Altersgruppe der jungen Erwachsenen eine wichtige, ortsunabhängige Kontaktmöglichkeit darstellt in einer Lebensphase, die etwa aufgrund von Umzügen zu Ausbildungs- und Studienorten von einer besonders hohen Mobilität geprägt sein kann. Zugleich deuten die Ergebnisse zu jungen Menschen mit eigener Mobilitätserfahrung darauf hin, dass die Online-Freizeitgestaltung mit Freund:innen für junge Menschen durchaus eine Möglichkeit sein könnte, um mit Freund:innen in Kontakt zu bleiben, die räumlich weiter entfernt leben. Die beobachteten Unterschiede entlang des Alters und Bildungshintergrunds der jungen Menschen deuten außerdem darauf hin, dass beschränkte zeitliche Ressourcen aufgrund von erhöhten bildungs- oder berufsbezogenen Verpflichtungen sowie Zeit für Partnerschaft und Erziehungsaufgaben der Grund für insgesamt weniger Zeit mit Freund:innen sein könnten, was sich auch in den gemeinsamen Online-Aktivitäten widerspiegelt.

Literatur

- Grunert, Cathleen (2022): Peerbeziehungen. In: Berngruber, Anne/Gaupp, Nora (Hrsg.): *Erwachsenwerden heute. Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen*. Stuttgart, S. 103–112
- Feierabend, Sabine/Rathgeb, Thomas/Kheredmand, Hediye/Glöckler, Stephan (2023). *JIM-Studie 2023: Jugend, Information, Medien*. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs). Stuttgart
- Schobin, Janosch/Leuschner, Vincenz/Flick, Sabine/Alleweldt, Erika/Heuser, Eric Anton/Brandt, Agnes (2016): *Freundschaft heute: Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld
- Tran, Kien/Gaupp, Nora (2021): *Freundschaften im Jugendalter: online, offline oder beides?* In: Rauschenbach, Thomas/Kuger, Susanne/Walper, Sabine (Hrsg.), *Aufwachsen in Deutschland 2019. Alltagswelten von Kindern, Jugendlichen und Familien*. Bielefeld, S. 80–85

7.4 Cybermobbingerfahrungen junger Menschen

Bettina Grüne, Andreas Herz und Diana Willems

Im Zusammenhang mit den zunehmend mediatisierten und digitalisierten Alltagswelten werden häufig die damit verbundenen Risiken für junge Menschen diskutiert. Insbesondere die Verbreitung von Cybermobbing sowie dessen Folgen und Maßnahmen zur Prävention sind immer wieder im Zentrum der Diskurse von Fachpraxis, Politik und Wissenschaft. Bei Cybermobbing wird Informations- und Kommunikationstechnologie genutzt, um wiederholt und absichtlich einer anderen Person zu schaden, sie zu belästigen, zu verletzen und/oder in Verlegenheit zu bringen (Peter/Petermann 2018). Cybermobbing erfolgt u. a. in den sozialen Medien, über Messenger Dienste, in E-Mails oder Chats. Im Vergleich zum „traditionellen“ Mobbing sind die Anonymität der Täter:innen und die unkalkulierbare und unbegrenzte Dauer und Reichweite einer Tat besondere Merkmale von Cybermobbing. Viktimisierung durch Cybermobbing kann bei den Opfern zu schwerwiegenden psychischen, körperlichen und sozialen Folgen führen (Petras/Petermann 2019). Die Identifizierung von Risikofaktoren ist wichtig, um (potenzielle) Opfer von Cybermobbing zu erkennen und zu unterstützen und um Präventionsmaßnahmen zur Verhinderung von Cybermobbing und zur Intervention gegen andauerndes Cybermobbing zu initiieren.

Verschiedene Studien haben personale, soziale und medienbezogene Risikofaktoren für eine Viktimisierung durch Cybermobbing identifiziert (ebd.). Je älter junge Menschen werden, desto eher sind sie Cybermobbing ausgesetzt, Mädchen sind häufiger Opfer von Cybermobbing als Jungen und auch verschiedene familiäre und schulische Faktoren erhöhen die Wahrscheinlichkeit Opfer von Cybermobbing zu werden (Petras/Petermann 2019). Dabei wird der überwiegende Fokus der vorliegenden Studien auf Schüler:innen bzw. den Schulkontext gesetzt. In Deutschland liegen mit den Schüler:innenbefragungen Health Behavior in School-aged Children Study (HBSC) und dem Niedersachsensurvey repräsentative Daten auf der Basis von Schulklassenstichproben zur Betroffenheit von Cybermobbing vor. Nach diesen beiden Studien haben 3 bzw. 3,5% der befragten Schüler:innen in den letzten Monaten Cybermobbing erlebt (Fischer/Bilz 2024; Krieg u. a. 2020).

Als Individualstichprobe mit einer bundesweiten Haushaltsbefragung bringt der AID:A-Survey im Vergleich zu diesen Studien den Vorteil, dass Erfahrungen mit Cybermobbing auch für Nicht-Schüler:innen beschrieben werden können, d. h. beispielsweise junge Menschen in

Ausbildung oder Studium, erwerbstätige oder arbeitslos gemeldete junge Menschen. Dieser Beitrag untersucht die folgenden Fragestellungen: Wie viele junge Menschen sind von Cybermobbing betroffen? Welche Form der Viktimisierung erleben sie? Unterscheidet sich die Prävalenz zwischen jungen Menschen, die zur Schule gehen, und jungen Menschen, die nicht mehr zur Schule gehen? Gibt es Unterschiede nach Alter und Geschlecht hinsichtlich der Betroffenheit von Cybermobbing?

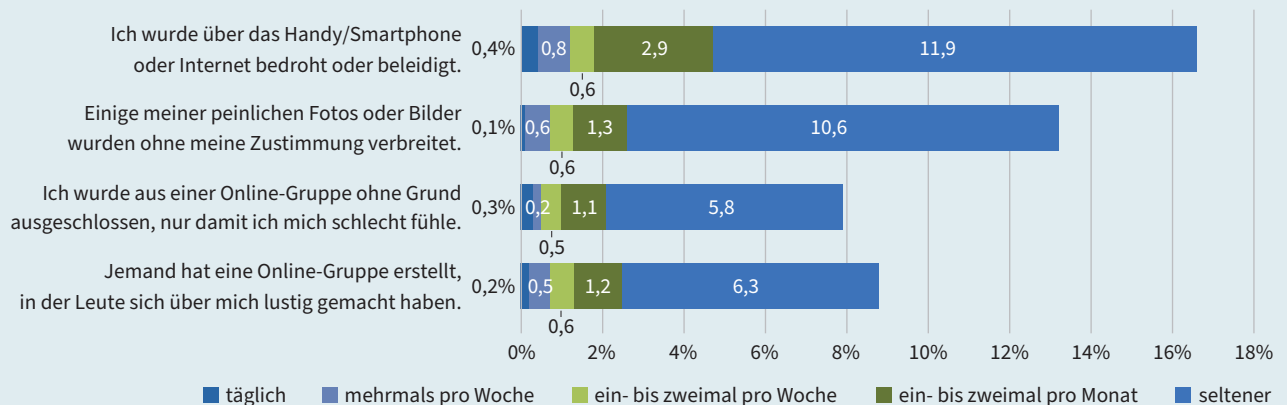
Erhebung von Cybermobbing Viktimisierung

Datengrundlage sind die Antworten der Personen, die zu Mobbing befragt wurden, in AID:A 2023 sind das 2.828 junge Menschen zwischen 12 und 21 Jahren. In der Befragung wurde Cybermobbing zunächst über eine kurze Erläuterung eingeführt: „Mobbing kann auch im Internet oder über das Handy/Smartphone stattfinden. Einzelne Personen oder Gruppen nutzen Textnachrichten, Fotos oder Videos, um einen anderen Menschen zu beleidigen, zu bedrohen, zu belästigen, bloßzustellen oder auszuschließen. Dies kann in privaten Nachrichten passieren, aber auch öffentlich z. B. auf sozialen Medien oder Videoplattformen.“ Im Anschluss wurden die Befragten in Anlehnung an Pozzoli und Gini (2020) gebeten anzugeben, wie häufig ((1) „täglich“, (2) „mehrmals pro Woche“, (3) „ein- bis zweimal pro Woche“, (4) „ein- bis zweimal pro Monat“, (5) „seltener“, (6) „nie“) sie in den letzten Monaten Erfahrungen mit den folgenden vier Formen von Cybermobbing gemacht haben: (1) Jemand hat eine Online-Gruppe erstellt, in der Leute sich über mich lustig gemacht haben; (2) Ich wurde aus einer Online-Gruppe ohne Grund ausgeschlossen, nur damit ich mich schlecht fühle; (3) Einige meiner peinlichen Fotos oder Bilder wurden ohne meine Zustimmung verbreitet; (4) Ich wurde über das Handy/Smartphone oder Internet bedroht oder beleidigt (siehe Abb. 7.4.1). Personen, die mindestens eine der erfragten Formen mindestens ein- bis zweimal pro Monat erlebt haben, gelten in den Auswertungen als Personen mit Cybermobbing Erfahrung.

Junge Menschen sind online am häufigsten von Bedrohungen und Beleidigungen betroffen

Etwa 7 % der 12- bis 21-Jährigen haben in den letzten Monaten Cybermobbing Viktimisierung erlebt. Differenziert nach den erhobenen Formen von Cybermobbing, variiert

Abb. 7.4.1 Cybermobbingerfahrungen von 12- bis 21-Jährigen nach Form der Viktimisierung in %



Quelle: AID:A 2023; gewichtet, n = 2.795–2.802; eigene Berechnungen.

die Prävalenz zwischen 2 und 5 % (siehe Abb. 7.4.1). Am häufigsten sind junge Menschen von Bedrohungen oder Beleidigungen über das Handy/Smartphone oder Internet betroffen (5%). Darauf folgt mit je 2% betroffenen jungen Menschen die Verbreitung peinlicher Bilder oder Fotos ohne Zustimmung, das Lustigmachen in einer extra dazu eingerichteten Online-Gruppe und der Ausschluss aus einer Online-Gruppe. Zwischen 0,1 und 0,4% sind täglich und zwischen 0,2 und 0,8% sind mehrmals pro Woche von einer Form von Cybermobbing betroffen. Die meisten betroffenen 12- bis 21-Jährigen erleben eine Form der Viktimisierung (67%). 16% der Betroffenen erleben zwei und 15% drei Formen der Viktimisierung. Von allen vier Formen sind 3% der viktimisierten jungen Menschen betroffen.

Des Weiteren gibt es einen nicht unerheblichen Anteil der 12- bis 21-Jährigen, die auch Viktimisierung durch Cybermobbing erlebt haben, jedoch seltener als ein- bis zweimal monatlich (siehe Abb. 7.4.1). Exemplarisch für Bedrohungen oder Beleidigungen über das Handy/Smartphone oder Internet zeigen die Daten, dass zusätzlich 12% der jungen Menschen seltener als ein- bis zweimal monatlich davon betroffen sind. Auch wenn bei diesen jungen Menschen die Merkmale einer andauernden und wiederholenden Cybermobbingerfahrung nicht zutreffen, sind es dennoch prägende Erfahrungen für diese Personen, und es besteht durchaus das Risiko, dass ihre Erfahrungen einen wiederkehrenden und permanenten Charakter entwickeln.

Cybermobbing ist nicht nur ein Thema für Schüler:innen

Differenziert nach soziodemografischen Merkmalen unterscheiden sich die Geschlechter – im Gegensatz zu Ergebnissen anderer Studien – nicht hinsichtlich der Betroffenheit von Cybermobbing, d. h. mindestens eine Form der Viktimisierung wurde mindestens ein- bis zweimal pro Monat erlebt. Mit zunehmendem Alter, konform zu bisherigen Studien, nimmt Cybermobbing Viktimisierung zu. Allerdings besteht dieser Zusammenhang, wiederum abweichend zu bisherigen Studien, nur bis zu einem Alter von 17 Jahren. Für Volljährige nimmt Viktimisierung dann wieder ab (12- bis 13-Jährige: 5,0%; 14- bis 15-Jährige: 9,6%; 16- bis 17-Jährige: 9,6%; 18- bis 21-Jährige 6,1%). Junge Menschen, die nicht mehr zur Schule gehen (7%) sind gleichermaßen von Cybermobbing betroffen wie Schüler:innen einer allgemeinbildenden Schule (8%). Von den Nicht-Schüler:innen befindet sich die Mehrheit (58%) in beruflicher Ausbildung, Studium, Umschulung oder Weiterbildung, ein Viertel ist erwerbstätig, 5% sind arbeitslos gemeldet und 12% machen etwas anderes. Auch hinsichtlich der Art der Viktimisierung gibt es keine Unterschiede zwischen Schüler:innen und jungen Menschen, die nicht mehr zur Schule gehen. Entsprechend bedeutsam sind die Befunde für junge Menschen, die nicht mehr eine allgemeinbildende Schule besuchen.

Fazit

Im Gegensatz zu den Schüler:innenbefragungen HBSC und dem Niedersachsensurvey, ist die Betroffenheit von Cybermobbing unter 12- bis 21-Jährigen in AID:A 2023 höher. Dies ist einerseits darauf zurückzuführen, dass die Schwelle für die Definition von Cybermobbing in HBSC mit mindestens zwei bis dreimal monatlich bzw. im Niedersachsensurvey mit mindestens mehrmals monatlich jeweils höher lag als in AID:A. Darüber hinaus erfolgte in AID:A die Erhebung von Cybermobbing aus der Kombination einer Definition und vier verhaltensbasierten Items, während Cybermobbing in HBSC ausschließlich definitionsbasiert und im Niedersachsensurvey mit einer Definition und einem verhaltensbasierten Item erhoben wurde. Erhebungen mit verhaltensbasierten Items gehen in der Regel mit einer höheren Prävalenz einher als Erhebungen, die Cybermobbing ausschließlich definitionsbasiert erfassen. Davon unabhängig zeigen die Ergebnisse, dass Cybermobbing nicht ausschließlich ein Problem von Schüler:innen ist, sondern dass junge Menschen auch außerhalb des Schulsettings, z. B. in Ausbildung, Studium oder bei Erwerbstätigkeit, gleichermaßen von Cybermobbing betroffen sind. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit flächendeckender Präventionsangebote, die sich nicht ausschließlich an Schüler:innen von allgemeinbildenden Schulen richten sollten. Wichtige weitere Orte für Präventionsangebote sind das Internet, z. B. in den sozialen Medien, Berufsschulen und Hochschulen, aber auch Ausbildungsstätten und -betriebe (u. a. Mögling/Tillmann/Wisniewski 2018).

Literatur

- Fischer, Saskia M./Bilz, Ludwig (2024): Mobbing und Cybermobbing an Schulen in Deutschland – Ergebnisse der HBSC-Studie 2022 und Trends von 2009/10 bis 2022. In: *Journal of Health Monitoring*, 9. Jg., H. 1, S. 46–67
- Krieg, Yvonne/Rook, Leonie/Beckmann, Laura/Kliem, Sören (2020): Jugendliche in Niedersachsen. Ergebnisse des Niedersachsensurveys 2019. KFN-Forschungsberichte Nr. 154. Hannover
- Mögling, Tatjana/Tillmann, Frank/Wisniewski, Anna (2018): Mobbing an beruflichen Schulen. Weinheim/Basel
- Peter, Ira-Katharina/Petermann, Franz (2018): Cyberbullying: A concept analysis of defining attributes and additional influencing factors. In: *Computers in Human Behavior*, 86, S. 350–366. <https://doi.org/10.1016/j.chb.2018.05.013>
- Petras, Ira-Katherina/Petermann, Franz (2019): Übersicht zu Risikofaktoren für Cybermobbing-Viktimisierung im Kindes- und Jugendalter und Empfehlungen für die Präventionsarbeit. In: *Zeitschrift für Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie*. 67. Jg., H. 4, S. 203–220, <https://doi.org/10.1024/1661-4747/a000391>
- Pozzoli, Tiziana/Gini, Gianluca (2020): Behavior during cyberbullying episodes: Initial validation of a new self-report scale. In: *Scandinavian Journal of Psychology*, 61. Jg., H. 1, S. 22–29

Abbildungen und Tabellen

Abb. 1.1	Surveyverlauf der AID:A Studien von 2009–2023	8
Abb. 1.2	Stichprobe nach Alter und Geschlecht von Zielpersonen	11
Abb. 2.1.1	Ausprägung des psychischen Wohlbefindens	17
Abb. 2.1.2	Kindliches Wohlbefinden im Zusammenhang mit dem Selbstwert des Kindes	17
Abb. 2.2.1	Mittelwerte der Einsamkeitsskala nach Altersgruppen und Geschlecht	20
Abb. 2.2.2	Mittelwerte der Einsamkeitsskala nach Diversitätsmerkmalen	20
Abb. 2.2.3	Mittelwerte der Einsamkeitsskala nach Anzahl guter Freund:innen	21
Abb. 2.3.1	Wohlbefinden in der Schule nach Klassenstufe und Schulart	23
Abb. 2.3.2	Einschätzungen des globalen schulischen Wohlbefindens nach allgemeiner Selbstwirksamkeit, Durchschnittsquote und Verstehen mit Mitschülern	23
Abb. 2.4.1	Wahrgenommene Diskriminierung 12- bis 32-Jähriger nach Diskriminierungsgrund	25
Abb. 2.4.2	Anteil 12- bis 32-Jähriger mit häufigen Diskriminierungserfahrungen differenziert nach soziodemografischen Merkmalen	26
Abb. 2.4.3	Kombinationen von Diskriminierungsgründen 12- bis 32-Jähriger, die aus zwei oder mehr Gründen diskriminiert wurden	27
Abb. 2.4.4	Selbstauskunft 12- bis 32-Jähriger zur allgemeinen Lebenszufriedenheit in Abhängigkeit von häufigen Diskriminierungserfahrungen	27
Abb. 2.5.1	Soziale Situation (Anzahl der Kinder im Haushalt, Alter jüngstes Kind, Armutsrisiko, Erwerbstätigkeit) der Mütter in verschiedenen Familienformen	30
Abb. 2.5.2	Mütterliches Wohlbefinden in verschiedenen Familienformen	31
Abb. 3.1.1	Formen politischer Partizipation nach Alter	35
Abb. 3.1.2	Formen politischer Partizipation nach Geschlecht	36
Abb. 3.1.3	Formen politischer Partizipation nach formalem Bildungsniveau	37
Abb. 3.2.1	Links-Rechts-Selbsteinschätzung von 14- bis 32-Jährigen nach Altersgruppen	39
Abb. 3.2.2	Links-Rechts-Selbsteinschätzung von 14- bis 32-Jährigen nach Geschlechtsidentität	40
Abb. 3.2.3	Links-Rechts-Selbsteinschätzung von 14- bis 32-Jährigen nach Altersgruppen und Geschlechtsidentität	41
Abb. 3.3.1	Politik- und wirtschaftsbezogene Zukunftsangst (nach Geschlechtsidentität)	43
Abb. 3.3.2	Institutionenvertrauen nach Alter (je Alterskategorie und Institution)	43

Abb. 3.3.3	Institutionenvertrauen und Zukunftsangst (nach Bildungsabschluss)	44
Abb. 4.1.1	Relative Häufigkeit einzelner Formen materieller bzw. sozialer Deprivation unter deprivierten Haushalten mit Kind(ern) unter 18 Jahren bzw. deprivierten Kindern unter 18 Jahren	47
Abb. 4.1.2	Geschätzte Deprivationsrisiken* für Haushalte (links) bzw. Kinder in diesen Haushalten (rechts), nach Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen und Vermögensindikatoren	48
Abb. 4.2.1	Anteil Lernender nach Art des Bildungsgangs und finanzielle Zuwendung durch die Eltern	50
Abb. 4.2.2	Anteil Lernender nach finanzieller Zuwendung und Migrationsgeschichte	50
Abb. 4.3.1	Anteil Jugendlicher und junger Erwachsener, die von keiner, niedriger oder mittlerer bis hoher Deprivation betroffen sind – differenziert nach Altersgruppen und Zusammenleben mit Eltern	53
Abb. 4.3.2	Anteil junger Menschen, die bestimmten Freizeitaktivitäten seltener als ein- bis zweimal im Monat oder nie nachgehen – differenziert nach materieller Deprivation	54
Abb. 4.3.3	Anteil Jugendlicher und junger Erwachsener, die insgesamt (sehr) zufrieden mit dem eigenen Leben sind – differenziert nach materieller Deprivation und Alter	55
Abb. 5.1.1	Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern von 0- bis 17-Jährigen im Vergleich	58
Abb. 5.1.2	Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern von 0- bis 17-Jährigen differenziert nach dem Wohlbefinden	59
Abb. 5.2.1	Anzahl der Freund:innen in %	61
Abb. 5.2.2	Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit einem bestimmten Anteil ihrer besten Freund:innen „sehr oft“/“oft“ persönliche Dinge besprechen, nach Geschlecht und Altersgruppen	61
Abb. 5.3.1	Anteil der Väter, deren jüngste Kinder in institutioneller Betreuung sind nach Geschlechterrolleneinstellungen und Berufsorientierung des Vaters	63
Abb. 5.3.2	Wöchentlicher Betreuungsumfang des jüngsten Kindes unter allen außerfamilial betreuten Kindern nach Geschlechterrolleneinstellungen und Berufsorientierung des Vaters	64
Abb. 5.3.3	Tatsächliche Arbeitszeit nach Geschlechterrolleneinstellungen im Elternpaar	65
Abb. 5.3.4	Umfang der Kinderbetreuung zu Hause nach Erwerbsumfang des Vaters sowie Betreuungssituation und Alter des jüngsten Kindes	66
Abb. 6.1.1	Häusliche Schulunterstützung von Müttern und Vätern	68
Abb. 6.1.2	Konstellationen häuslicher Schulunterstützung in der Familie	69
Abb. 6.2.1	Perspektiven nach der Schule in nicht-gymnasialen Bildungsgängen nach Klassenstufen in %	72
Abb. 6.2.2	Perspektiven nach der Schule in gymnasialen Bildungsgängen nach Klassenstufen in %	73

Abb. 6.2.3	Perspektiven nach der Schule in den Abschlussklassenstufen in nicht-gymnasialen und gymnasialen Bildungsgängen nach Soziodemografie in %	74
Abb. 6.3.1	Häufigkeit gemeinsamer Aktivitäten von Müttern und Vätern mit Kindern von 0 Jahren bis zum Schuleintritt	76
Abb. 6.4.1	Inanspruchnahme unterschiedlicher Angebote in Abhängigkeit von Bildung	79
Abb. 6.4.2	Inanspruchnahme ausgewählter Angebote im bildungsbezogenen Vergleich	80
Abb. 7.1.1	Durchschnittliche Mediennutzung bei Kindern und Jugendlichen bis 17 Jahre in Minuten nach Altersgruppe	83
Abb. 7.1.2	Durchschnittliche Mediennutzung bei Erwachsenen in Minuten nach Altersgruppe	84
Abb. 7.1.3a	Gemeinsame Freizeitaktivitäten von Müttern mit ihren Kindern (in %)	85
Abb. 7.1.3b	Gemeinsame Freizeitaktivitäten von Vätern mit ihren Kindern (in %)	85
Abb. 7.2.1	Verteilung von Erwerbs- und Homeoffice-Konstellationen unter Elternpaaren mit leiblichen Kindern im Alter bis 12 Jahren	87
Abb. 7.2.2	Arbeitsteilung Hausarbeit und Kinderbetreuung nach Erwerbs-/Homeoffice-Konstellation	88
Abb. 7.2.3	Elterliche Zeitverwendung für Kinderbetreuung in ausgewählten Erwerbs-/Homeoffice-Konstellationen	89
Abb. 7.3.1	Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit einem bestimmten Anteil ihrer besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online Freizeit verbracht haben, nach Altersgruppen	92
Abb. 7.3.2	Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit einem bestimmten Anteil ihrer besten Freund:innen mindestens mehrmals pro Woche online Freizeit verbracht haben, nach höchstem Bildungsabschluss	92
Abb. 7.4.1	Cybermobbingerfahrungen von 12- bis 21-Jährigen nach Form der Viktimisierung in %	95
Tab. 1.1	Soziodemografische Standardmerkmale in AID:A 2023	11
Tab. 1.2	AID:A 2023 Stichprobenmerkmale auf Individualebene für Zielpersonen und Eltern	12
Tab. 1.3	AID:A 2023 Stichprobenmerkmale auf Haushaltsebene	14
Tab. 6.1.1	Unterschiedliche Merkmale familiärer Involvement-Konstellationen	70
Tab. 6.4.1	Familienform nach Bildung	78

AID:A 2023

Blitzlichter

Die AID:A-Studien des Deutschen Jugendinstituts untersuchen, wie Kinder und Jugendliche in Deutschland aufwachsen, wie es ihren Familien geht und wie sie ihren Alltag gestalten. Familie und Freunde werden dabei ebenso berücksichtigt wie Kita, Schule oder der Arbeitsplatz. Um ein genaues Bild des Aufwachsens zu erhalten, beziehen die Studien multiple Akteure ein. Die aktuelle AID:A 2023-Studie ermöglicht es erneut, die unterschiedlichen Lebenslagen und Lebensführungen von Kindern, Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Eltern auch im Hinblick auf erlebte und aktuelle gesellschaftliche Krisen zu betrachten und sie stets im Zusammenhang mit ihrem subjektiven Wohlbefinden zu untersuchen. Die Ergebnisse fließen sowohl in die Forschung des DJI als auch in die Politik- und Praxisberatung ein.

